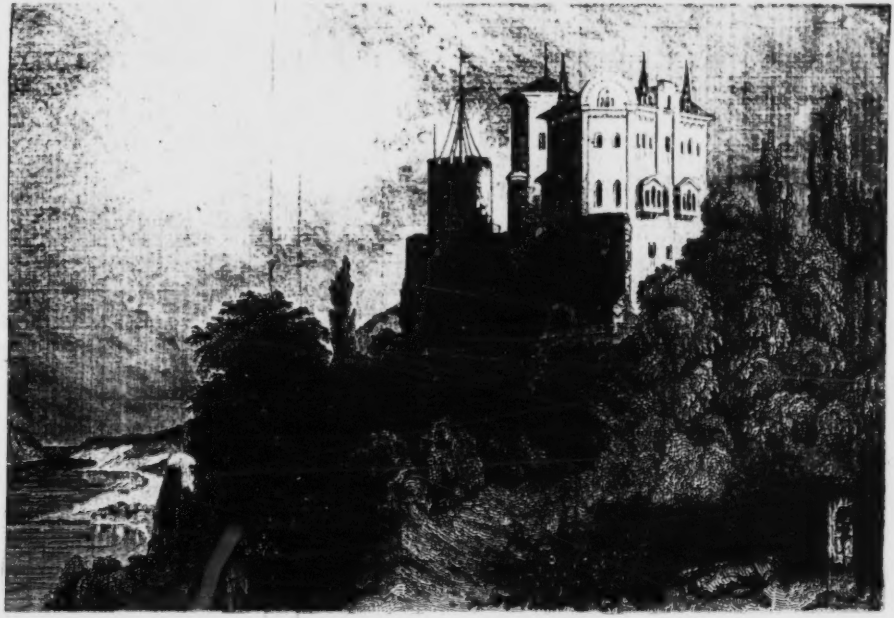


Neu-Rheineck.

Rheinischer
Sagen- und Liederschatz
in
Volksgeschichten, Legenden und Mythen
vom
Rhein
und seinen Nebenflüssen.

Herausgegeben
von

Joh. Wilh. Spitz,
Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

1.

A 1915. 1c 20

1843.

Düsseldorf und Cöln,
Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Gruß.

Vom Rhein, und stets vom Rheine,
Von seinem würz'gen Weine,
Von seinem blauen Himmel
Und buntem Schiffsgewimmel,
Von seinem Wundergarten
Mit Städten, Burgen, Warten,
Von seinen Zauberfeien
Und Domen und Abteien,
Von seinen Wasserspiegeln
Und lachenden Rebenhügeln,
Von seinen kräft'gen Söhnen
Und holden treuen Schönen,
Von Jener Wagemuthe
Und Dieser Sinn für's Gute,
Ist stets in allen Zungen
Das Jubellied erklungen.
Dort ist das Buch der Sagen,
Wenn irgend, aufgeschlagen:
Dort schallt vom Wiesengrüne,
Wie Nachts an dem Kamine,
Auf waldverschlungnen Wegen,
Beim frommen Abendsegen,
Im Kind- und Greisenmunde
Gar manche schöne Kunde
Aus alt- und neuen Zeiten
In's helle Gold der Saiten. —
Was klar wie Glanz der Sonnen;
Was Glaube ausgesponnen;
Ein Kind sich vorgespiegelt;
Ein Weiser ausgeklügelt;

Was kecklich übten die Mannen;
Was fahrende Schüler ersannen;
Was in den öden Schachten
Bergmänner schlicht erdachten;
Was Handwerksburschen geträumet;
Landsknechte zusammengereimet;
Was in der Nonne Zelle
Gab Frieden und Himmelshelle;
Was fromme Mönche erfunden
Als Balsam für irdische Wunden;
Was in den Ausgeburten
Der Laune Studenten schnurrten;
Was Troubadoure tönten
Und liebende Jungfraun ersehnten;
Was durch so manch Jahrhundert
Das Volk als sein bewundert
Und mit geweihtem Namen
Gefaßt in goldne Rahmen:
Das Alles, und noch Mehres,
Doch einzig Heimisch-Hehres,
Bring' ich, die Heimath liebend
Und ihre Klänge übend,
Als Sage, Lied, Legende
Euch hier als rhein'sche Spende.
Mög' sie den Blick euch frischen
Gleich Alpenrosenbüschen;
Den Kummer euch besiegen
Wie Duft aus Rheinweinkrügen;
Und euer Herz erheben
Bis zu den Höhn der Reben,
Nein, höher, zu der Bläue,
Woraus den Blick der Weihe
Gerichtet nach dem Rheine
Von je der Ewig-Eine.

Inhalt des ersten Bändchens.

	Seite.
Gertruidenberg. St. Gertruidens Minne. Von A. T. Beer.	3
Rotterdam. Eine Geusenwacht. Von Ferd. Freiligrath.	9
" Die Leiche von Rotterdam. Von J. B. Rousseau.	13
Mästricht. Bischof Friedrich. Von H. Bone.	18
Cleve. Der Schwanenritter. Legende. Nach Alex. Dumas von Ludw. Meyer.	22
Brienen bei Cleve. Johanna Sebus. Von Göthe.	51
Goch. Das versunkene Schloß. Nach dem „Geldrischen Volks-Almanak" v. G. Overmann	53
Kevlaer. Wallfahrt nach Kevlaer. Von H. Heine.	58
Xanten. Siegfrieds Schwert. Von L. Uhland.	62
" Siegfrieds Jugend. Von L. Tieck.	63
Wesel. Das Denkmal bei Wesel. Von J. B. Rousseau.	66
Geldern. Frohnbroich bei Geldern. Von Otto Windmüller.	73
Grafschaft Meurs. Asberg. Von J. B. Rousseau	74
Gladbach und Rheydt. Gladbach u. Rheydt.	75
Düsseldorf. Die Rothglocke zu Düsseldorf. Von J. B. Rousseau	75
" Meister Gruppello. Von W. Smets.	81
Solingen. Die Rüde bei Solingen. „Preußens Volkssagen von Ziehnert.	83
Solingen. Die Solinger Klingen. Von F. Steinmann.	86
Dünnwald. Kloster Dünnwald. Von Vincenz von Zuccalmaglio.	99
Monheim. Der Spielmann von Monheim. „Preußens Volkssagen" von Ziehnert.	103

Seite.
Dünnwald. Die Eichensaat. Montanus. . 108
Köln. Warnung vor dem Rhein. Von S. . 111
„ Bischof Anno. Von Karl Simrock. . . 112
„ Richmodis von Aducht. Von E. Weiden. 114
„ Der Dombaumeister von Köln. Von Eb. v. Groote. 118
„ Erzbischof Engelbert. Von A. Gebauer. 121
„ Im heiligen Dom von Köln. Von Fr. L. Z. Werner. 123
„ Die Feuerglocke zu Köln. Von J. G. Seidl. 124
„ Das versunkene Köln. Von W. Scheben. 127
„ St. Reinold. Von Fr. Schlegel . . . 130
„ Der Braten. Von W. Scheben. . . . 133
„ St. Korudula. Aus Meister G. Hagen's Reimchronik. 138
„ Das Bild in der Weißgerbergasse zu Köln. Von J. B. Rousseau. 140
„ Die Ketten in der Maria-Ablaß-Kapelle zu Köln. Von Jean Cornelia Wolf. . 141
„ Die Gereonskiste zu Köln. Von J. B. Rousseau. 143
„ Das Sauglöckchen in St. Cäcilia zu Köln. Von J. B. Rousseau. 144

Coblenz, gedruckt bei Ph. Wirtz.

Der Rhein.

In Jugendträumen hört' ich schon
Der Rheineswellen Zauberton;
Ich träumte: Wollt' ich glücklich sein,
Ich könnt' es nur am Rhein, am Rhein.

Drauf wurd' ich Mann; mit Ruhm und Glück
Trieb deutsche Faust den Feind zurück;
Und herrlich in der Freiheit Gluth
Sah ich des Rheines heil'ge Fluth.

Und als der Friede uns umschlang,
Wie fühlt' ich heißen Liebesdrang
Nach meinem lieben deutschen Strom,
Der kühn durchwallt der Berge Dom.

Laut grüßt' ich ihn zum zweiten Mal
Beim majestät'schen Abendstrahl;
Und ob ich auch zur Heimath kam,
Sein Bild ich mit im Busen nahm.

Und fürder hatt' ich keine Ruh,
Es zog mich stets den Bergen zu;
Ich dachte: Ach, am Rhein, am Rhein,
Kann nur das wahre Leben sein.

Den Wanderstab nahm ich zur Hand'
Und weit und breit zog ich durch's Land,
Sah manchen Strom, zog über's Meer,
Doch einen Rhein fand ich nicht mehr.

Und war der reiche Delavar
Columbia's auch noch so klar,
Als ich beschifft' die Ufer sein,
Ja, schön, bei Gott, jedoch — kein Rhein.

Ich hab' mich wacker umgesehn
Bei Wogendrang und Sturmeswehn
Ein ziemlich überall zu Haus,
Doch ruhn will ich am Rheine aus.

Und zög' ich auch noch zehnmal fort —
Lang läßt's mich nicht an einem Ort —
Zum elften Male ließ ich's sein
Und spräch': Ich bleibe nun am Rhein.

Wenn sinnend ich am Ufer steh'
Und nach den Sieben Bergen seh',
Dann sprech' ich aus mit Mund und Hand:
Es ist doch gar ein herrlich Land.

Der Godesberg, der Drachenfels,
Gehüllt in zarten Nebelschmelz —
Mir ist, als wenn, bekränzt mit Wein,
Sie stimmten an: „Am Rhein, am Rhein!"

Das Volk, das an den Ufern lebt,
Und wie sein Strom gewaltig strebt,
Ein braves Volk, voll Lebensmuth —
Ich bin dem Volke herzlich gut.

In seiner Mitte blüht mir Glück,
Ich sehne niemals mich zurück;
Es ist so recht nach meinem Sinn:
Froh, gastlich — und so gradehin.

Auch trifft mein Fuß, wohin er zieht,
Auf Großes, das dereinst geblüht,
Und wo die Blicke sich ergehn,
Ist Herrliches im Land geschehn.

Deß freu' ich mich, und ohne Dunst
Vollführ' ich meine freie Kunst,
Frei wie der Rhein, der brausend wallt
Zu seinem Ziel ohn' Aufenthalt.

Und heißt es einstens: Gute Nacht,
Zieh' aus, o Geist, es ist vollbracht!
Dann sag' ich zu den Freunden mein:
„Gottlob! — begrabt mich an dem Rhein!"

C. S. Schier.

St. Gertrudens Minne.

Als die heilige Gertrud noch ein, obwohl sittsames, doch der Welt angehörendes Mägdlein war, führte sie ihren Namen Gertrud, die Vielgeliebte, mit vollem Rechte, denn Jeder, der die Jungfrau erblickte, fühlte den süßen Zauber ihres holdseligen Wesens. Besonders gab sich ihr ein Ritter, stolzen Namens und tapferer Thaten, dergestalt zu eigen, daß er seinen Sinn von allem andern Thun und Treiben ab, und einzig der holden-Königin seines Herzens zuwandte, obgleich dieselbe noch durchaus jung an Jahren und er wohl dem Löwen zu vergleichen war, der sich von der Hand eines Kindes leiten läßt.

Gertrud war über alle Maßen mildthätig, eine Tugend, die sich bei ihr schon in den frühsten Jahren entwickelte, so daß sie zu wiederholten Malen im bloßen Hemdchen von ihren kleinen Streifereien heimkam, weil sie Alles, was sie auf sich trug, den Armen geschenkt hatte. Später zwar verbot ihr die Sittsamkeit eine solche Handlungsweise, in-

dessen war sie durch ihre gränzenlose Freigebigkeit immer so arm an Baarschaft und Kleinodien, daß sie nicht selten einen Nothleidenden unbeschenkt entlassen mußte, was ihr jedesmal so tiefen Kummer verursachte, daß sie den ganzen Tag in Thränen zubrachte.

An einem jener Tage, als sich eine arme Hausmutter, deren Mann erkrankt war, in ihrer höchsten Bedrängniß an sie gewendet hatte, wagte es der Ritter, ihr ein Geschmeide, das er bei sich trug, zur Hülfe für die Nothleidenden anzutragen; sie ergriff es mit dankbarer Begierde und eilte schnell damit in die Hütte der Armuth, wo sie den edlen Geber nannte, und den Haushalt in Freuden verließ. Der Ritter wollte Anfangs Hoffnung für seine eigenen Werbungen aus der Hast entnehmen, mit der die Jungfrau die Gabe ergriff, aber wenige Tage belehrten ihn, daß durchaus nur Gertrudens Mildthätigkeit und keine irdische Liebe Theil hatte an ihrer Willfährigkeit, sich ihm zu verpflichten. Dennoch beglückte ihn die Freudigkeit, mit der die Vielgeliebte alle Gaben aus seiner Hand annahm, um sie augenblicklich wieder zu vertheilen, so sehr, daß er sein Vermögen nicht schonte, um ihr immer häufigere Spenden zukommen zu lassen. Es hatte sich durch dieses gemeinschaftliche Wirken für die Nothleidenden eine sehr innige Freundschaft für den Ritter in Ger-

trudens Herzen geregt, die indessen viel zu arglos war, um zu ahnen, daß ihre eigene schöne Gestalt den Ritter zur Liebe entflammt haben könne, — so, daß sie seiner Handlungsweise keine anderen Beweggründe beilegte, als diejenigen, deren sie sich bei der ihrigen bewußt war.

Als Gertrud achtzehn Jahre zählte, theilte sie ihrem Freunde eines Tages mit, wie sie entschlossen sey, ihr Leben ihrem lieben Herrn Jesu und seinem von ihr besonders verehrten Jünger Johannes zu widmen, und daher sich in ein Kloster von der Welt zurückziehen wolle. Die Weise der Jungfrau bei diesem Bekenntniß war so rein und überirdisch, daß der Ritter sich scheute, ihr seinen tiefen Kummer über den Vorsatz mitzutheilen, nur wagte er es sie zu fragen, ob sie denn nicht mit einigem Schmerz auf die Aussicht verzichte, einen Mann zu beglücken und Kinder an ihre Brust zu drücken; worauf die Jungfrau ohne zu erröthen in holder Unbefangenheit erwiederte: daß sie nie einem Irdischen so zugethan seyn könne, wie ihrem lieben St. Johannes, und das sie schon jetzt Kinder wie Sand am Meere habe, da jeder Nothleidende ihr Kind sey. — Der Ritter fühlte, daß er vor solchen Nebenbuhlern verstummen mußte, und beschwichtigte seinen Schmerz. Er sah Gertruden von der Burg ihrer Väter Ab-

schied nehmen und in das Kloster ziehen. Sein einziges Glück bestand von jetzt an darin, die Jungfrau seiner Liebe von Zeit zu Zeit zu sehen, was die milde Regel des Ordens nicht verwehrte, wo er dann jedesmal nicht ihr, — denn das war ihm nicht mehr gestattet, — sondern ihrem Kloster reiche Geschenke darbrachte. Gertrud freute sich eines jeden solchen Besuches herzlich, und schloß ihren Freund täglich in ihr Gebet dermaßen ein, daß das Gefühl der Empfängerin immer rein und Gott gefällig blieb, während der Geber wohl fühlte, daß ihm bei seinen Spenden weniger an den armen Nothleidenden lag, als an der holden Jungfrau, deren Dank ihn erfreute. Auch ruhte für ihn kein Segen auf seinem, seit geraumer Zeit mit Nachlässigkeit verwalteten Vermögen, und da er für keinen Zufluß von anderer Seite Sorge trug, so ward der Strom seines Reichthums nach und nach immer seichter, und bald war der letzte Tropfen in Gertrudens Kloster geflossen.

Eine düstre Verzweiflung bemächtigte sich bei dieser Entdeckung des Ritters, denn wie sollte er sich jetzt ihren Dank verdienen. Er sattelte sein Roß und machte einen wilden Ritt auf die Haide, immer bei sich erwägend, wie er es möglich machen möchte, durch seine gewohnte Freigebigkeit auch ferner Gertrudens

holdes Lächeln zu gewinnen. — Da scheute auf einmal sein Roß vor einem Dornenbusche, und als es noch schnaufend davor stand, erhob sich ein grüner Jäger mit einem mißgestalteten Beine und einer Hahnenfeder auf der Mütze, der hinter dem Busche geruht zu haben schien. Der Grüne wußte bald ein Gespräch einzuleiten, und war in nicht zu langer Frist so weit mit dem Ritter gekommen, daß er der Vertraute aller seiner Sorgen war. — „Dafür," meinte der pferdefüßige Gast, „giebt es Rath; alle Schätze der Erde stehen mir zu Gebote, und kein Bergmann versteht so tief zu graben, als ich. Seht dieß Pergament, das mir nach sieben Jahren erst Eure Seele zu eigen giebt, wenn Ihr's mit Eurem Blute unterschreibt. Besinnt Euch nicht lange, und diese sieben Jahre hindurch sollt Ihr haben — was Euer Herz begehrt." —

Der Ritter dachte nicht an seiner Seele Heil, sondern nur an Gertrudens Dank, wenn sie sich durch ihn in den Stand gesetzt sähe, allen Armen, von denen sie nur irgend hören könnte, zu helfen. Und schnell ritzte er sich eine Ader auf und ergab sich dem Teufel, indem er die Hahnenfeder des Grünen, die dieser zierlich zugespitzt von seiner Mütze nahm, in sein rothes Blut tauchte und seinen Namen an das Ende des Pergaments setzte.

Jetzt eilte er heim, und fand seine Geldkisten gefüllt — und jemehr er dem Kloster schenkte, desto reicher ward er. Aber nie berührte er zu seinem eigenen Bedarf einen Heller von dem gefährlichen Schatze, und lebte nach wie vor in Einfachheit und strenger Entsagung.

So vergingen sieben Jahre und Gertrud war Abtissin ihres Klosters geworden, ohne daß ihre geistliche Standes-Erhöhung den freundschaftlichen Verkehr mit ihrem Ritter im Mindesten unterbrochen hatte. — Der Tag, wo alle Herrlichkeit des Armen ein Ende haben sollte, war heran genaht, und der Ritter beschloß, den Morgen noch einmal zu Gertrud zu gehen, und dann den Nachmittag zur Hölle zu fahren. — Als er scheiden wollte, kündigte er an, daß er am Vorabend einer großen Reise sey, und seine Freundin wohl lange nicht wiedersehen werde. Gertrud sagte: „Des Herrn Wille geschehe! Aber eins müßt Ihr mir nicht abschlagen, vor dieser weiten Reise: nämlich noch einmal, unter St. Johannes Weihe, auf meine Minne zu trinken, denn ich möchte wohl sicher sein, daß Ihr in der Ferne meiner nicht vergäßet, wie Euch denn auch andererseits der Weihetrank meines Heiligen vor allem Uebel bewahren wird.“ —

Mit zerknirschtem Herzen trank der un-

glückliche Ritter Gertrudens Minne, schwang sich auf's Roß, und sprengte mit verhängtem Zügel jener Haide zu, wo er sein Verderben zu finden gewärtig war. Auch sah er schon von Weitem den grünen Jäger, mit seiner Pergamentrolle in der Hand, am Dornbusche stehen, und er zog den Zügel an und ritt langsamer, Gertrudens mit innerer Seelenangst gedenkend hinan. Da prallte plötzlich der Grüne einige Schritte zurück, und rief: indem er das Pergament von sich warf: „Da habt Ihr Euren Kontrakt zurück; — sie sitzt ja hinter Euch mit ihrem Heiligenschein und wehrt mich ab.“ — Und mit diesen zornig gesprochenen Worten war der Jäger verschwunden, und auf der kahlen Haide war nichts zu sehen als das zerknitterte Pergament. — Der Ritter ritt nach Hause und fand in seinen Kisten den ganzen Schatz unversehrt liegen. — St. Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt.

A. T. Beer.

Eine Geusenwacht.

Es war bei einem Zapfer, im Weichbild Rotterdam's,
Da becherten sie tapfer in Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Vlissingen, und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren, von Eis glänzt jede Gracht,
Den Mantel um die Ohren, steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel liebt auch kein Hellbardier:
„Die Zapfen hol' der Teufel! Den Zapfen lob' ich mir!"

Doch drinnen, aufzuthauen den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Nassauen bin ich von deutschem Blut.
Ein Prinze von Oranien bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien hab' ich allzeit geehrt."

Er stellt sich vor die Scheiben und schaut in das Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben, da spricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten, und Blut will lassen gern.
Sie reden und sie rechten, die knebelbärt'gen Herrn.

Gescheuert an den Wänden, reihn sich die Fässer blank,
Die Wirthin mit behenden Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes ein Goldblech, kriegerisch schier,
Der Frauen dieses Landes gewohnte Schläfenzier.

Das eilt ſich — an den Tiſchen wird oft der Krug geleert,
Da ſitzen die Reiter, zwiſchen den Knien ihr gutes Schwert.
Wohl iſt des Hutes Feder von Pulverdampf vergilbt.
Doch keck hat ihn ein Jeder auf's blonde Haar geſtülpt;

Und keck wird er geſchwungen, der Wein ſpritzt in die Höh,
Von fünfundzwanzig Zungen vernimmt man „Vivent les gueux!“
Und wenn die Krüge tröpfeln, wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln die Gläſer umgekehrt.

Dann giebt's ein helles Klingen, dann werden Glocken draus,
Dann läuten ſie mit Singen König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter von ſelbſt nach ſeinem Schwert,
Dann ſingt ein jeder Läuter, daß man es weithin hört:
„Raſch, ſiebenzehn Provinzen, ſtellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen mit freudelichem Gruß!
Stellt euch zu ſein'n Panieren, jeder als treuer Mann!
Thut helfen verlogiren duc d'Alve; den Tyrann.“

„Nicht um euch zu verderben kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wiedrum erben, was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien thut offenen Beistand
Dem Prinzen von Oranien als seinem Lieutenant."

„Sein Trommeln und Trompeten bringen euch kein Dangier!"
„Das klebt am Tisch, wie Kletten," ruft da der Hell'bardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen zum Grafen von Lumè!
Es fängt schon an zu tagen, auch leuchtet uns der Schnee."

Sie hören auf zu schellen: „Ruft der uns schon zu Hauf?" —
Sie ziehen aus den Ställen die Ross', und sitzen auf.
Es geht im scharfen Trotte durch die bereifte Früh;
Gen Süden von der Rotte zur Schelde träben sie.

Ferd. Freiligrath.

Die Leiche von Rotterdam.

Wahr.

Das war zu Rotterdam,
Da saß ein armer Dichter
Tief in den Schuldenschlamm,
Der Wucherer Gelichter
Verfolgt ihn bis auf's Blut,
Und endlich sprach der Richter:
„Verkaufet Hab' und Gut
Dem insolventen Dichter."

Die Juden griffen zu!
Wie wurde ausgeplündert!
„Du, Pfeife, auch! auch du!!
Die mir so oft gelindert
Der Selbstverzweiflung Pein!"
Doch was half da das Klagen —
Man griff zum Bücherschrein,
Um den noch fortzutragen.

Doch horch, welch greller Schrei . . .
Das Haupt der Wuchrer selber,
Ein gräuliches Gebräu
Aus Vieh und Stein, ein gelber
Und schielender Kujon,
Fuhr zitternd auf und bebte,
Und rief im Klageton:
Sagt, wer das je erlebte!

Denn hinterm Bücherschrein
Stand, ohne Wang' und Lippe,
Ein weibliches Gebein,
Ein moderndes Gerippe.
Mit Büchern war's umstellt,
Lag in papiernen Särgen,
Um vor dem Blick der Welt
Die Leiche zu verbergen.

Er ist ein Mörder! schrien
Die wucherischen Buben.
Reißt ihn zum Richter hin! —
Man schleppt ihn aus der Stuben,
Wirft in's Gefängniß ihn.
Die Richter inquiriren,
Die Herrn der Medizin
Die Leiche visitiren.

Doch alle sagen aus:
„Die Leich', die man gefunden
In jenes Dichters Haus,
Starb nicht an Gift und Wunden;
Es muß ihr sanft und gut
In ihren Todesstunden
Gewesen seyn zu Muth —
So haben wir's befunden."

Der Dichter wird befragt:
„So sprecht, wie es gekommen,
Daß ihr so unverzagt
Die Leich zu euch genommen."

Zwei Tropfen traten hell
Dem Armen vor die Blicke,
Doch drängte er sie schnell
Nach ihrem Quell zurücke.

Dann faßt' er sich und sprach:
„Die ihr habt todt gesehen,
War meine Schwester, ach!
War stets in meiner Nähen;
Sie pflegte mich so treu,
Half treu mir Brod erwerben —
Doch Glück ist bald vorbei,
Sie sollte plötzlich sterben."

„Die Kosten sind gar groß,
Wird Einer hier begraben.
Ich, tief im Armuthsschooß,
Wo sollt' ich Gelder haben,
Der Schwester, mir so lieb,
Ein ehrlich Grab zu kaufen!
Ich war zu brav zum Dieb,
Zu ehrlich zum Ersaufen."

„Mir fiel nichts Andres ein,
Als meiner lieben Schwester
Geheiligtes Gebein
In meiner Bücher fester
Und nicht zu theuren Truh
Ewig bei mir zu halten,
Und bis zur ew'gen Ruh
In Lieb' nicht zu erkalten." —

Wie aber bliebst du nur —
Frug mitleidsvoll der Richter —
Nah solcher Leichenspur,
Der joviale Dichter?
Wie fandst du in der Noth
Und labyrinth'schen Krümmung
Des Daseyns, bei dem Tod,
Die muntre Sängerstimmung?

„O fragt mich nicht darum!
Laßt mich davon nicht sprechen!
Der wahre Schmerz ist stumm!
Ihn äußern, oft Verbrechen!
Ihn tragen, heiß' ich groß!
Genug, ihr habt jetzt Kenntniß
Von eines Dichters Loos —
Schenkt weiteres Geständniß."

„Ich sang von Duft und Lenz,
Indeß um mich gemodert
Tod, Schreckniß, Pestilenz; —
Von Wein, der mich durchlodert,
Indeß kein Stückchen Kien
Die Stube mir erwärmte; —
Von Lieb', indeß ich bin
Nach einer Leiche schwärmte."

Der Richter wurde mehr
Und immer mehr beweget:
„Dein Schicksal rührt mich sehr,
Und Alles in mir reget

Zu deinen Gunsten sich;
Ich will dir Hülfe bringen:
Doch wie am besten, sprich,
Glaubst du, kann dies gelingen?“

Da rief der Dichter: „Dank!
Dank nochmals! Aber glaubt mir,
Ich brauch' nur an den Schrank
Zu denken, dann beraubt mir
Blos der Gedanke gar
Der Hoffnung letzte Fährde,
Ob je es werde wahr,
Daß ich noch glücklich werde.“

„Des Einen Loos ist Ruh,
Des Andern Kampf und Mühen.
Vergebens suchest du
Dem Schicksal zu entfliehen.
Stets wird's den Dichtern gehn
Als wie den Silberpappeln:
Sie soll'n nicht ruhig stehn —
Drum laß mich gehn, und — zappeln.“

J. B. Rousseau.

Biſchof Friedrich.

„Vergebens iſt dein Drohn und Bitten
Mein König und mein Herr biſt du!
Gehorſam ziemt dem Unterthanen,
Doch Unterthane biſt auch du!
Nicht ich, der König aller Fürſten
Befiehlt es dir — er wird dich richten!
Verlaß die Eh', die dich entehrt
Und dich mit ew'ger Schuld beſchwert."

„Verfolgt haſt du mich liſtig grauſam,
Umſonſt! mich hat der Herr bewahrt.
Verlaß Juditha! nimmer duld' ich,
Daß Prieſterſegen euch verpaart.
Ihr häufet Aergerniß und Sünden!
Und heimlich übt ihr Doppelfrevel;
Hört auf! mein König, folge mir,
Der Tod, der Richter nahet dir!"

Dem König Ludwig ſchrieb es Friedrich,
Biſchof von Maeſtricht, treu von Muth.
Der König zürnt, Juditha grollet,
Und eifert nach des Prieſters Blut.
Sie fürchtet ihr geheimes Treiben,
Der König ſeine ſtillen Laſter;
Er geht nach Frankreich, ſpricht zu ihr:
„Vollführe, was beliebet dir!"

Der Biſchof weilt in ſeiner Kammer,
Ein heitrer Feſttagsmorgen tagt,
Bereitet ſich zum heil'gen Amte;
Da werden Boten angeſagt.
Die Königin hat ſie geſendet,
Der Heil'ge ſchaut und ahnt die Ränke,
Er ſpricht: „Erſt meine Hirtenpflicht,
Dann ſteh' ich irdiſchem Gericht."

Schon ſchallt das hohe Feſtgeläute,
Verſammelnd treuer Chriſten Schaar;
Die Orgel tönt; der Allverehrte,
Der Biſchof ſteht am Hochaltar.
Er betet leiſe: „Gott im Himmel,
Nimm gnädig deines Sohnes Opfer
Für meine Schuld, für ihre Schuld!
Verzeih' nach deiner Vaterhuld."

Und feſtlich, ernſt und ſeelenruhig,
Hat er das Opfer dargebracht;
Dann ſteigt er zur geliebten Stätte,
Wo er ſo oft das Volk entfacht.
Er ſpricht ſo wunderſame Worte,
So innig traut und doch ſo mahnend,
Geheimnißvoll, und doch ſo treu,
Als ob's ein Vaterabſchied ſey.

„Geliebte! waffnet euch mit Stärke,
Es naht ein ſchweres Strafgericht;
Zertrümmert werden dieſe Hallen,
Und eurer Kinder ſchont man nicht.

Den König ehrt, ihr ſollt nicht richten,
Den König ſchützt, ihr ſollt nicht rächen;
Mich ehrt durch Glauben und Gebet,
Euch ſchütze Gottes Majeſtät!“

Und tiefer aus dem Herzen quollen
Die Worte ſeiner Hirtentreu;
Und alle fühlten ſeine Wehmuth,
Und wußten nicht, ob's Ahnung ſei.
Er gab den Segen, ſchied voll Hoheit,
Ging einſam noch und bat um Stärke;
Und dann ließ er die Boten nahn,
Sie treten ein, er ſpricht ſie an:

„Ich weiß, wozu ihr euch verdungen;
Durch Untreu nur kann ich entfliehn.
Was ihr verſpracht, mögt ihr vollenden,
Mir bringt es mehr, als euch, Gewinn.
Wenn Thronen einmal Mord beſchließen,
Dann finden Mörder ſich in Fülle;
Drum zögert nicht, hier ſtoßet zu!
Ihr überliefert mich der Ruh.“

Wohl ſtutzen ſie, doch Geldesgierde
Greift nach dem Dolch, er iſt gezückt;
Die Seele grimmt, der Böſe waltet,
Der Dolch wird tief ins Herz gedrückt.
Der Biſchof ſinkt; er flüſtert ſterbend:
„Enteilt, ihr Armen, ſucht zu leben,
Auf daß ihr Reue noch gewinnt
Und Gottes Gnad' und Troſt verdient!“

Die Stadt vernimmt's; der König weiß es;
Die That eilt ſtürmiſch durch das Land.
Der König bangt, die Stadt erglühet,
Doch ehrt ſie noch des Todten Hand.
Die waltet noch mit treuer Milde,
Die winket noch zu Ruh und Frieden;
Dem König bleibt man unterthan,
Den Heil'gen liebt und ehret man.

Doch weh, das Maß iſt voll! Es nahet
Von Norden her das Strafgericht;
Die Meere rauſchen, Waffen klirren,
In Schrecken ſchwillet das Gerücht.
Normannen ſind's, die wilden Horden,
Sie fluthen über Strand und Fluren
In's Land hinein, und Widerſtand
Vermehrt der Raubgier Mord und Brand.

Und doppelt drückt's den König nieder,
Auch die Natur übt ihr Gericht;
Vor ſeinen Söhnen muß er flüchten,
Vom eignen Blut wird er bekriegt.
Nach unheilvollem Kampf und Zagen,
In Seelenangſt und trübem Sinnen,
Ward jäher Tod ſein letzter Theil —
Bei Gott allein iſt Huld und Heil.

H. Bone.

Der Schwanenritter.

Legende.

Gottfried von Bouillon war der Oheim der Prinzessin Beatrix von Cleve; es war also auch ganz natürlich, daß ihr Vater, der Herzog Robert von Cleve, der Gatte von Gottfried's Schwester, sich entschloß, seinen Schwager auf dessen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande zu begleiten. Trotz der Bitten seiner Tochter, trotz der Abmahnungen des Schwagers, bereitete Herzog Robert Alles zu seiner Abreise vor, und wenn seine Freunde ihm vorstellten, daß er seine einzige Tochter in dem zarten Alter von vierzehn Jahren ohne Schirm, ohne Stütze zurücklasse, allen Gefahren preisgegeben, so antwortete er nur mit der Devise, die er für den Kreuzzug in seine Banner aufgenommen hatte: Gott will es! —

Die Kreuzritter nahmen den Weg nach dem gelobten Lande durch Deutschland und Ungarn, und da Gottfried dadurch nicht sehr weit vom Wege abgeführt wurde, so reiste er zu seinem Schwager, um ihn persönlich abzuholen und seine geliebte Nichte noch einmal zu sehen. Sein Heer, das aus 10000 Rei-

tern und 70000 Fußknechten bestand, stellte er unter die Obhut seiner beiden Brüder, gab ihnen noch seinen Freund Rudolph von Aloſt bei, und reiste dann den Rhein hinab nach Cleve.

Seit sechs Jahren hatte er Beatrix nicht mehr gesehen, und in dieser Zeit war das Kind fast zur Jungfrau herangeblüht; überall sprach man von ihren Reizen, die in der Folge so wunderbar berühmt wurden, daß man noch heutigen Tages in jener Gegend, wenn man die vollendetste Schönheit bezeichnen will, sprichwörtlich sagt: Sie ist schön wie die Prinzessin Beatrix.

Von Neuem, obwohl wiederum vergeblich, bemühte sich Gottfried, seinen Schwager von dem Kreuzzug abzuhalten; dieser jedoch blieb fest bei seinem Vorsatze. Er hatte bereits angeordnet, wie es in seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, hatte den Stallmeister Gerard, welcher durch seine Tapferkeit und persönliche Stärke weit und breit berühmt war und der sein vollstes Vertrauen besaß, zum Hüter der jungen Fürstin ernannt, und ihn mit dem Amte und den Rechten eines Vormundes und Bevollmächtigten bekleidet.

Gottfried, welcher mit prophetischem Auge in die Zukunft blickte, schenkte seiner Nichte einen geweihten Rosenkranz, welchen Peter der Einsiedler selbst aus dem gelobten Lande

mitgebracht hatte, allwo diese heilige Reliquie auf dem Grabe des Erlösers durch die Hand des Wächters am göttlichen Grabmal geweiht worden war. Peter hatte diesen kostbaren Rosenkranz dem Gottfried als einen heiligen Talisman verehrt, der die größten Wunder bewirken könne, und Gottfried gab der jungen Prinzeß die Versicherung, wenn irgend eine Gefahr ihr drohe, hätte sie nur mit festem Glauben und innigen Gottvertrauen ihre Gebete mit dieser heiligen Reliquie zu verrichten, und alsbald würde er den Ton des Glöckleins vernehmen, welcher an dem Rosenkranz befestigt sei, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt. Mit gläubigem Vertrauen und inniger Dankbarkeit nahm Beatrix den Talisman, dessen wunderbare Eigenschaften nur noch ihrem Vater allein bekannt wurden, aus des Oheims Händen, und erbat die, auch sogleich vom Herzog ertheilte Erlaubniß, eine Kapelle bauen zu dürfen, in welcher das Heiligthum im kostbarsten Schrein bewahrt werden sollte. —

Die Kreuzritter zogen gen Palästina; es war am 3. September 1096. Ohne Abenteuer und Gefahren durchzogen sie Deutschland und Ungarn, überschritten die Gränzen des griechischen Kaiserreichs, und gelangten, nachdem sie einige Zeit in Byzanz sich aufgehalten, nach Bithynien. Von dort gingen

sie nach Nicäa, und nicht leicht war es ihnen möglich, den Pfad zu verfehlen, denn derselbe ward ihnen deutlich vorgezeichnet durch umherliegende bleichende Gebeine, die Trümmer zweier Heere, welche, das Eine unter Peter dem Einsiedler, das andere unter Günther ohne Geld, dieses Weges gezogen waren.

Sie kamen vor Nicäa an; die näheren Umstände der Belagerung sind weltbekannt. Beim dritten Sturm fiel der Herzog von Cleve — sechs Monate später gelangte diese Trauerbotschaft zur verwaisten Tochter.

Das Heer zog weiter, aber unter solchen Leiden und Entbehrungen, daß die erschöpften Kreuzritter bei jeder Stadt, die sie erblickten, fragten, ob dies denn endlich Jerusalem wäre. Die Hitze ward so groß, daß die Hunde der Ritter verschmachtend verendeten und die Falken todt von der Faust, die sie trug, herabstürzten. Man erlitt bei dem gänzlichen Mangel an Wasser die ungeheuersten Verluste, so daß auf einem einzigen Halteplatz fünfhundert Mann starben. Gott nahm ihre Seelen zu sich!!!

Während dieses so langen und qualvollen Marsches war die Erinnerung an die Heimath, an die zurückgelassenen Lieben, die einzige Freude, die einzige Erholung der armen Kreuzritter. Selten verging ein Tag, daß Gottfried von Bouillon nicht mit seinem jungen

Freunde Rudolph von der reizenden Beatrix sich unterhielt; und in der Ueberzeugung, daß dieselbe ohne seine Einwilligung niemals ihre Hand vergeben würde, hegte er die schöne Hoffnung, daß, wenn der Aufenthalt im gelobten Lande nicht zu lange währte, er Beatrix und Rudolph vereinigen würde. Er hatte so oft und so glühend von den Reizen der schönen Nichte gesprochen, daß Rudolph sie liebte, ohne sie jemals gesehen zu haben, und wenn zufällig Gottfried ihrer nicht erwähnte, zögerte Rudolph nicht, das Gespräch auf sie hinzulenken.

Endlich kam das Kreuzheer unter den Mauern von Antiochia an; nach zehnmonatlicher Belagerung wurde die Stadt genommen — aber zu den verzehrenden Strahlen der tropischen Sonne, zu dem qualvollen Durst, der bei dem Wassermangel die Armee fast verschmachten ließ, gesellte sich noch der entsetzlich nagende Hunger. Es war nicht möglich, sich in dieser Stadt, die man wie einen Hafen der Ruhe ersehnt hatte, länger zu halten. Jerusalem war nicht allein ein Ziel — es war eine unumgängliche Nothwendigkeit. Nach langem Leiden erblickten die Kreuzfahrer endlich die heilige Stadt, aber sie waren jetzt von 900000 auf 40000 zusammengeschmolzen.

Am Tage nach der Ankunft begann die Belagerung; drei Stürme waren erfolglos,

der letzte dauerte drei Tage. Endlich an einem Freitag, am 15. Juli 1099, am Tage, zur nämlichen Stunde, als Jesus Christus gekreuzigt worden war, hatten zwei der kühnsten Stürmer die Mauern erklimmt und pflanzten die Fahne mit dem heiligen Kreuz auf; doch der Eine stürzte gleich darauf tödtlich getroffen zu Boden — es war der junge heldenmüthige Rudolph von Aleſt, der Verlobte der Prinzessin Beatrix — der Andere war Gottfried von Bouillon — doch die goldenen Träume des Siegers waren jetzt zerstört, denn der Mann, der seine Nichte beglücken sollte, lag todt zu seinen Füßen.

Gottfried ward zum König von Jerusalem erwählt, doch blieb er dessenungeachtet Anführer des Kreuzheers. Bei der Rückkehr von einem Zuge gegen den Sultan von Damaskus kam der Emir von Cäsarea zu ihm, und bot ihm einige edle Früchte zum Geschenk. Der König aß einen Cederapfel — — und starb — vergiftet — vier Tage hernach, im eilften Monat seiner Regierung, im vierten Jahre seines Kreuzzuges nach Palästina, am achtzehnten Juli 1100. Er verordnete sterbend, man möge seine Leiche neben der sterblichen Hülle seines Freundes Rudolph beisetzen, und sein letzter Wille wurde erfüllt.

Spät erst gelangten diese Unglücksnachrichten in das Abendland, und verbreiteten

überall Trauer, doch nirgend solche tiefe Schmerzen, als in der Brust der armen Beatrix von Cleve, die jetzt Alles auf der Welt verloren hatte, den Vater, den Oheim, den künftigen Gatten. Am Mindesten schmerzlich war ihr der Verlust dieses letztern, den sie nicht gekannt, nie gesehen hatte, aber doppelt war sie durch Gottfried's Tod zur Waise geworden, denn sie hatte sich daran gewöhnt, ihn als ihren zweiten Vater zu betrachten.

In den fünf, seit der Abreise ihrer Lieben verflossenen Jahren, war Beatrix ein Ideal von Schönheit geworden. Sie war jetzt neunzehn Jahre alt, und hatte zu ihrem Entsetzen wahrgenommen, daß jener Stallmeister Gerhard, dessen Obhut sie anvertraut war, nicht gleichgültig gegen sie blieb. So lange ihr jedoch noch ein Vertheidiger lebte, verschloß Gerhard seine Absichten und Wünsche tief im Busen, doch seitdem die schöne Prinzessin eine Waise geworden, seitdem sie ganz allein, verlassen, ohne Schutz war, wägte er es, ihr seine Liebe zu gestehen. Beatrix wieß den Antrag mit jenem edlen Stolze zurück, der einer Fürstin geziemt, doch Gerhard hatte schon seinen Entschluß gefaßt, ehe er die Maske abgenommen. Er antwortete seiner jungen Gebieterin, daß er ihr, von heut ab, ein Jahr und einen Tag vergönnte, um Vater und Oheim zu betrauern, doch daß, nach dieser

Zeit, sie ihm ohne Widerrede zum Altare folgen müsse. Eine völlige Umwandlung war in seinem ganzen Wesen vorgegangen, der unterthänige Diener war plötzlich gebietender Herr geworden! — Die arme Beatrix sah keine Rettung; von Menschen konnte ihr keine Hülfe kommen, sie wandte sich zu Gott, und der Herr flößte ihr, wenn auch nicht Hoffnung, doch Ruhe und Ergebung in's Herz. Gerhard ließ von diesem Tage an die Thore des Schlosses verschließen, die Brücken aufziehen und alle Posten verdoppeln, aus Furcht, daß Beatrix ihm entfliehen könne.

Wohl dachte die Prinzessin daran, daß in der Kapelle, die sie einst erbauen ließ, sich jener wunderthätige Rosenkranz befand, und wenn Gottfried noch gelebt, würde sie in gläubigem Vertrauen das Glöcklein habe ertönen lassen, ihn zu ihrer Hülfe herbei zu rufen, weil er ihr gesagt, daß er es hören würde, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt — aber der Held war ja todt, und wenn sie auch bei jedem Paternoster daß Glöcklein hell erklingen ließ, so lebte ihr doch keine Hoffnung, einen Erretter, einen Beschützer nahen zu sehen. —

Tage, Monate vergingen — das Jahr war verronnen. Gerhard hatte Niemand in's Schloß gelassen. Niemand wußte daher etwas vom Schicksal der Prinzessin; im Uebrigen war

auch die Blüte der Ritterschaft in Palästina, und kaum lebten zwei oder drei Ritter am Rhein, welche es gewagt haben würden, mit dem gefürchteten Gerhard den Kampf zu bestehen und die schöne Gefangene zu befreien.

Der letzte Tag der Frist war gekommen. Beatrix hatte wie gewöhnlich ihre Gebete verrichtet. Die Sonne stralte heiter vom blauen Firmament herab, als ob das göttliche Licht nur Glückliche zu begrüßen gehabt hätte. Die junge Fürstin setzte sich auf den Altan des Schlosses und ihr schönes Auge blickte voll Sehnsucht und Schmerz in die Gegend hinaus, wo sie ihre Lieben zuletzt gesehen hatte. Da bemerkte sie plötzlich in weiter Ferne auf dem spiegelglatten Strom einen kleinen Punkt, der sich dem Schlosse näherte, von dem sie aber der großen Entfernung wegen noch nicht wußte, was es sei. Doch belebte von diesem Augenblick an eine innige Zuversicht ihre Brust, daß ihr Retter sich nahe.

Ihre Augen starrten fortwährend mit Anstrengung nach jenem Gegenstand, und bald war sie im Stande zu unterscheiden, daß es eine Barke sei, welche den Strom herunterschwamm, gezogen von einem Schwan, in der sich ein Ritter befand, welcher das Auge fest nach ihr gerichtet, wie sie nach ihm hinuntersah. Im Hintergrunde des Schiffleins stand ein völlig gerüstetes Streitroß. Der Schwan

war mit goldenen Zügeln an die Barke gekettet; der Ritter stand kühn da, in hellglänzender Rüstung, doch lag sein Helm und Schild neben ihm, und so konnte sie sehen, daß es ein schöner, junger, etwa fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre zählender Mann war, mit bräunlichem, von den Strahlen der Sonne verbrannten, schönen Gesicht, dessen sanfte blaue Augen und lange blonde Haare jedoch deutlich seine abendländische Abkunft bezeichneten. — So vertieft war Beatrix in ihre Beobachtungen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie die Wälle und Mauern sich mit den Söldnern und Waffenknechten Gerhard's angefüllt hatten, welche gleich ihr das Schauspiel anstaunten. Ihre Verwunderung wurde um so größer, als sie bemerkte, daß die Barke, nicht sehr weit vom Schlosse, von dem Schwan an's Ufer gelenkt wurde, daß der Ritter sein Roß herausführte, den Helm aufsetzte, den Schild über den linken Arm streifte, sich in den Sattel schwang, und sich dem Schlosse nähernd mit der Hand dem Schwan ein Zeichen gab, worauf dieser den Strom wieder hinanzog, und später den Augen der ihm Nachstarrenden entschwand.

Etwa dreißig Schritte vom Schlosse entfernt, stieß der Ritter dreimal mächtig in ein Horn von Elfenbein, welches über seine Schulter hing, und sprach dann mit starker voll-

tönender Stimme: „Ich, ein Streiter des Himmels und Ritter der Erde, befehle Dir Gerhard, Vogt dieses Schlosses, im Namen göttlicher und menschlicher Gesetze, Deinen frechen Ansprüchen auf die Hand der Prinzessin von Cleve zu entsagen, welche Du, mißkennend ihren hohen Rang und Deine niedere Stellung, in schmählicher Gefangenschaft hältst; befehle Dir, in diesem Augenblick das Schloß zu verlassen, in welches Du als Diener kamst, worin Du jetzt als Herr und Gebieter herrschest; und wenn Du Dich dessen weigerst, so fordere ich Dich zum Zweikampf auf Leben und Tod, mit der Lanze, dem Schwert, der Streitart und dem Dolche, erkläre Dich für einen ehrlosen, feigen Verräther, welches ich Dir, mit der Hülfe Gottes und Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, beweisen werde, und werfe Dir demzufolge meinen Ritterhandschuh hin."

Bei diesen Worten warf der Ritter seinen Handschuh zur Erde, und man sah an seinem Finger einen Brillantring erglänzen, der so viel werth schien als eine Grafschaft.

Als einzige Antwort ließ Gerhard, dessen Tapferkeit nicht zu bezweifeln war, das Hauptthor öffnen, ein Page hob den Handschuh vom Boden auf und überreichte ihn dem, hinter ihm auf seinem Streithengst in voller Rüstung herausreitenden Vogt.

Nicht ein Wort wurde zwischen beiden Käm-

pfern gewechselt; der unbekannte Ritter schlug das Visir des Helms herunter; Gerhard that das Nämliche. Beide Ritter stellten sich auf, legten die Lanzen ein und stürzten in gestrecktem Rosslauf auf einander los. Gerhard galt zwar für einen der muthigsten und kraftvollsten Männer des Rheinlandes, sein Harnisch war von dem besten Kölner Waffenschmied angefertigt, das Eisen seiner Lanze war in das Blut eines von den Hunden zu Tode gehetzten schwerverwundeten Stiers, in demselben Augenblick getaucht, als sein Blut unter den letzten Zuckungen des Thieres entströmte, und dennoch zersplitterte diese Lanze wie ein Rohrstäbchen gegen den Schild des Unbekannten, während dessen Lanze mit einem Stoß den Schild, den Harnisch und das Herz seines Gegners durchbohrte. Gerhard stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Rosse herab, wie von einem furchtbaren Blitzstrahl zerschmettert, und war todt, ohne Reue, ohne Beichte, ohne Absolution. — Beatrix lag auf den Knien und dankte Gott für ihre Rettung.

Der Kampf war so kurz, der Schreck, die Erstarrung so allgemein, daß keiner der Waffenknechte Gerhard's bei dessen Tode daran dachte, das Thor zu verschließen; der Ritter drang also ohne Widerstand in den ersten Hof, stieg vom Pferde, schlang den Zügel desselben um einen eisernen Mauerring, und ging die Treppe zu

dem Altan hinauf, in demselben Augenblick, als Beatrix schon ihrem Befreier entgegen trat.

Betrachtet dies Schloß als das Eure, edler Ritter, redete sie ihn an, denn Ihr habt es erobert. Je länger Ihr in seinen Mauern verweilt, desto größer wird meine Dankbarkeit sein.

„Schöne Dame," erwiederte der Ritter, „nicht mir, Gott dem Herrn allein gebührt Euer Dank, denn Gott hat mich zu Eurer Rettung hergeführt. Dies Schloß ist seit Jahrhunderten der Sitz Eurer Ahnen, möge es noch zehn Jahrhunderte Euren Nachkommen gehören."

Beatrix erröthete, denn sie wußte, daß sie die Letzte ihres Stammes sei.

Der Ritter nahm die gebotene Gastfreundschaft dankbar an. Er war jung und liebenswürdig, Beatrix die vollendetste Schönheit. Nach drei Monaten bemerkten die jungen Leute, daß mehr als Freundschaft auf der einen, als Dankbarkeit auf der andern Seite obwalte; der Ritter gestand, daß er die Prinzessin liebe; und sie, obwohl er hier fremd war und weder Land noch Leute zu haben schien, dennoch fest überzeugt, daß er von edler Abkunft, bat ihn, ihr Herz, ihre Hand, ihr Fürstenthum anzunehmen, welches er ja durch seine unerwartete Ankunft, durch seine heldenmüthige Tapferkeit

ihr gerettet habe. Der Ritter sank zu den Füßen seiner Dame hin, und nicht zugebend, daß sie ihn erhob, sagte er: Laßt mich hier liegen, und auf meinen Knien zu euch sprechen; o gefiele es Euch doch, meine Bitten mir zu gewähren!

Sprecht, was verlangt Ihr? Eure Worte erachte ich als Befehl, als ob ich schon in Euch meinen Herrn und Gemahl erkannt.

Ich kann, versetzte der Ritter, das große Glück, dessen Ihr mich für würdig erachtet, nur unter Einer Bedingung annehmen.

Sie ist gewährt, möge sie bestehen, in was sie wolle.

Es ist die, daß Ihr niemals mich fragt: Wer ich bin, woher ich kam, und wer mich gesendet. Ich liebe Euch zu unsäglich, als daß ich eine dieser Fragen nicht beantwortete; hätte ich aber einmal die Antwort gegeben, so dürfte ich nicht länger bei Euch verweilen, und wir wären getrennt für immer. Das ist das Gesetz, welches jene Macht mir aufgelegt hat, die mich über Berge, durch Wälder und über Meere zu Euch geführt.

Was kümmert mich der Name, was der Ort, woher Ihr kommt, und wer Euch zu mir gesendet? Ich vergesse die Vergangenheit und lebe nur der Zukunft. Euer Name ist: Der Schwanenritter, Ihr kommt aus einem gesegneten Lande, und Gott der Herr hat Euch hier-

her gesendet. Warum brauche ich mehr noch zu wissen? Hier nehmt meine Hand!

Der Ritter bedeckte die schöne Hand mit glühenden Küssen, und einen Monat später vereinte der Priester ihre Hände am Altare der Kapelle, vor welchem Beatrix ein Jahr lang unter heißen Thränen Gott um Rettung angefleht hatte.

Der Himmel segnete ihren Bund, und Beatrix schenkte ihrem geliebten Gatten binnen drei Jahren drei Söhne, welche die Namen Robert, Gottfried und Rudolph erhielten. Noch drei Jahre verflossen dem Paare in einer paradiesischen Glückseligkeit, welche einer andern, bessern Welt anzugehören schien.

Mutter, sagte eines Tages der junge Robert, wie ist denn der Name meines Vaters?

Warum fragst du das, mein Sohn? antwortete Beatrix erschreckt.

Weil der Sohn des Barons von Aspern mich darum gefragt hat.

Dein Vater heißt: Der Schwanenritter, er hat keinen andern Namen.

Das Kind begnügte sich mit dieser Antwort und kehrte zum Spiel zu seinen jungen Freunden zurück.

Noch ein Jahr verging dem Ehepaar, wenn auch nicht mehr in einem Entzücken wie die früheren Tage, doch in süßer ungetrübter Heiterkeit und Ruhe.

Mutter, ſagte wiederum eines Tages der kleine Gottfried, als der Vater in einer von einem Schwan gezogenen Barke hier erſchien, von wo kam er denn her?

Warum fragſt du das, mein Sohn? antwortete Beatrix ſeufzend.

Weil der Sohn des Grafen von Megan mich darum gefragt hat.

Er kam aus einem fernen, unbekannten Lande; mehr weiß ich nicht.

Dieſe Antwort genügte dem Kinde, welches ſie ſeinen Kameraden mittheilte und weiter fortſpielte an dem lachenden Ufer des ſchönen Rheinſtroms.

Noch ein Jahr verfloß, doch in dieſem überraſchte der Ritter oftmals ſeine Gattin träumend, nachdenkend und voll Unruhe; er aber ſchien es nicht zu bemerken, und verdoppelte ſeine Sorgfalt und Zärtlichkeit.

Mutter, ſagte jetzt endlich der kleine Rudolph, wer hat denn dem Vater geſagt, als er dich aus der Gewalt des böſen Vogts befreite, daß du ſeiner Hülfe bedürftig ſeiſt?

Warum fragſt du das? antwortete Beatrix, innerlich erbebend.

Weil der Sohn des Markgrafen von Gorkum mich darum gefragt hat.

Gott hat ihn geſendet, welcher auf alle Leidende herabſieht, und ihnen ſeine Engel zu Hülfe ſendet.

Das Kind fragte nicht weiter; es war daran gewohnt, Gott als den Vater aller guten Menschen zu betrachten, und es staunte daher nicht, daß ein Vater das für sein Kind that, was Gott für seine Mutter gethan hatte.

Doch Beatrix sah die Sache von einer andern Seite an; sie wußte, daß der Name des Vaters der größte Schatz für den Sohn sei. Ach, ihre drei Söhne waren ohne Namen! Dieselben Fragen, welche die Kinder an ihre Söhne gerichtet, werden sicher einst von den Männern wieder an sie gerichtet werden, und den Männern konnten sie nicht antworten, was sie den Kindern geantwortet. Sie versank in tiefe, anhaltende Schwermuth, und faßte endlich den Entschluß, was auch daraus entstehen möchte, von ihrem Gatten das Geheimniß zu erforschen, welches sie nie zu erwähnen versprochen hatte.

Der Ritter sah diese zunehmende Traurigkeit, und errieth den Grund derselben. Mehr als Einmal war er beim Anblick seines leidenden Weibes auf dem Punkt, ihr Alles zu sagen, doch jedesmal ward er durch die schreckliche Gewißheit zurückgehalten, sie alsdann auf immer verlieren zu müssen.

Endlich konnte Beatrix es nicht länger ertragen; sie suchte ihren Gatten auf, und zu seinen Füßen niedersinkend, beschwor sie ihn

im Namen ihrer Kinder, ihr zu sagen, wer er wäre, woher er gekommen, und wer ihn gesendet.

Der Ritter wurde bleich wie der Tod, dann drückte er seine Lippen auf die Stirn der vor ihm Knieenden, und küßte sie innig. — Ach Himmel — es mußte ja also kommen, seufzte er, und fügte hinzu: Diesen Abend werde ich deinen Wunsch erfüllen.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends, als der Ritter mit seinem Weibe auf dem Altan des Schlosses erschien. Beatrix war niedergeschlagen und betrübt, der Ritter still und traurig. Beide saßen einige Zeit stumm neben einander, und instinktartig wandten sich ihre Blicke nach der Gegend hin, wo sie ihn vor neun Jahren zuerst erblickt hatte. Wieder wie damals bemerkte Beatrix in weiter Ferne einen Punkt, der sich zu nähern schien — und sie erbebte — der Ritter seufte tief — derselbe Gedanke durchzuckte Beider Seele — ihre Augen begegneten sich; die des Ritters drückten den tiefsten Schmerz aus, Beatrix konnte ihren Anblick nicht ertragen, und sank vor ihrem Gatten auf die Knice.

Nein — nein, geliebter Freund, rief sie, entdecke mir nicht jenes Geheimniß, das uns so theuer zu stehen kommen würde; vergiß die Fragen, die ich dir gestellt, und wenn du unsern Söhnen auch keinen Namen hinterlassen kannst,

so werden sie doch gut werden, edel und groß-herzig, wie ihr Vater.

Höre mich an, meine theure Beatrix, entgegnete der Ritter. Alles was geschieht, ist durch den Allmächtigen vorhergesehen, und da er erlaubt hat, daß du jene Frage mir stelltest, so ist dies ein Zeichen, daß meine Stunde gekommen ist. Ich habe neun Jahre mit dir verlebt, neun Jahre eines Glücks, welches nicht dieser Welt angehörte, das ist eine größere Gnade, als je ein Mensch erlangen kann. Danke dem Höchsten, wie ich ihm danke, und höre, was ich dir zu sagen habe.

Nein, nein, nicht ein Wort! rief Beatrix; ich beschwöre dich!

Der Ritter streckte die Hand nach dem Punkte aus, welcher jetzt deutlicher hervortrat, und Beatrix erkannte, wiewohl noch entfernt, die Barke mit dem Schwan.

Du siehst, daß es Zeit ist, sprach er. Erfahre also, was zu wissen schon lange der geheime Wunsch deines Herzens ist, und was du erfahren mußt, sobald du mich darum fragtest.

Beatrix ließ in Thränen schwimmend ihren Kopf auf die Kniee des Gatten sinken, dieser betrachtete sie mit einem unendlichen Ausdruck der Liebe und des Schmerzes, und legte seine Hand auf ihre Schulter. Ich bin, sagte er dann, der Waffengefährte deines Vaters, der Freund deines Oheims Gottfried von Bouillon,

der Graf Rudolph von Aloſt, welcher bei dem Sturm auf Jeruſalem's Mauern den Tod fand für den heiligen Glauben.

Beatrix ſtieß einen Schrei aus, hob das geiſterbleiche Antlitz empor, und ſah den Ritter mit ſtarren, entſetzten Blicken an; ſie wollte ſprechen, aber nur unartikulirte Laute brachte ſie hervor, wie diejenigen etwa, die man von Träumenden zuweilen hört.

Ich weiß es, fuhr der Ritter fort, das, was ich dir jetzt ſage, iſt dir unglaublich, doch erinnere dich, daß es auf der Stätte der Wunder war, wo ich den Tod fand; der Herr hat für mich gethan, was er für den Bruder Magdalene's gethan hatte.

Allmächtiger Gott, ſchrie Beatrix — was du da ſagſt, iſt ja nicht möglich!!

Ich wähnte dich gläubiger, Beatrix, entgegnete der Ritter.

Du biſt Rudolph von Aloſt? ...

Ich bin's! — Du weißt es, daß Gottfried mich mit ſeinen Brüdern beim Heere zurückgelaſſen hatte, als er deinen Vater zum Zug in das gelobte Land abholte. Von deiner Jugend und Schönheit entzückt, ſprach er nach ſeiner Rückkehr, auf dem ganzen Wege nach Paläſtina nur immer von dir. Er liebte dich wie eine Tochter, aber auch mich wie einen Sohn, und hegte nur den einzigen Wunſch, uns beide zu vereinigen. Ich war damals zwanzig Jahr

alt, mein Herz rein wie das einer Jungfrau; das Gemälde, welches er mir von dir entwarf, entflammte meine Liebe für dich, ebenso, als ob ich von frühester Kindheit an dich gekannt hätte. Dein Vater fiel vor Nicäa, ich beweinte ihn aufrichtig, als ob er mein Vater gewesen. Sterbend ertheilte er mir seinen Segen, und erneuerte seine schon längst gegebene Einwilligung zu unsrer Verbindung. Von da an gewöhnte ich mich daran, dich als die Meine zu betrachten. Dein unbekanntes und mir doch so theures Bild schwebte vor meiner Seele, dein Name ertönte im Gebet zu Gott von meinen Lippen. Wir kamen vor Jerusalem an. Drei Mal wurden wir, die Stürmenden, zurückgeschlagen. Der letzte Sturm dauerte sechszig Stunden; wir mußten darauf verzichten, jemals die heilige Stadt zu betreten, wenn wir jetzt nicht siegten. Gottfried befahl den letzten Angriff; wir stellten uns an die Spitze eines kühnen Haufens, wir klimmten zusammen die Leiter hinan, wir hatten glücklich den Wall erstiegen, als ich plötzlich das Eisen einer Lanze dicht vor meinen Augen erglänzen sah — ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, und Todesfrost durchdrang meinen Körper. Da sprach ich deinen theuren, geliebten Namen noch einmal aus ... und stürzte hin auf den Wall, in das Gewühl der Kämpfenden, ohne Etwas zu sehen oder zu fühlen — — ich war todt!! — —

Ich habe keinen Begriff von der Zeit, in welcher ich in dem Schlummer ohne Träume, den man den Tod nennt, verharrte; doch einmal schien es mir, als ob eine Hand auf meiner Schulter ruhte — ich glaubte, der Tag des Gerichts im Thale Josaphat sei angebrochen.

Ein Finger berührte meine Augenlide — ich schlug den Blick auf, und sah, daß ich in einem Sarge ruhte, dessen Deckel über mir schwebte, und vor mir stand ein Mann, den ich für Gottfried von Bouillon erkannte, obgleich ein Purpurmantel seine Schultern bedeckte, eine Krone ihn schmückte, und eine Glorie sein Haupt umgab. Er beugte sich über mich, hauchte seinen Athem in meinen Mund, und ich fühlte, wie dadurch Leben und Gefühl in meine Brust zurückkehrte, obgleich ich noch in den Sarg mit eisernen Klammern festgehalten schien. Ich wollte reden, doch ich brachte keinen Laut hervor. Erwache Rudolph, der Herr erlaubt es! so redete Gottfried mich an, und höre, was ich dir zu sagen habe. Da nahm ich mit übernatürlicher Gewalt meine Kräfte zusammen, und es gelang mir, deinen geliebten Namen auszusprechen. Von ihr will ich mit dir reden, sagte Gottfried.

Aber, unterbrach hier Beatrix den Ritter in seiner Erzählung, Gottfried war ja auch todt?

Ja, entgegnete Rudolph, doch höre, was

sich ferner begab. Gottfried war vergiftet worden, hatte aber vor seinem Tode verordnet, daß man seine sterbliche Hülle neben die meinige zur Ruhe legen sollte; man hatte seinen Befehlen Gehorsam geleistet, und ihn im königlichen Purpur mit der Krone auf dem Haupte beigesetzt; der Herr hatte zu diesem Schmuck noch die Glorie hinzugefügt. Gottfried theilte mir das Alles mit, denn es hatte sich erst nach meinem Tode begeben, und ich konnte es daher nicht wissen.

Und Beatrix? fragte ich ihn nun.

Höre, wie es ihr geht, antwortete er mir. Ich schlief, wie du, den süßen Schlaf der Ruhe in meinem Grabe, der Stunde des Gerichtes harrend, als es mir plötzlich ward, als ob ich aus einem tiefen Schlummer erwachte, als ob ich Gefühl, Leben zurückerhielt. Ich glaubte den Ton einer kleinen Glocke zu vernehmen, und jemehr das Leben zurückkehrte, desto deutlicher hörte ich diesen Ton, bald erkannte ich ihn auch für den Schall des Glöckleins, welches ich mit dem geweihten Rosenkranz an Beatrix geschenkt hatte. Zu gleicher Zeit kam auch das Gedächtniß mir wieder, und ich erinnerte mich der Wunderkraft, welche diesem heiligen Talisman verliehen war. Beatrix schwebte in Gefahr, und der Herr hatte erlaubt, daß der Ton des heiligen Glöckleins in mein Grab drang, und mich zum Leben erweckte. Ich

öffnete die Augen — es war finstre Nacht um mich her — da bemächtigte sich meiner eine entsetzliche Angst; denn, da ich keine Erinnrung an das Vergangene hatte, wähnte ich, daß ich lebendig begraben sei — doch in dem nächsten Augenblick schon durchdrang der Duft von Weihrauch das Grabgewölbe, heilige Gesänge hörte ich erschallen, zwei Engel hoben den Deckel meines Sarges weg, und ich erblickte Christus den Herrn, in der Nähe seiner heiligen Mutter, auf einem Wolkenthron schwebend. Ich wollte hinstürzen zur Erde, doch konnte ich mich nicht bewegen, ich fühlte aber, wie die Bande sich lösten, die meine Zunge gefesselt, und ich rief: Herr! Herr! Dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Christus öffnete den Mund, und seine Worte erklangen wie süßer Sphärengesang: Gottfried, mein edler gottesfürchtiger Streiter, hörst du Nichts?

Ach mein Herr Jesus! ich vernehme wohl den Klang des heiligen Glöckleins, welcher mich belehrt, daß die, deren Vater für dein heiliges Wort gefallen ist, deren Verlobter für deinen heiligen Glauben kämpfend starb, sich in Noth und Gefahr befindet, aus welcher nur du, o Herr, sie erretten kannst!

Wohlan so sprich, was soll ich für dich thun? Ich bin der vergeltende Gott! Fordere, deine Bitten sollen gewährt sein.

O mein Herr, für mich habe ich Nichts zu erflehen, denn du haſt mehr für mich gethan, als je für einen Sterblichen. Du haſt mich auserkoren, das Kreuz zu tragen nach Jeruſalem und die heilige Stadt zu befreien aus den Händen Derer, die nicht an dein heiliges Wort glauben; du haſt mir die goldene Krone verliehen, an dem Orte, wo du ſelbſt, o Herr, die Dornenkrone getragen, und du haſt mir vergönnt, in deiner Gnade zu ſterben. Für einen Andern aber wage ich es, dich anzufleben!

Was du begehrſt, ſoll dir erfüllt werden, habe ich dir verkündet. In deinem Leben haſt du meinem Worte vertraut; zweifelſt du jetzt im Tode?

Wohlan, mein Heiland, du, der du in den Herzen der Menſchen lieſeſt und das Verborgenſte erſpäheſt, du weißt, mit welchem Kummer ich geſtorben bin, weil ich einen, ſo lange Jahre in meiner Bruſt gehegten Wunſch nicht erfüllt ſah, nämlich den Wunſch, den Jüngling, welchen ich wie meinen eigenen Bruder liebte, mit Derjenigen zu verbinden, welche mir theuer war wie eine Tochter. Der Tod hat ſie getrennt. Rudolph fiel im Kampfe für deinen heiligen Glauben, gib ihm, o mein gnadenreicher Jeſus, ſein Leben zurück, und vergönne ihm, ſeiner Verlobten zu Hülfe zu eilen, welche in Noth und Gefahr ſchwebt, wie der Ton des Glöcklein beſagt, der fortwährend er-

schallt, weil sie noch immer betet zu dir, o Herr, und um Rettung dich anfleht.

Also geschehe es, wie du es wünschest, sprach der Herr. Rudolph erwache und eile hin zum Schutze seiner Braut. Ich befreie ihn von den Fesseln des Grabes, bis zu dem Tage, an welchem sein Weib ihn fragen wird: Wer ist er, woher er kommt, und wer ihn gesendet. Diese drei Fragen mögen ihm als Zeichen dienen, daß ich ihn zu mir zurückrufe.

Herr! Herr! rief ich zum andern Male, dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als Jesus Christus in einer Wolke gen Himmel fuhr und Alles verschwunden war.

Da erhob ich mich aus meinem Grabe, legte meine Hand auf deine Schulter, um dich zu erwecken, drückte den Finger auf deine Augenlide, und blies dir meinen Athem in deinen Mund, um dir Leben und Sprache wiederzugeben. Jetzt, Rudolph von Aleft, erhebe dich, denn es ist der Wille unsers Herrn Christus, daß du Beatrix befreiest aus ihrer Noth, und bei ihr bleibest bis zu dem Tage, an welchem sie dich fragen wird: Wer du bist, woher du kommst, und wer dich gesendet. Nachdem Gottfried diese Worte gesprochen, brachen die Bande, welche mich im Grabe festhielten; ich erhob mich so voll Lebenskraft, als bevor ich den Todesstreich empfangen hatte, und da ich

in meiner Rüstung begraben worden, so war ich vollständig bewaffnet, mit Ausnahme meines Schwertes, welches ich wahrscheinlich im Todeskampfe verloren, und das man später nicht wiedergefunden.

Gottfried gab mir sein eignes Schwert, welches von Gold war, hängte das Elfenbeinhorn über meine Schulter, dessen er sich im Gewühl des Kampfes zu bedienen pflegte, und steckte einen Brillantring an meinen Finger, welchen er einst von dem Kaiser Alexius zum Geschenk erhalten hatte. Dann umarmte er mich und sagte: Mein Bruder, Gott der Herr ruft mich zu sich, ich fühle es; lege den Stein wieder über mich, der mein Grabmal deckt, und wenn du diesen Liebesdienst erfüllt, so eile zu Beatrix. Nun legte er sich in seinen Sarg, schloß die Augen und rief zum dritten Male: Herr! Herr! dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit! Noch einmal beugte ich mich über ihn, um ihn zu umarmen, aber er athmete nicht mehr, er war dem Herrn entschlafen!

Ich ließ den Stein, den eine göttliche Hand erhoben hatte, auf das Grabmal sinken, warf mich betend vor dem Altar nieder, und machte mich dann sogleich zu dir auf den Weg.

Vor der Kirche fand ich ein gerüstetes Schlachtroß, eine Lanze stand an der Mauer

ich zweifelte nicht, daß Eins wie das Andere für mich bestimmt war.

Die Lanze ergreifend, bestieg ich das Pferd, und wissend, daß der Herr ihm die Sorge anvertrauen würde, mich zu führen, legte ich demselben die Zügel auf den Hals, und ließ es ziehen, wohin es wollte.

Durch Syrien und die Türkei, durch Tracien, Dalmatien, Italien und Deutschland kam ich, nach einer Reise von einem Jahr und einem Tag, an das Ufer des Rheins. Auf demselben fand ich eine Barke, vor welche ein Schwan mit goldenen Zügeln gekettet war; ich bestieg die Barke, sie brachte mich hierher. Das Uebrige weißt du.

O Himmel, schluchzte Beatrix, da ist der Schwan mit der Barke, an demselben Ort, wo sie vor neun Jahren lag. Ich Unglückliche, diesesmal kommt sie, mich von dir zu trennen. O Rudolph, Rudolph, kannst du mir verzeihen?

Ich habe dir Nichts zu verzeihen, sprach Rudolph, sie an die Brust drückend; meine Frist ist abgelaufen! Gott ruft mich zu sich! Danken wir dem Höchsten für die neun Jahre der Wonne, die er uns geschenkt, und flehen wir ihn an, uns ähnliche Tage im Paradiese zu schenken.

Er rief seine drei Söhne herbei, umarmte den Aeltesten, Robert, schenkte ihm sein Schwert

und seinen Schild, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Dann umarmte er Gottfried, seinen zweiten Sohn, schenkte ihm sein Elfenbeinhorn, und vermachte ihm die Grafschaft Louen; zuletzt umarmte er seinen dritten Sohn, schenkte ihm seinen Brillantring und die Grafschaft Messe.

Nachdem er zum letzten Male sein Weib an's Herz gedrückt, befahl er ihr zu bleiben, wo sie war, und empfahl seinen Söhnen, ihre Mutter zu trösten, welche sie weinen sahen, ohne die Ursache ihrer Thränen zu begreifen; dann stieg er hinab in den Hof, wo er sein Pferd völlig gesattelt und gerüstet fand, schwang sich auf, und ritt über die Wiese zum Ufer des Rheins, bei jedem Schritt sich umschauend nach seinen zurückgelassenen Lieben. Dort angekommen, stieg er in die Barke, zog sein Pferd nach, und der Schwan fuhr denselben Weg zurück, den Strom hin, bis der Ritter mit Barke und Schwan endlich im Nebel der Nacht verschwand ....

Von dieser Zeit an stieg die arme Beatrix, bis zum Ende ihres Lebens, jeden Tag auf den Altan, und schaute hinaus auf die grünen Fluthen des Rheins, aber nimmer sah sie weder den Schwan noch die Barke mit dem Ritter.

Nach Alex. Dumas von Ludw. Meyer.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſt,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſt.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind.
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau!... Du gehſt davon! —
Sie trägt die Mutter durchs Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehme auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſt,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſt.

Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land;
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin, wohin, die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſein.“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſt.

Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.

Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das Ein',
So ſollten ſie alle verloren ſein;
Schön Suschen ſteht noch ſtark und gut,
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern,
Doch alle Weiber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.

Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint,
Und überall wird ſchön Suschen beweint. —
Und dem ſei, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt! Göthe.

Das versunkene Schloß.

Den vom Vater auf den Sohn übergebenden Volkssagen, die oftmals Eigenthum einer ganzen Gegend werden, liegt gewöhnlich eine wahre Begebenheit, sehr oft ein heiliger Sinn zum Grunde. Es ist indessen in der Regel schwieriger, die Geschichte aus dem Nebel der Erdichtung in helles Licht zu setzen, als die moralische Bedeutung, die unmittelbar in die Augen fällt, zu erklären.

Eine der schönsten Legenden, die ich aus dem Munde des Volks vernommen, findet ihren Ursprung in jenen Gegenden des alten Gelderlandes (des jetzigen Herzogthums Cleve), wo die Niers, ein kleiner Fluß, schnellen Laufes dahinfließt; wo sie, mit majestätischen Windungen, die goch'schen Felder durchströmt und dann den Fuß jener Hügel bespült, von denen die schönste Aussicht über die mit Städten und Dörfern bedeckte Landschaft sich eröffnet.

Dort, am Fuße des Berges, liegt ein geheimnißvoller Fleck, vom Flüßchen eine Weile umarmt, bald aber wieder verlassen. Bei Jung und Alt ist dieser einsame Ort unter dem Namen: „Das versunkene Schloß" bekannt.

Im Lenz sieht man, an Sonn- und Fest-

tagen, die Jugend dahin ziehen, und manche der umwohnenden Jungfrauen eilt um die Zeit des Blumenflors, wenn ihre Beschäftigungen ihr einen Augenblick Ruhe vergönnen, dahin; denn alsdann entsprießen hier die schönsten Blumen, gleichsam wetteifernd, von selbst den Steinblöcken und dem Moose. Dann erblickt man dort Hyacinthen mit den lieblichsten Farben neben Tulpen in der verschiedenartigsten Pracht; Narzissen erheben ihre Stengel mit den schönsten Kelchen zwischen dunkeln und goldfarbigen Anemonen und Ranunkeln, während der Boden mit himmelblauen Veilchen und tausendfarbigen Primeln bedeckt ist.

Dem Fremdling, der um jene liebliche Zeit diesen Ort besucht, erweckt es ein sonderbares Gefühl, hier zwischen Gewölben und Trümmern, mitten unter Steinklumpen und Schutt, eine so seltene Blumenpracht, eine so malerisch bekleidete Verwüstung zu gewahren. Doch höher noch steigt sein Erstaunen, wenn das fromme Landvolk ihm erzählt, daß vor Jahrhunderten hier eine Burg gestanden, damals bewohnt von dem reichsten Rittergeschlechte, im Alterthum berühmt durch seine Thaten, späterhin durch sein Wohlleben und seine Verschwendungssucht.

Hier wohnte einst — so geht die Sage — ein reicher Ritter, dessen Hochmuth weder Maas

noch Ziel kannte. Seine Hunde trugen Edelsteine an den Halsbänden; silberne Reifen umgaben die Räder seiner Wagen; ja, mit goldenen Hufeisen waren seine Rosse beschlagen. Er selbst, mit seinen Rittern und Knappen, zeigte sich nie anders, denn in goldenen Rüstungen und Sammtkleidern, während die Frauen der Burg nicht minder prächtig in Seide, Atlas und den kostbarsten Spitzen gekleidet waren. Ja, Ost und West schienen hier ihre Schätze zu vereinigen.

War die Kleidung so glänzend: nicht minder waren es die prachtvollen Feste, die Gastmahle oder Turniere. Sie folgten einander Tag auf Tag, und der reichste Ueberfluß der köstlichsten Speisen und feinsten Getränke ward in silbernen Schüsseln aufgetragen, in goldene Becher eingeschenkt. Man trank und spielte, lachte und scherzte; man sang und tanzte; es war des Spielens und Vergnügens kein Ende. An die Zukunft dachte Niemand. Der Geistliche, der nicht abließ, seine ernstlichen Ermahnungen zu wiederholen, wurde verspottet. Das arme Landvolk wurde bedrückt; man hatte kein Mitleid mit dem Unglücklichen.

So war es auf dieser Burg beschaffen, als eines Abends ein Pilger des Weges kam und ganz ermüdet den Pfad zum Schlosse hinaufstieg. Niemand hielt die Hunde zurück, welche wüthend ihn anfielen; Niemand hörte auf seine

Bitte um Unterstützung, Nachtlager oder Speise. Der arme Mann stand eben vor der Burg, sich mit seinem Stabe gegen die Hunde vertheidigend, als der stolze Ritter mit seinen Knappen über den innern Burghof ritt, nachdem er in wildem Trabe den Acker verwüstet, den des Landmanns Fleiß gepflügt und besäet hatte. Wohl sieht er den armen Pilger, der zitternd ihn um Hülfe und Beistand fleht; allein statt ihn zu erhören, befiehlt er seinen Knechten, ihn zum Thor hinaus zu werfen, ihm seinen Wanderstab zu nehmen und den Alten der Wuth der Hunde zu überlassen.

In dem Augenblicke, wo die unbändigen Knechte dem greisen Pilger seinen Stab, bis jetzt die einzige Stütze seines Alters, entreißen wollen, tritt des Ritters jüngste Tochter aus dem Burggarten. An ihrem Arme hängt ein Körbchen mit den herrlichsten Blumen gefüllt; sie gewahrt des Pilgers Loos und befiehlt den Knechten, den Greis seines Weges gehen zu lassen, wendet sich dann mitleidsvoll an ihn, befragt ihn um seine Lage und geleitet selbst ihn zum Burgplatz hinaus.

Aber der Pilger schweigt. Er klagt nicht. Starr ist sein Auge auf die Burg geheftet. Seine Lippen beben. Endlich spricht er: „Es ist vorbei; wenn Ihr, o Fräulein, Euer Leben liebt, so eilet, diesem Orte zu entfliehen!“

Mehr vermochte er nicht zu sagen; allein

sein mitleidiges Auge schien das Fräulein zu flehen, ihm zu folgen und die Burg zu verlassen. Lächelnd schaute sie auf ihn und sprach mit Achselzucken: „Alter, ich begreife Euch nicht; geht nun Eurer Wege und zeigt Euch hier nie wieder!“ Hierauf wollte sie ihm ein Almosen reichen, was er jedoch entschieden verweigerte.

Drohend wendete er sein dunkles Auge zur Burg hinan; er richtete sich auf, die Hand wie zum Fluche gegen das Schloß erhoben. Nun ging er weiter, dem Berge zu, und als er am Abende jenes Tages sich auf dem Berge niedergelassen, als die ungezügelte Freude nochmals in vollem Jauchzen beim Festmahl erklang, der stolze Ritter mit seinen Gästen — Männern und Frauen — bis tief in die Nacht hinein in Uebermuth schwelgte und die Mitternachtsstunde erscholl — da versank plötzlich die ganze Burg in den Abgrund, und Niemand entging dem Fluche des Pilgers.

So blieb von dieser Stätte der Ueppigkeit und Wollust Nichts übrig, als nur der Burggarten mit allen seinen Blumen, zur Erinnerung an das edle Mädchen, zum Andenken an ihre Tugend.

Die Blumen verbreiteten sich über den ganzen Fleck. Die Kunde von dieser Begebenheit verbreitete sich bald unter das ganze Volk. Und in jedem Lenz erinnert noch die Blumen-

pracht den Einwohner, daß Verschwendung und Uebermuth sowohl ihre Strafe finden, als die Tugend ihren Lohn.

Nach dem „Gelderschen Volks-Almanak"
von G. Overmann.

Wallfahrt nach Kevlaer.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaer,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Muttergottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz." —

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozeſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie gingen beide im Chore:
Gelobt ſeyſt du, Marie!

2.

Die Muttergottes zu Kevlaer
Trägt heut ihr beſtes Kleid;
Heut hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferſpend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund . . .

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete drauß ein Herz:
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt;

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sey mein Leid geklagt!"

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat."

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!"

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstig beten und singen:
Gelobt seyst du, Marie!"

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Muttergottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten laut.

Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn und der war todt;
Es ſpielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, ſie wußte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe:
Gelobt ſeyſt du, Marie!

H. Heine.

Siegfried's Schwert.

Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt raſten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit feſtem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finſtern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da ſah er Eiſen und Stahl genug
Ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

„O Meiſter, liebſter Meiſter mein!
Laß du mich deinen Geſellen ſeyn!"

„Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt',
Er ſchlug den Ambos in den Grund.

Er ſchlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eiſen in Stücke ſprang.

Und von der letzten Eiſenſtang'
Macht' er ein Schwert ſo breit und lang.

Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth."

„Nun ſchlag ich wie ein andrer Held
Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld."

L. Uhland.

Siegfried's Jugend.

In frühen Kindestagen, aus Trutz und frevlem Muth,
Entlief der Burg zu Xanten Siegfried ein Recke gut.

Er kam nach vielem Irren in einen fernen Wald,
Sah da die große Schmiede, eintrat der Knabe bald.

Hier wohnt' mit ſeinen Künſten Mimer, ein Held bekannt,
Der mit vielen Gehülfen ſchmiedete ſchön Gewand.

Er wirkte edle Schwerter, Panzer und Schilde breit,
Die kauften werthe Recken und Kön'ge hoch erfreut.

Er war ein Held gewaltig, zu ihm trat Siegfried ein,
Und wollt' im grünen Walde Mimer's Gehülfe ſein.

Als größer ward der Knabe, zeigt' er viel böſen Sinn,
Er droht' und plagte Alle, der Meiſter fürchte ihn:

Er ſtellt ihn an die Arbeit an einem Sommertag,
Da nahm Siegfried den Hammer, und that ſo kräft'gen Schlag,

Daß er den Ambos ſpaltete, und ſchlug ihn in den Grund,
Darob ſie all erſchracken und wünſchten zu der Stund',

Er wäre nie gekommen, ſie hatten ſein nicht noth,
Sie fürchten, daß der Große ſie alle ſchlüge todt.

Ein giftiger Lindwrach dort in dem Walde was,
Vor deſſen grimmem Rachen der Kühnſte nicht genas.

Mimer in ſeinen Liſten dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird ſich nicht friſten! ſandt' ihn zum Wurme hin.

Da folgt der Jüngling kühne dem anbefohlnen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne, nur in ſelbſteigner Stärke.

Der Drache ſchoß im Grimme aus ſeiner Höhle wild,
Den jungen Ritter ſchirmten Baumzweige wie ein Schild.

Damit kämpft' er ſo kräftig, und ſchlug das Ungeheuer,
Dann aß er in dem Walde und zündete ein Feuer,

Im Drachenblut er badete, hürnen ward ſeine Haut,
Kein Waffen ihm nun ſchadete, wie ſcharf es auf ihn haut.

In ſehr grimmigem Muthe riß er vom Wurm das Haupt,
Und rennt durch Waldesdunkel, als ſchon der Meiſter glaubt,

Er ſey im Wald erſtorben. Da ſchreien die Geſellen:
Wir ſehen Siegfried kommen, der wird uns alle fällen!

Er trägt das Wurmhaupt blutig wie einen Schildesrand!
Siegfried trat ein wildmuthig, ſie flohn zur Steineswand.

Mimer ging ihm entgegen, er sah des Jünglings
Wuth,
Um Gnade bat der Degen, Harnisch und Schwerter
gut

Versprach er flehend dem Werthen: Siegfried nichts
sagte wieder,
Das Haupt warf er zur Erden, und schlug den
Meister nieder.

Auf saß er dann zu Rosse, und nahm ein Sturm-
gewand,
Nicht sucht' er die Genossen, weit fuhr er durch das
Land.

Ludwig Tieck.

Das Denkmal bei Wesel.

Wo zu dem Rhein die Lippe
Durch Haid' und Baumgestrüppe
Die Schwesterwelle rollt,
Zu Wesel an dem Rheine,
Prangt hell im Sonnenscheine
Ein Denkmal, deutscher Treu gezollt.

Es ehrt eilf junge Helden,
Von deren Tode melden
Lied und Geschichte wird,
So lange Preußen's Adler
Hoch über niedre Tadler
Der Ehre Himmelsbahn durchschwirrt. —

Geheim floß manche Thräne,
Als der Despot der Seine
Von Deutschland zog Tribut.
Doch Andre, frei in Ketten,
Erhoben sich: „Uns retten
Nicht Thränen, Freiheit wächst aus Blut!"

Wer wird im Land der Hessen
Dich, Dörnberg, je vergessen,
Du Obrist deutscher Ehr'?
Und welcher deutsche Krieger,
Wenn, Schill, du Heldensieger,
Dein Nam' klingt, schlägt nicht an's Gewehr?

Ihr Stützen der Erhebung,
Und gegen die Ergebung
Laut eifernd, rasch um euch
War eine Schaar von Kühnen
Im offnen Feld erschienen,
Um euerm Sinn zu werden gleich.

Berlin war tief gefallen,
Da führte aus den Hallen
Der Stadt sein Regiment
Schill, der Major, in's Freie,
Und sprach: „Ein Jeder weihe
Dem Sieg sich, oder sicherm End'!“

„In Treue festzuhalten,
Im Tod nicht zu erkalten,
Wird Deutschland nur befreit,
Das lassen uns beschwören.
Du, ew'ger Gott der Ehren,
Hör' unsern Racheschwur und Eid!“

Sie hoben All' die Hände,
Und schwuren, bis an's Ende
Zu lassen nicht vom Schill.
Dann sind sie ausgezogen.
Bald an der Elbe Wogen
Begann das blut'ge Waffenspiel.

Durch dichte Feindesschaaren,
Durch tausende Gefahren
Brach sich das Häuflein Bahn,
Wie drang mit Schwert und Schilde
Auf Dodendorf's Gefilde
So kühn das Schill'sche Korps voran!

Doch trotz dem Muth, den Alle
Auf vieler Städte Walle
Und in der offnen Schlacht
Als treue Preußen zeigten,
Und ob sie auch nicht beugten
Sich vor des Feindes Uebermacht:

Dennoch als einz'ge Rettung
Nach mancher Noth Verkettung
Blieb ihnen übrig blos,
Sich hinter festen Wällen
Verm Feinde freizustellen,
Stralsund, in deinem Schoos.

Doch baldig hat bezwungen
Der Feind, der nachgedrungen,
Die allzuschwache Schaar.
Schill fiel im Kampfgemenge
In dumpfer Straßen Enge;
Sein Leib ein Raub der Feinde war.

Indeß zu lichten Chören
Der Helden sich in Ehren
Schill's Seele schwang empor,
Ruhend im ew'gen Frieden,
War schlimmres Loos beschieden
Eilf Offizieren seines Korps.

Als „Räuber" eingefangen,
Mit Ketten rings umhangen,
Hat man ſie abgeführt
Nach Weſel's Citadelle,
Dort ſprach man ihnen ſchnelle
Das Todesurtheil ungerührt.

Und bald wird es vollzogen.
Drum ziehn ſo bleich die Wogen
Des alten Rheins vorbei,
Drum ſinkt zur deutſchen Welle
So manche Thräne helle,
Drum klagt's ſo dumpf um die Baſtei.

Geknebelt wie die Sünder
Führt man die Heldenkinder
Zum Richtplatz vor das Thor.
Was ihnen dort bereitet,
Zeigt, daß ſie ſtill begleitet,
Der fränk'ſchen Kanoniere Korps.

Zur Stätte, die ſie blutig
Empfangen ſoll, gehn muthig
Die Jünglinge voran.
Die „Räuber" man geſcholten,
Wohl haben ſie gegolten
Als Märtrer jedem Ehrenmann.

Beim Richtplatz angekommen,
Wird jedem abgenommen
Der Strick vom Hals — da flog
Der Eine in die Arme
Des Andern: „Gott erbarme
Sich Deutschlands! Preußen lebe hoch!“

Dann stellten die Getreuen
Sich auf in graden Reihen
Mit festem Heldenmuth.
„Jetzt schießt, ihr Kanoniere!
Doch trefft die Offiziere,
Die preuß'schen Offiziere, gut!“

Mit Augen unverbunden
Empfangen sie die Wunden,
Womit sie jetzt, durchwühlt
Aus sechsundsechszig Röhren,
Hinsinken, zu verklären
Den Sinn, der heiß für Heimath fühlt.

Sie stürzten, gut getroffen,
Zum Grabe, das schon offen.
Nur Einer lebte noch,
Ein Jüngling, fest und edel —
Gruß dir, Albert von Wedell! —
Der rief noch einmal: „Preußen hoch!“

Da krachten die Musketen
Von Neuem, und sie röthen
Auch mit des letzten Blut
Den wasservollen Graben,
Wo sie verscharret haben
Die Helden, reich an Ehr' und Muth.

Jetzt sind sie auferstanden!
Weit in den deutschen Landen
Erklingt ihr Name nun!
Tief in den Herzen allen
Wird jetzt und stets er schallen!
Als Vorbild strahlt ihr kühnes Thun!

Wo zu dem Rhein die Lippe
Durch Haid' und Baumgestrüppe
Die Schwesterwelle rollt,
Zu Wesel an dem Rheine,
Prangt hell im Sonnenscheine
Das Denkmal, ihrer Treu gezollt.

J. B. Rousseau.

Frohnbroich bei Geldern.

„O Herr, nicht übt' ich das Verbrechen,
Mein Blut, es fällt auf euch zurück.
Der Herr der Welten wird es rächen,
Es bringet euch um Ruh und Glück."

So sprach voll Angst, mit Todeszittern,
Die Magd zum Herrn von Knesebeck.
„Gern leb' ich hinter Eisengittern,
Gern im elendesten Versteck."

Nur lasset mir mein armes Leben,
Ich hab', bei Gott, euch Nichts entwandt,
Wer kann wohl gegen mich erheben
Mit Ueberzeugung seine Hand?" —

„„Du hast viel Goldes mir entwendet,
Schon lange ruht Verdacht auf dir,
Drum wird dein Leben schnell geendet:
Dort auf dem Richtplatz prang' zur Zier.""

Und als sie an der Todesstätte
Das Blutgerüst gebeugt betrat,
Als ihr entfiel die ehrne Kette,
Und sie auch da umsonst ihn bat;

Entfuhren ſterbend ihr die Worte:
„Stirb kinderlos und unbeweint,
Es fliehe dich an jedem Orte
Die Ruhe, bis der Tod erſcheint!“ —

Und ſieh, da fleugt zum Wald ein Rabe,
Mit wildem krächzenden Geſchrei,
Hält Gold und Silber, reiche Habe,
In ſeinen Krallen leicht und frei.

Des Jägers Pfeile ihn verwunden,
Die Beut' zur Erd' er fallen läßt:
Das Gold und Silber, ſo verſchwunden,
Barg jenes Raben hohes Neſt.

Der Ritter ward von Gram befallen,
Er freute keines Kindleins ſich,
Verödet ſtanden ſeine Hallen,
Als ſchuldbeladen er verblich.

Otto Windmüller.

Asberg.

Asciburgium ſtand hier,
Unſre alte Aſenborg.
Wo? — das frage dort den Storch,
Der vor Asberg's Kirchenthür

Eben langt vom Reiſen an,
Und daher erzählen kann,
Wie auf dieſem Erdenrund
Alles wechſelt kraus und bunt.

J. B. Rouſſeau.

Gladbach und Rheydt.

Holland's reinlicher Sinn ſchmückt dieſe Städtchen,
doch deutſch ſind
Ihre Bewohner, und „Fort Phlegma!“ war ſtäts
ihr Symbol.

J. B. Rouſſeau.

Die Nothglocke zu Düſſeldorf.

Wo zu Düſſeldorf mit grauen Zinnen
Das Kloſter der Karmeliterinnen
Emporragt über die Fluten des Rheins,
Stand einſt im Leuchten des Sternenſcheins,
An den Baum, den winddurchbrauſten, gelehnt,
Ein Mann, das Auge ſchmerzbethränt.

„Du," rief er, „die ich verloren, du weilst
In jenen düsteren Mauern; du theilst
Mit dem himmlischen Bräutigam dein Herz,
Und ahnst nicht des meinigen wilden Schmerz!
Die Länder alle durchzog ich, doch Ruh
Flog nirgend mit kühlendem Fittig mir zu;
Ich schiffte durch alle Meere, und fand
Erst hier, wo ich stehe, mein Heimathland,
Hier, unter dem winterlich starrenden Baum,
Der mir zurückruft der Jugend Traum."
Und tiefer sank sein Haupt auf die Brust,
Und vorüberzog in seliger Lust
Die Erinnerung an die frühere Zeit,
An der ersten Liebe Glück und Leid.

Mit Cölestinen, ihm angetraut
Vor dem Altare des Herzens als Braut,
Lustwandelt er wieder am stillen Rhein:
Der hat vernommen ihr „Mein" und „Dein!"
Und was in trautem Gekose der Mund
Von süßen Geheimnissen sich gab kund.
Und wiederum sieht er in den Blick,
Der einst ihm gespiegelt des Himmels Glück;
Und die sanften Töne hört er aufs Neu,
An denen er lernte die Sprache der Treu.

„Weh!" rief er und fuhr aus den Träumen empor,
„Weh, daß die Welt sich so bald verschwor
Zu unseres Glückes Untergang . . .
Die wilde Kriegsdrommete klang,

Und es brausten auf blutgefärbter Bahn
Aus Westen die Schaaren der Feinde heran;
In den Kampf für Vaterland und Pflicht
Ward ich gerufen, ich zögerte nicht,
Wir zogen zum blutigen Werk hinaus —
Da kam die Kunde, die falsche, nach Haus,
Ich sey gefallen im fernen Streit.
Was weiter? Ein Herz, das in Sehnen und Leid
Auf meine Rückkehr harrte, es bot
Freiwillig sich dar dem lebendigen Tod:
Die ich geliebt, die ich liebe noch heut,
Sie nahm der Büßerinnen Kleid,
Und dort, wo das Lämpchen noch flackernd scheint,
Weilt, die für mich betet und um mich weint."

In dichterm Gewimmel fiel der Schnee,
Das Lämpchen erlosch in des Klosters Höh,
Und der Fremdling, mit seiner stillen Pein,
Stand in der Grabesstille allein.

Da horch . . . ein Ton! . . . Noch einer . . . Jetzt
Wird rascher das Glöckchen gezogen — — Entsetzt
Eilt nach der Klosterkirche der Mann,
Die Pforte wird eben aufgethan . . .
„Was ist geschehen? Was soll bedeuten
Dies nächtliche, seltsame, schaurige Läuten?
Sank eine der Schwestern zur Gruft hinab?"

Vortrat die Aebtissin. „Im offnen Grab
Schon weilen wir alle seit dreien Tagen.
Drum, Fremdling, wird die Glocke geschlagen.
Nothglocke heißt sie. Sie tönt nur dann,
Wenn dreimal schon der Tag verrann,
Und Keinem von uns, in bitterster Noth,
Zur Labung wurde Wasser und Brod.
Der Fall, der herbe, ist eingetreten.
Vergebens unser Flehn und Beten!
Nicht Manna hat uns die himmlische Braut,
Zu der wir rufen, vom Karmel gethaut;
Und die Raben haben kein Brod getragen
Zu uns aus Elias feurigem Wagen.
Drum wenden, in Kälte, Elend und Schmerz,
Wir uns an der Brüder mitfühlend Herz:
Gewiß bedenken sie dieses Haus,
Das Haus der Entsagung, der Armuth, woraus
Nie mehr, wer den Schleier empfing, darf treten,
Selbst nicht in des Hungers wildesten Nöthen.
Du, Cölestine, die Jüngste, tritt vor,
Hier bleibe stehn am Kirchenthor,
Und nimm entgegen, was sie spenden
Für uns mit mild-wohlthätigen Händen.
Zwar sieben Monde schon hast du gefastet,
Allnächtlich das Haupt auf dem Steine gerastet,
In dreien Tagen nicht Nahrung genommen,
Doch Gott hat dir, der Starken und Frommen,
So viel des Heils und der Kraft gegeben,
Er wird auch diesmal dich mächtig erheben!“

Und Cöleſtine wankt herbei,
Ihr Antlitz ein bleicher Lilienmai,
Ihr Auge ein Veilchen, das ewig wird blühn —
Sie ſtellt ſich betend zur Pforte hin.

Und der Mond beleuchtet die edlen Glieder . . .
„Sie iſt's!“ . . . Der Fremdling ſtürzet nieder,
Nieder auf's Knie vor der Heil'gengeſtalt,
Die im weißen Schleier entgegen ihm wallt.

„Du hungerſt! Dich durſtet! Dich friert! Weh!
Weh!“ . . .
Er rafft ſich zuſammen, durch Sturm und Schnee
Fliegt er nach der Straße . . . dort ſtrahlt noch ein
Licht . . .
„Auf! Machet auf! Schnell — zögert nicht!
Gebt Brod her — Speiſen, Trank, ſchnell, ſchnell . . .
Hier all mein Gold . . .“ Flugs iſt er zur Stell',
Ihm ſoll die Freude ſein beſchieden,
Der Erſte zu laben die Hungernden, Müden.

Da durchbebt ihn ein hoher Gedanke . . . „Wie?
Ich wag' es, mich ihr zu naben? Sie,
Die todt mich glaubt, und in dieſem Gedanken
Das Bitterſte trägt ohn' Murren und Wanken,
Sie ſollt' erfahren, erfahren heut,
Daß mich die Spanne Erdenzeit
Noch hält an der Vergänglichkeit Borden?
Ich wollte den irdiſchen Frieden ihr morden?

Den Sinn, der droben nur ſucht ſein Glück,
Auf's Neue lenken zur Erde zurück?
Nein, nein! Ich bleibe todt für ſie!
Nur einmal will ich die Poeſie
Der Liebe genießen noch einen Moment —
Dann fort, und hienieden für immer getrennt!"

Er trat hinzu, mit verſtellter Stimm',
Dicht in den Mantel gehüllt . . . „Da, nimm!
Ehrwürdige Schweſter, nimm dies Brod,
Das dir die Hand der Liebe bot.
Nimm's, labe dich! Ich armer Mann
Hab' Nichts, was ich weiter dir geben kann."

Die Nonne drückt ihm ſanft die Hand.
„Dank, Vater! Dich haben die Engel geſandt:
Denn hör', als ich geſtern, zu kurzer Ruh',
In Todesermattung das Aug' ſchloß zu,
Da rief mir's im Traume, der Erſte, der
Uns heute Speiſen brächte her,
Der hätte, ſo lang' er auf Erden weilt,
Gern Alles treu mit mir getheilt.
So haſt du denn auch, in dieſer Noth,
Mit mir getheilt dein letztes Brod . . .
Was weinſt du? ... O, ſtille! ... Ja, ſelig macht Geben!
Ich will für dich beten mein ganzes Leben."

Und die Finger der Jungfrau erhoben ſich
Zum Segen empor andächtiglich.
Und der Mann empfing den Segen, und war
Verſchwunden, ein Blitz, in der Menſchen Schaar.

Denn dieſe ſtrömten von allen Seiten,
Als kaum ſie vernommen des Glöckchens Läuten,
Auf's Kloſter nun zu mit milden Gaben,
Wetteifernd, die dürftigen Schweſtern zu laben,
Und bethätigend, daß die Glocke der Schmerzen
Zu Düſſeldorf nur ſchlägt an Herzen,
Für die kein ſchöneres Feſt es gibt,
Als wenn Liebe der Bruder am Bruder übt,
Damit, durch gemeinſame Kraft, das Geſtöhn
Des Unglücks ſich löſe in Wohlgetön.

J. B. Rouſſeau.

Meiſter Gruppello.

Zu Düſſeldorf am Rheine lebt
Ein Bildner hoher Meiſterkunſt;
Sein Werk und eigne Weiſe hebt
Ihn bald in ſeines Fürſten Gunſt.
Und auf der Stände hoch Geheiß
Gießt er das Ritterbild in Erz
Des edeln Fürſten, dem ſo heiß
Und voller Ehrfurcht ſchlägt ſein Herz.

Da steht das Bild nun aufgericht't,
Auf schöngevierten Markts Plan,
Und Kurfürst Johann Wilhelm spricht
Aus allen Zügen freundlich an.
Umgeben von der Höflingsschaar
Steht vor dem Bild der Fürst und staunt,
Und reicht die Hand dem Künstler dar,
Preist ihn und dankt ihm, wohlgelaunt.

Doch das verdrießt die Schranzen all;
Dem neuen Günstling, schlicht und keck,
Bereiten emsig sie den Fall
Und treffen auf den zarten Fleck.
Sie tadeln dies, belächeln das,
Am Pferd besonders, hier und dort,
Und weiß man auch nicht eben was,
Der Kurfürst merkt doch Mien' und Wort.

Und spricht zum Meister Gabriel:
„Man tadelt dies und das am Werk,
Ich sag' dirs frei und ohne Hehl."
Gruppello sagt: „Mir's gerne merk'."
Und um das Reiterbild alsba d
Zieht weit er eine Plankenwand;
Draus wirbelt Rauch, der Hammer schallt
Geführt von mancher nerv'gen Hand.

Und als ein Mond vorüber war,
Der Hammer ruht, die Planke fällt; —
Der Fürst kommt mit der Schranzen Schaar:
Die findt nun Alles wohl bestellt.

Der Künſtler drauf zum Fürſten ſpricht:
Ich ſchlug dem Pferd nicht Bug noch Huf,
Ein Gußbild leid't ſolch Schlagen nicht —
Ich ſchlug nur auf der Tadler Ruf.

W. Smets.

Die Rüde bei Solingen.

Es war am vierten Tage vor dem Chriſtfeſte des Jahres 1424, um das Nachtwerden, als die Ritter und Jäger des jungen Herzogs Robert von Berg von der Jagd heimzogen nach Solingen. Tiefer Schnee lag auf Berg und Thal und hatte die Mühen des Tages um ein Ziemliches vermehrt; aber die rüſtigen Männer waren heut doch wohlzufrieden, da zwei Wagen, mit allerlei Wildpret befrachtet, ihnen folgten. Raſch und ſchweigend rückte der Zug durch das Wupperthal, denn die harte Kälte trieb zur Eile, und der ſchneidende Wind wehrte den Waidmännern heute Geſpräch und Geſang.

Da wurden ihrer Einige inne, daß der Herzog ſelbſt nicht in ihrem Zuge ſei, und ſie frugen einander nach ihm, aber Niemand wußte Beſcheid. Sie hielten alſo die Roſſe an und ſtießen in ihre Hifthörner, dem Herzog damit

ein Zeichen zu geben; aber, wie sie auch lauschten, keine Antwort erfolgte. Nun zweifelten sie nicht länger, daß derselbe weit vor ihnen schon auf das Schloß zurückgekehrt sei, und ritten unbekümmert weiter.

Plötzlich aber sprang vom Bergesabhange ein Rüde durch den tiefen Schnee heran, und umkreiste den Zug mit kläglichem Gebell und ließ sich nicht abwehren mit den Peitschen, sondern that so ängstlich und zerrte die Jäger so hastig an den Mänteln, daß sie beschlossen, ihm zu folgen. Rasch und freudig wedelnd, sprang jetzt der Rüde seitwärts durch das überschneite Gestrüppe und Gestein, ihm nach in banger Erwartung die Jäger. Er führte sie weit auf die schroffen Berge an der Wupper und zuletzt sprang er heulend von der Felsenhöhe hinunter. Auf kurzem Umwege folgten ihm die Ritter und fanden ihn unten wieder. Kläglicher Anblick! — An allen Gliedern zerschlagen und verletzt und von der Kälte halberstarrt, lag Herzog Robert im Schnee, unter ihm sein zerschmettertes Roß. Der Rüde leckte dem Herzog die Wunden und hauchte ihn an mit erwärmendem Odem.

„Um Gott, Herr, was ist mit euch? Ihr seid übel zugerichtet und habt einen schlimmen Sturz gethan?“ So frugen die Jäger den Herzog, indem sie ihn aufhoben und in ihre Mäntel hüllten.

„Einen schlimmen Sturz!“ erwiederte der Herzog, so gut es er's in seinem kläglichen Zustande vermochte. „Denn seht, mein Roß ist zu Tode gestürzt, und ich selbst blute aus vielen Wunden und hätte wohl hier elend umkommen müssen, wenn mein treuer Hund nicht euch zu meiner Rettung berufen hätte.“

Der Herzog hatte mit seinem Rüden einen Hirsch verfolgt und war in unvorsichtigem Eifer und bei dem Dunkelwerden, durch welches betrügerisch der Schnee leuchtete, mit dem Rosse von der Felsenwand herabgestürzt. Als er aus seiner Ohnmacht wiedererwachte, fand er den treuen Rüden bei sich, der ihm das starre Blut von den Wunden leckte und zuletzt forteilte, um Hülfe zu holen, was ihm denn auch gelungen war.

Die Ritter trugen den Herzog auf den Armen nach dem Wupperhofe, wo er unter der sorglichen Pflege bald von seinen Verletzungen genaß. Sein erster Ausgang war nach jenem Felsen, von dem er herabgestürzt war. Hier dankte er Gott inbrünstig für seine Rettung, und als der Rüde, der nicht von seinem Krankenlager gewichen war und ihn auch jetzt begleitete, freudig an ihm hinaufsprang, da drückte er denselben an's Herz mit dankbarer Rührung. Und damit die Treue des Hundes auch der Nachwelt kund werde, so ließ er ein

riesiges Konterfei desselben in Stein bauen und auf der Höhe jenes Felsens aufstellen.

Dort hat es lange gestanden, bis es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein arger Sturmwind herab in die Wupper stürzte. Wo es aber gestanden hat, die Stelle heißt noch heut am Rüden.

„Preußens Volkssagen" von Ziehnert.

Die Solinger Klingen.

Es war der Christfestmorgen des Jahres 1561, als, während noch der Morgenstern hell am unbewölkten Himmel glänzte, zu Solingen die Kirchglocken gar heiter läuteten, die Kerzen auf den Altären brannten und in der Kirche zu den feierlichen Tönen der Orgel der Gesang der Gemeinde erklang, in herzerhebender Andacht das Jahresfest der Geburt des Herrn und Heilandes zu begehen. Noch war der Gesang nicht verklungen, als ein Mägdlein hastig aus der Kirchenpforte trat, und ängstlich um sich schauend und lauschend die Stufen des Gotteshauses hinabstieg. Auf dem Kirchhofe blieb sie stehen, und ließ, während Gesang und Orgelspiel noch forttönten, das Haupt

sinken. Bald aber erhob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern hell hernieder leuchtete, und sprach betend:

„Du weißt es, wie meine Mutter auf ihrem Todeslager Severin's Hand in die meinige legte, und mit schon brechender Stimme sprach: Haltet fest aneinander in Freud' und Leid; denn ich fühle es in mir, ihr seid für einander bestimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, so harret aus; der Gram der Liebe macht sie selbst uns noch lieber. — Du, mein Vater im Himmel! das Unheil und der Gram sind gekommen, sollte ich nun nicht thun, wie mir die Mutter gesagt hat?"

Martha, Martha! flüsterte es jetzt hinter dem Hollunderstamme her, der seine kahlen, weißbeschneiten Zweige gespenstig von der Kirchhofsmauer ausstreckte. — Bist Du es, Severin? fragte das Mädchen. — Ja wohl, ich harrte Dein schon am Grabe der Mutter — war die Antwort. — Ich komme — erwiederte Martha. — Der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die Kirche verließ, um von Dir zu vernehmen, waß mein Vater Dir gestern Abend geantwortet hat.

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuze im Winde rauschten, und Severin begann: Holde Martha! mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du mich hier anhörst; der Herr ist überall,

wo nichts Böses geschieht. Und wollte es sich denn anders thun lassen, daß ich Dich zum Letztenmal spreche? — Zum Letztenmal? fragte Martha mit bebender Stimme. Du willst fort? — Sieh — fuhr er fort, da Martha schwieg, weil sie ihr stilles Weinen nicht verrathen wollte — ich dachte es recht gut zu machen, daß ich gestern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis aus allen Fenstern die Christbäume mit tausend Lichtern leuchteten, indem ich ihn bei Dir zu finden glaubte. Allein Hedwig sagte mir, er sei noch immer in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede beschäftigt. Da pflegt er gewöhnlich mürrisch zu sein, wenn man ihn stört; indeß ich hatte Dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden, und so ging ich hinein. Mit düsterem Blick empfing er mich, und fragte, was ich wolle? Meister — begann ich — ich bin noch nicht so lange bei euch, als ich sein mögte; aber ich halt's nicht aus, wenn ihr nicht endlich mir euren Segen gebt, und sprecht: geht wieder zu meiner Martha; du sollst mein Sohn werden. Ich wollte noch mehr sagen; aber er schloß mir auf einmal den Mund mit dem schwersten Nein, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da er mich nun so betroffen sah, fügte er allerlei hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Geselle sei, wenn er auch meinen Umgang mit seiner

Tochter und den Kalviniſten nicht leiden möge. — Hab' ich Dir's nicht geſagt? unterbrach ihn Martha. Aber Severin ſchüttelte den Kopf und erwiederte: Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenſchmieden um, die aus ihrer Vaterſtadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht ſchließe, ſo will ich dennoch als ein guter katholiſcher Chriſt leben und ſterben. Das ſagte ich Deinem Vater; und er ſchlug's nicht in den Wind, ſah aber eine Zeitlang ſtarr vor ſich hin, wie Einer, der mit ſich ſelbſt einen Kampf ſchlichtet. Endlich athmete er tief und ſagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut ihr auch beim Ambos ſeid. Das befremdete mich, und machte mich warm, ſo daß ich rief: Wenn mein Glück vom Ambos zu holen iſt, ſo gebt's nur immer in meine Hände, Meiſter; ich laſſe es euch wahrhaftig da nicht liegen. Er aber lachte faſt höhniſch auf und entgegnete: Nun, ſo wißt denn kurz und gut: ich bin ein verarmter Mann. Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei koſtſpielige Verſuche, wollte ich das Geheimniß, Damascener-Klingen zu fertigen, gewinnen; es iſt aber mißglückt, und doch habe ich mich ſchon gerühmt, es zu können. Ich bedarf eines reichen Schwiegerſohns, um vielleicht auch deſſen Geld durch den Rauchfang zu jagen; denn nicht leben will ich, ſoll ich's mit Schande thun. Nach dieſen Worten

wandte er das Auge wieder von mir, und stierte den Boden an. Ich stand da, unruhig und sinnend; jetzt aber noch möchte ich Gott fragen, ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meister schaffen, daß er des Geheimnisses kundig würde, wenn er mir seine Tochter versprächе. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt sind, stellte ich ihm vor: ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort so lange den Klingendienst treiben, bis ich den Türken die Kunst abgelernt, dann aber heimkehren und Dich als mein Weib umarmen. Da zuckte ihm wieder ein Lachen um den Mund, wozu ich die Worte vernahm: Nun so zieht nach Damaskus! Ein Jahr lang will ich euch meine Martha aufheben. Habt ihr dann euer Wort nicht gelöst, so bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter aber habt ihr weiter keinen Verkehr; und nun schlaft euch Kräfte zur Reise. So mußte ich denn gehen, und stahl nur noch die Gelegenheit, der Hedwig zu sagen, daß ich euch hier zu sprechen wünschte. —

Tief betrübten Herzens hörte Martha Severin's Worte, und ihm die Hand drückend, warf sie ihm mit unterdrücktem Schluchzen vor: Mußtest Du denn Alles gleich zum Aeußersten treiben? Nun willst du fort! — Ja, und das gleich — redete Severin drein, ihre Hand festhaltend — dort liegt mein Ränzel, und von

hier aus wandere ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr ist rasch vorüber. Lebe wohl, gute Martha, gedenke mein, und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lasse. Sollte ich aber nicht zurückkehren —

Hier brach ihm die Rede, so daß eine Pause entstand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig gesprochenen Worten: Gott segne euch, und lasse euch bei einander. Und siehe — ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit schwarzem ritterlichen Kleide, legte seine Rechte auf die Hände des liebenden Paares. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angesicht an Severin's Schulter.

Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau! begann der Fremde. Worte und Blicke, die Euch furchtbar sein könnten, liegen längst hinter mir. Für Euch aber, junger Geselle, habe ich Hülfe. Am Sylvestertage, wenn — dem Himmel sei Dank! — wieder ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, dem Strom der Wupper entlang, in den Wald hinein, bis Ihr die Fackel auf einem Thurme brennen seht. Dort rufet den Namen Johannes; die Pforte wird sich aufthun, und ich werde Euch die Reise nach Damaskus unnöthig machen.

Severin sah den Fremden, der in der

Morgendämmerung ein geisterhafter Anblick war, bedenklich an, bevor er fragte: Seid Ihr ein Waffenschmied, Herr? — Ein Waffenschmied? entgegnete Jener; wohl habe ich mein Lebelang Waffen geschmiedet wider mich selbst; ich fühle ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ruhigen Tag gewinne. Du kommst? — Verzeiht, Herr! begann Severin verlegen. Der Fremde aber fuhr trotzig auf: Nun so laß es, Thor! Doch sich vor die Stirne schlagend, setzte er begütigend hinzu: Nein, laß es nicht! Zieh' nicht von Deiner Liebe! Dein Ziel ist weit, und der Menschen Gunst hat kurze Weile. Willst Du Dein Glück ergreifen, hast Du Muth, so komm zur rechten Stunde! — Der Fremde wandte sich, und heftig rief Severin ihm nach: Ich komme. Was hast Du gethan? fragte Martha entsetzt. Severin aber antwortete: Mit Gott Nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen.

Eben zog die andächtige Menge wieder heim unter dem Geläute der Glocken aus dem Gotteshause, und Martha, ihrem Geliebten zuflüsternd: Noch einmal muß ich Dich sprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführst — schloß sich an Hedwig, die gleichfalls aus der Kirche kam, und um ihre Unterredung mit Severin wußte. Severin aber nahm sein Ränzel, und schritt gedankenvoll wieder in seine Herberge,

In den nächsten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwiespalt mit sich selbst seine kalvinistischen Freunde, die Genfer Klingenschmiedgesellen, besuchte die Kirche fleißig in den Festtagen, sich berathend im Gebete, und verstohlen wechselte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die ihn mit den inbrünstigsten Bitten von dem gefährlichen Gange abzumahnen suchte. Er aber beharrte bei seinem Entschluß, und es fügte sich nicht, daß er nochmals der Geliebten sein volles Herz ausschütten konnte. Von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeschlagenen Sinnes und scheu, wie eine Kranke, im Hause umherwandle. —

Der Sylvestertag war da. Am Sylvesterabend, als die Glocke vom Kirchthurm die neunte Stunde verkündete, nahm er Nichts mit sich als sein Krucifix, und stand lange vor Martha's Hause. Obwohl er nun zuweilen des Meisters Stimme im Gespräch mit seiner Geliebten zu hören glaubte, ward doch Niemand sichtbar, so daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht. Die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, hatte das Ansehen, als habe sie sich festlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem ungetrübten Blau hernieder, die armen Wanderer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernst seines Weges, Gott und seinen

Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Brust enge, als er endlich den Thurm vor sich sah, den er am Tage zu finden sich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen stand er da, hinaufschauend nach der Fackel, die ihren düstern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die Stimme versagte ihm mehrmals, als er: Johannes! rufen wollte. Sich zusammenraffend, legte er endlich sein Crucifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name; aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieser nächtigen Oede abermals schaudern. Die Pforte that sich auf, und ein Willkommen tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemache, zu dem eine Steige hinaufführte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte, und ihn näher rief. Eben so gekleidet wie damals war nur das graue Haupt ganz entblößt, und ein großes Buch hielt er im Arm. Um ihn her stand allerlei Geräth; auch einen Ambos gewahrte Severin, so wie Alles, was zum Waffenschmieden dienen konnte.

Tretet näher! begann der Alte düster, und geht an's Werk; es soll rasch gethan sein. Severin zögerte noch; endlich fuhr's ihm heraus: Herr, ich bin gekommen, damit ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beschuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht mit Sünden erkaufen. Sprecht also: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder —? Er

wagte nicht, weiter zu sprechen; denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er wie in einem Anflug von Wahnsinn sprach: Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wissen für die Feuertaufnamen des Satans? Auf unserem dürftigen Planeten sind sie freilich jetzt noch wenig nütze; aber seine trügerisch festgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber so tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er steigt und steigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, ruft bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? Greift zu, in wessen Namen Ihr wollt. Mir ist das und Alles gleich! — Doch wie könnt Ihr fassen, was mir selbst entging? Schmiedet also Eure Waffen im Namen Gottes! Dabei ergriff er einen Stab, und schlug in die Kohlenmasse auf dem Heerde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte

er nun dem verstummten Lehrlinge, wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascenerklingen in Severin's Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

Wollt Ihr's nochmals üben? fragte der Alte. Doch Severin entgegnete: Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das habe ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?

Verläugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörichter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte, und nun dennoch fühle. Ich heiße Johannes Faust. Zittert nicht! Die Menschen zählen mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät. Geht mit Eurem Gott, und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürfet. So sprechend schlug er mit seinem Stabe in die Flamme. Rauch und Dampf ballten sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus einem schweren Traume erwachend, obwohl die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte. —

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in Solingen eintraf, und mit freudigem Schrecken seinen Meister und seine liebliche, jetzt aber todtbleiche Martha fand. Sie

hatte ihrem Vater Alles erzählt, und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abenteuer, und reichte dem Meister die Klinge hin, versichernd, er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen. Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Auge die Flamme des Zorns mit der Blässe des Neides, und wüthend rief er aus: Habe ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold Dem, der sich noch gar nicht darum mühte, Das übergibt, was mir mein Geld raubte, und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor Dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr.

Mit den mildesten Worten strebten Severin und Martha, ihn zu beschwichtigen; doch in dem Alten glühte es immer unbändiger auf, bis er sprach: Ihr wolltet gen Damaskus ziehen, und that es nicht; ich bin meines Wortes quitt. Aber halten werde ich's, wenn Ihr mir Eins schwört. Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte; nimmer aber ertrage ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen fertigen zu sehen. Bevor ich nicht die Augen geschlossen, darf Keiner in Solingen mit dieser

Kunst prunken; ja — nur Eurem Sohne sollt Ihr sie dereinst lehren, und er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwöret Ihr das? Ich schwöre es! sagte Severin, und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wollebens hätte herbeiführen können, stand er am Ambos, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha nach dem Tode ihres Vaters rieth, sich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt, und arbeitete nur rüstiger im Bewußtsein, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach seinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihn der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Aeltern, um die in ihren alten Tagen sich der Reichthum ausbreitete. Die Geschichte nennt den Peter Simmelpuß — dies war Severin's Familienname — als den Ersten, der in Deutschland Damascener-Klingen fertigte. Von dem Thurme an der Wupper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer hat ihn entdeckt.

F. Steinmann.

Kloſter Dünnwald.

Tief im Walde die Kapelle;
Pilger ziehen ein und aus,
Und das Glöcklein laut und helle
Ruft heran zum Gotteshaus,
So von früher Tagesbelle
Bis in tiefe Nacht hinaus.

In des Waldes öder Wildniß,
Zwiſchen Mauern morſch und feucht,
Stehet das Salvatorbildniß
Faſt vermodert und verbleicht;
Doch das Bild nicht zieht zur Wildniß,
Sondern Er, den es uns zeigt.

Und wie zu der Honigzelle
Summt des Bienenſchwarms Gebraus,
Ziehet es zur Beterſtelle:
Dort der Honig geht nicht aus.
Tiefgetreten iſt die Schwelle,
Viele Jahre ſteht das Haus.

Aber weh! welch Mißgetöne
Trifft da jetzt der Beter Ohr!
Mordruf hinter Angstgestöhne
Dringet aus dem Wald hervor;
Schrecklich wandelt sich die Scene,
Plötzlich schweigt der Pilger Chor.

Heidenreich, dem schnellen Ritter,
Ward zur Hatz die Betfahrt heut:
Hinter ihm das Ungewitter
Freveln Feindeshasses dräut.
Um ihn sausen Speeresplitter
Und des Stahles gier'ge Schneid'.

Unbewaffnet vor der Rotte
Nur die Flucht ihm Rettung beut,
Doch er fleht zu seinem Gotte,
Den er früh gesuchet heut,
Der ihm Schutz vor Tod und Spotte
In der Waldkapelle beut.

Schon erreicht er die Kapelle,
Wo er ledig der Gefahr;
Und zum Dank küßt er die Schwelle
Und umfasset den Altar;
Doch ein roher Mordgeselle
Nimmt des Ortes wenig wahr.

Weh! vor dem Salvatorbilde
Blitzet über'm nackten Haupt
Schon das Schwert; der Dankerfüllte,
Der sich kaum gerettet glaubt,
Ist hier unterm Gottesschilde
Seines Lebens jach beraubt.

Halt! der starke Schlag vergebens;
Ab am Hefte bricht der Stahl,
Und der Herre unsres Lebens
Hält ihn in der Hand zumal.
Zu Ihm flieht man nie vergebens,
Wär' auch grimm der Feinde Zahl.

Er, der liebend seine Hände
Breitet über alle Welt,
Faßt des Schwertes schneidend Ende
Und des Kreuzes Nagel hält,
Daß das dunkle Loos sich wende,
Ob auch gleich das Holz zerspellt.

Und den Frevler sieht man enden,
Der des Bildes Hand durchbohrt,
Und das Schwert in Gotteshänden
Scheucht die Mordgesellen fort:
Wieder klingt von heil'gen Spenden
Frommer Pilger jetzt der Ort.

Aber Heidenreich, der Schnelle,
Flutet heut den Dank nicht aus,
Und erbaut zur Waldkapelle
Bald ein schönes Gotteshaus,
Und ein Kloster, Zell' an Zelle,
Hebt sich übern Wald hinaus.

Drinnen dankten heil'ge Nonnen
Jene Rettung früh und spät,
Schöpften aus dem Liebesbronnen,
Der dem Glauben offen steht:
Manch Jahrhundert ist zerronnen,
Doch nicht dort Gesang, Gebet.

Dünnwald heißt die heil'ge Stelle,
Wo das Kloster steht gebaut,
Wo in stiller Waldkapelle
Einst sich manches Herz erbaut,
Und wo man den Schwertstahl helle
In des Herren Hand geschaut.

Mit dem Wald ging's längst zu Ende,
Flur umlacht das Gotteshaus,
Und Salvator streckt die Hände
Dort fortan nur segnend aus,
Und so manche Gnadenspende
Trägt der Fromme dort hinaus.

Vincenz von Zuccalmaglio.

Der Spielmann von Monheim.

Seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hielt sich zur Sommerzeit in dem stattlichen Dorfe Monheim am Rheine (im Solinger Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf) ein Spielmann auf, der durch sein vortreffliches Geigen in der ganzen Umgegend berühmt und beliebt war. Sobald er wo in ein Wirthshaus trat und den Bogen unter den straffen Saiten hervorzog und anfing aufzuspielen, da war gleich Alles ein Jubel und eine Freude. „Der alte Gott ist wieder da! Grüß euch Gott, alter Gott!“ schallte es einstimmig, und die vollen Kannen drängten sich um seinen Mund, und alle Hände streckten sich ihm entgegen zum Gruße. Wie ein Wetter flogen Tische und Stühle bei Seite, die Pärchen henkelten sich ein zum Tanze, und der alte Gott geigte so lustig und trieb dabei so schnackische Possen, daß das Landvolk manchmal vor lauter Lust hätte toll werden mögen. Keine Kirmeß in der ganzen Umgegend verging, wo nicht der alte Gott gespielt hätte.

Den alten Gott aber nannte man den Spielmann, weil sein Lieblingslied, das er oft zur

Geige sang, mit den Worten anfing: „Der alte Gott lebt noch!“ — Uebrigens wußte man weder, wie er hieß, noch woher er war, sondern nur, daß er ein seelenguter Kerl und vom jenseitigen Rheinufer gebürtig sei. Denn im Herbst, wenn er die letzte Kirmeß ausgegeigt hatte, war er gewöhnlich verschwunden, ohne daß Jemand erfahren hätte, wohin; wenn aber mit dem Frühjahre die Schwalben zurückkehrten, da kam auch der alte Gott wieder mit seiner Geige bei Monheim über den Rhein herüber.

War er nun aber auch bei Alt und Jung beliebt und bei allen ehrlichen Leuten als rechtlicher Mann angesehen, so wollten doch die Dominikaner in ihm einen Hexenmeister erkennen und stellten ihm insgeheim nach. Ihm selbst war dieß nicht fremd, aber er lachte ihrer, ob mit Recht, das wies sich leider bald aus.

Im Frühjar 1615 ließ der Spielmann die Monheimer vergebens auf sich warten. Der Sommer kam, und noch immer fehlte seine Geige zu den frohen Tänzen. Man dung sich wohl andere Musikanten; aber freilich, wer den alten Gott hatte spielen hören, dem kam es vor, als ob die neuen Götter nicht viel Erbauliches gelernt hätten. Ueberall klagte man um den wackern Fiedler und Spaßmacher. Da endlich hieß es: „Der alte Gott kommt! Der alte Gott kommt wieder!“

Es war an einem Sonntage, als diese frohe

Kunde nach Monheim gelangte. Eben war die Hochmesse beendigt, und die Menge des Volkes eilte an das Ufer des Rheins, theils um den Spielmann, wenn er käme, gleich zu bewillkommen, theils um den niedrigen Wasserstand des Rheins zu bewundern. Denn die anhaltende Dürre hatte denselben so niedergedrückt, daß ihn ein Mann, der die Furt kannte, wohl durchwaten konnte.

Als der Spielmann nun drüben von den Bergen niederstieg und seine Freunde und Tänzer am jenseitigen Ufer seiner harren sah, da lachte ihm das Herz im Leibe, und er schwenkte lustig grüßend den Hut und die Geige hoch über dem Kopfe. Wie er aber an den Strom trat und das Wasser so seicht sah, da kam ihm ein Schwank in den Sinn, mit dem er seine Monheimer so recht auf seine Art belustigen wollte. Er watete durch den Strom und geigte dazu sein Lieblingslied so lustig, als er auf ebenem trocknem Wege ginge. Und doch reichte ihm bisweilen das Wasser bis an die Achseln, so daß er seine Geige fein hoch halten mußte, um nicht Wasser damit zu schöpfen.

Mit ängstlicher Besorgniß sahen die Leute am Ufer den gefährlichen Scherz, denn so Etwas war in Monheim noch nie gesehen worden. Wie er aber nun glücklich anlandete, da grüßte ihn lauter Jubel. Alles drängte sich, den alten Gott zu bewillkommen.

Zwei fröhliche Dirnen faßten ihn schäkernd an den Armen und führten ihn zur Schenke; die Burschen aber reichten ihm die Kannen hin in solcher Menge, daß er, wenn er ihnen Allen hätte Bescheid thun wollen, wohl schwerlich würde im Takte geblieben sein. Bis in die späte Nacht hinein tollte das ausgelassene Volk von Monheim, die Ankunft des alten Gottes ward würdig gefeiert, und sein musikalischer Rheindurchmarsch tausendmal bewundert und belacht. Niemand aber dachte daran, daß etwa dieser Spaß für den Spielmann noch traurig ausfallen könnte, wie dies leider am andern Morgen geschah.

Kaum graute der Tag, da stürmten die Dominikanermönche, deren Aergsten die Sage Servatius nennt, in die Wohnung des Amtmanns, und forderten, daß er dem Spielmann, der bei seiner gestrigen Ankunft sich deutlich als einen Hexenmeister bewiesen hätte, den Prozeß machen und ihn dem geistlichen Gericht übergeben sollte. Geschah dies aber, so war dem armen Spielmann der Scheiterhaufen geheizt. Das wußte der Amtmann, Herr Heinrich von Lohhausen, gar wohl, und um den alten Gott, den er auch recht gut kannte und seiner unverwüstlichen und arglosen Fröhlichkeit willen gern leiden mochte, das Leben zu retten, so behauptete er mit der ganzen Kraft seines Amtes, daß das Vergehen des Spiel-

manns nur unter sein Gericht gehörte. Denn den Rhein durchwaten, könnte man auch ohne des Teufels Hülfe; den Geiger aber für seinen frevelhaften Muthwillen zu züchtigen, dazu reiche das weltliche Gericht hin, und er würde ihm die Strafe nicht schenken. Somit wies der Amtmann die Dominikaner zurück. Seinem Worte aber zu genügen, ließ er den alten Gott sechs Tage lang in den Thurm sperren und legte ihm auch eine Geldbuße von zehn Schillingen auf.

Allgemeines Bedauern weckte die Kunde vom Mißgeschick des alten Gottes. Man schickte ihm gutes Essen und Getränk in seinen Kerker, und seine tanzlustigen Freunde schossen das Geld für ihn zusammen. Dankbar erkannte der gute Spielmann diese gute Freundschaftsbezeigungen an, und als er wieder aus dem Gefängnisse kam, und ihn schon an der Thür desselben die Menge seiner Gönner im frohen Gedränge laut jubelnd empfing, da geigte er recht innig das Lied: „Der alte Gott lebt noch!“ Doch war dieß der letzte Sonntag, wo er den Monheimern zum Tanze geigte. Am andern Morgen wußte Niemand, wo er hingekommen war, und nie hat ihn ein Auge wieder gesehen. Also mochte ihn, der auf Ehre und guten Namen hielt, die entehrte Haft doch tief gekränkt haben.

So lautet die Sage vom Spielmann in

Monheim, welche wohl nie in das Vergessen kommen wird. Denn so oft das Wasser des Rheins ungewöhnlich niedrig steht, denken auch die Monheimer immer noch an den alten Gott.

„Preußens Volkssagen" von Ziehnert.

Die Eichensaat.

Und mag Jemand noch so pfiffig sein, noch so gewandt, Andere zu überlisten, so wird ihm doch auch wohl mitunter ein Näschen gedrehet, wo er's am wenigsten vermuthet, und dies beschämt und ärgert um desto mehr, je zierlicher es gedreht ist und je weniger es vorgeschauet wurde.

Da waren die Mönche zu Dünnwald gar pfiffige Herren. Sie wohnten im Gotteshause und beteten fleißig; aber das Beten allein machte sie nicht reich: sie wußten etwas zu gewinnen mit alten Schriften. So zeigten sie auch einmal dem Junker Hall zu Schlebusch ein Pergament, das sah so beschmutzt aus, als hätte der Schornsteinfeger den Rauchfang

der Klosterküche damit ausgekratzt, und drinnen lasen sie, daß wohl hundert Morgen von des Junkers Lande dem Kloster eigenthümlich zugehörten, sonder Gefährde und Schaden. Das wollte dem einfachen biedern Junker durchaus nicht einleuchten, und er meinte: das Land, welches seine Vorfahren im freien Besitz gehabt, von welchem er zeitlebens die Früchte gezogen, könne wohl keinem Andern zugehören, als gerade ihm. Da gab's Wortstreit und Zank. Die Mönche droheten mit dem Banne, der Junker drohete mit der Faust und schwur zuzuschlagen. Der Handel kam vor's Gericht, und vor den versammelten Schöffen wiederholten die Mönche, in beschmutztem Pergamente blätternd, ihre Ansprüche, der Junker sein Recht; die Sache wurde immer verwickelter. Endlich sprach der Hall, des Haders müde: „So wollt' ich denn, daß die vertrackte Geschichte gütlich verglichen werden könnte, und möchte des widrigen Geschreies halber wohl das Land dran geben, wenn mir die heilige Genossenschaft nur noch eine Saat zugestehen wollte." Da schmunzelten die Mönche und schlugen ein. Der Vergleich wurde von den Schöffen verbrieft, von den Partheien beschworen und Alle gingen, höchst zufrieden, auseinander. Das währte vom Christfest bis zur Hagelfeier, an welchem Festtage es in jener Zeit

gebräuchlich war, die Felder mit Kreuz und Fahne in Prozession zu besuchen, und um Gedeihen der Saaten zu flehen. Nun waren die Mönche neugierig, einmal zuzusehen, was denn der Junker von Schlebusch auf den strittigen Acker gesäet habe, und wie es auf dem bald zu erlangenden Acker sprosse? Dort waren gelb und grüne Blättchen aufgegangen, gelb und grün, zart gerandet, in schönen Bogen ausgeschnitten. Das sah nicht aus wie Roggen, war kein Weizen noch Heidekorn, es war — o Schrecken! — Eichelsaat! Da kratzten sich die Mönchlein hinterm Ohr und meinten: es thue ihnen kein Zahn mehr weh, eh' diese Saat geschnitten worden und schrieen über Unrecht, Betrug, Kirchenraub und Gewalt; allein der biedere Hall legte den frischgeschriebenen Vergleich neben das alte Mönchspergament und die Herrn mußten sich gefangen geben. Die Eicheln aber wuchsen gar lustig heran. Nach zwanzig Jahren sah man dort den Junker schon im Schatten nach Rehen jagen. Noch erlebt' er's, daß dort zum Lohschälen die Art aufräumte. Als aber die Eichen über das Klosterdach schaueten, da sahen sie auf grüne Gräber, drinnen Abt und Mönche längst in Ruhe lagen, und als die graue Rinde der hohen Stämme borst und sich verkrustete, da schüttelten die gewaltigen Baumkronen ihre verfalbte

Blätter auf die Ruinen des Kloſterzwingers herab.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein;
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehſt die Mädchen ſo frank und die Männer ſo frei,
Als wär' es ein adlig Geſchlecht;
Gleich biſt du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen ſo ſchön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
Zu den Bergen, wie klimmſt du zu ſchwindelnden Höhn
Und blickeſt hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und haſt du ihr Lächeln geſehn,
Und grüßt dich die Lurlai mit bleichem Mund
Mein Sohn, ſo iſt es geſchehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus,
Nun ſingſt du nur immer am Rhein, am Rhein,
Und kehrſt nicht wieder nach Haus.

S.

Biſchof Anno.

Sankt Anno, Biſchof Köln's, wo zielſt du hin?
Willſt du der heil'gen Stadt ihr Recht entziehn?
„Sie hat's verwirkt," ſo ſprach der ſtrenge Mann:
„Ich ſtumpf' es, daß es nicht mehr ſchaden kann.
Das Horn der Kuh iſt allzu ſpitz und ſcharf,
Die übern Zaun den eignen Herren warf.
Mit Müh erſtand ich von dem ſchweren Fall:
Gebunden ſteht ſie jetzt in meinem Stall.
Ein edles Roß bezwingt Gebiß und Zaum,
Wie es ſich bäumt und knirſcht und ſpritzt den Schaum.
Ich, Salz der Erde, ſollt' ich werden dumm?
Den Baum, der keine Frucht trägt, hau' ich um."

So ſprach der Biſchof, und in Knechtsgeſtalt
Gehorcht ihm Köln durch Furcht und durch Gewalt.

Doch als er ſiech ward und zu ſterben kam,
Ein heil'ger Engel ſeine Seele nahm,
Führt ihn in einen königlichen Saal,
Von Perl' und Gold die Wände nirgend kahl.
Da war Geſang und wonnigliches Spiel
Und aller Himmelsfreuden überviel.
Biſchöfe ſaßen da in vollen Reihn,
Und jedem ſchien vom Haupt der Heil'genſchein.
Da ſaß mit Petri Stabe Sankt Matern,
Der Jünger des Apoſtels unſers Herrn.
An Severin ſah Kunibert empor
Und Hildebold, den Kaiſer Karl erkor.
Bei Biſchof Bruno, König Heinrich's Sohn,
Empfing Sankt Heribert den Himmelslohn.
Sankt Anno's Vorfahr, Herrmann, ſaß zuletzt;
Doch neben ihm ein Stuhl war unbeſetzt.
Wie freute ſich Sankt Anno, das zu ſehn!
Er ſah den Stuhl zu ſeiner Ehre ſtehn.
Wie gerne ſäß' er in der ſel'gen Schaar!
Den lieben Stuhl ergriff er gern fürwahr;
Dazu nicht gönnten ihm die Fürſten Fug,
Weil vor der Bruſt er einen Flecken trug.
Auf ſtand der Herren einer, hieß Arnold,
Als Biſchof hatt' er einſt zu Worms Gewalt:
Der nahm Sankt Anno freundlich bei der Hand,
Beiſeit mit ſüßer Red' er ihn beſtand:
„Mann Gottes, tröſte dich, und wiſſe nun
Noch dieſen garſt'gen Fleck hinweg zu thun:

Fürwahr dir iſt der ewige Stuhl bereit,
Willkommen biſt du uns in kurzer Zeit.
Doch hier verbleiben jetzo kannſt du nicht,
Dir zeigte Chriſtus darum das Geſicht,
Damit du ſähſt, wie lauter und wie rein
Ein Herz, daß er hier dulde, müſſe ſein.
Geh und bedenke deiner Seele Heil:
Welch herrlich Leben wird dir bald zu Theil!"
Das fiel dem Biſchof Anno ſchwer auf's Herz,
Daß er ſich ſollte wenden erdenwärts.
Nicht um die Welt, wenn man ihn nicht verſtieß,
Entſag er jetzt dem ſchönen Paradies.
Als aus dem Schlaf Sankt Anno war erwacht,
Was ihm zu thun blieb, hatt' er bald erdacht.
Den Kölnern ſchenkt' er wieder ſeine Huld,
Und ſprach ſie los von ſchwerer Sünden Schuld.
Er gab ihr Recht der heil'gen Stadt zurück
Und mehrt' es noch um manches wicht'ge Stück.
Da war der ſchwarze Fleck hinweggethan,
Und wie ein Goldſtern fuhr er himmelan.

Karl Simrock.

Richmodis von Aducht.

Oede des Grabes herrſchte in den ſonſt ſo volkbelebten Straßen der Stadt Köln, denn

zahllos waren die Opfer, welche die Pest hier im Jahre 1400 dahinraffte. Das Sterben war so groß und so allgemein, daß man den Leichen nicht einmal ein ehrlich, christliches Begräbniß geben konnte, sondern sie in großen Gruben verscharren mußte, um sie nur aus dem Wege zu räumen.

Zu der Zeit lebte auf dem Neumarkte, in dem Hause zu den Papagayen, eine ehrbare Frau, Namens Richmodis, Gattin eines Herrn von Aducht. Sie wurde krank, und in wenigen Tagen ruhte sie schon im Sarge. Ihr Gemahl ließ sie auf dem Friedhofe zu St. Aposteln beisetzen. Die Todtengräber hatten aber wahrgenommen, daß die Leiche noch ihre goldenen Ringe an den Fingern trug, und beschlossen, der Todten diese Kostbarkeiten zu nehmen. In der Nacht schlichen sie daher zu dem Grabe, scharrten die Erde weg, und öffneten den Sarg. Schon waren sie im Begriff, der Leiche die Kostbarkeiten abzustreifen, als sich Frau Richmodis, aus tiefer Brust aufseufzend, im Sarge erhob. Die Todtengräber ergriff starrer Schrecken, aus dem sie erst aufwachten, als Frau Richmodis die Worte stönte: „Wo bin ich?" Sie flohen, taub gegen das Hülferufen der kaltstarren Frau.

Frau Richmodis entstieg der Gruft, nahm die von den Entwichenen zurückgelassene Leuchte, und wankte schwach ihrer Wohnung zu. Sie

pochte an. Die Diener kamen, eilten aber eben so schnell wieder zurück, als ihnen auf ihre Anfrage, wer so spät noch Einlaß begehre, die Antwort wurde: „die Hausfrau," und sie auch deren Stimme erkannten. Aengstlich verbargen sie sich in ihren Betten. Die Frau ließ aber nicht ab zu pochen, und pochte so lange, bis ihr Eheherr erwachte und den Dienern befahl, nachzusehen, wer draußen vor dem Thore sei. Zitternd vor Angst berichteten sie, der Geist der Frau verlange Einlaß, und sie seien zu furchtsam, um noch einmal zum Thore zu gehen. Der Herr schalt sie Narren, da sie ihm aber versicherten, der Hausfrau Stimme erkannt zu haben, ging er selbst zum Fenster und frug, wer draußen poche.

Er sah die noch in das Leichentuch Gehüllte, und schauderte unwillkührlich zusammen, als er seiner Ehefrau Stimme selbst erkannte, die ihn anflehte, sie doch einzulassen. Er ermannte sich und fragte, wer sie denn sei? „Wie, du erkennst deine Gattin nicht mehr?" antwortete Frau Richmodis schluchzend.

Es ist so viel möglich, daß du meine Gattin bist, sprach der Herr von Adycht, als daß sich meine Pferde aus dem Stalle losreißen und auf den Söller gehen. Kaum hatte er das Wort über seine Lippen gebracht, als er seine Hengste auch schon laut polternd die Stiegen hinan stürmen hörte. Er flog mehr, als er

die Treppe hinunter ging, um der Wiedererstandenen die Thüre zu öffnen. Mit sorgender Liebe bot er nun Alles auf, um die Halberstarrte zu erquicken, und sie wieder ganz in's Leben zurückzurufen.

Noch viele Jahre hindurch erfreute sich Frau Richmodis der besten Gesundheit, und beschenkte ihren Gemahl noch mit drei gesunden Kindern. Kein Lächeln spielte aber mehr auf ihren Lippen, selbst wenn stille Freude ihre Seele füllte. Emsig webte sie ein Fastentuch, welches sie der Kirche zu den heiligen Aposteln schenkte, und worauf ihre Wiedererweckung aus dem Grabe geschildert wurde.

Als sie endlich im hohen Alter verschied, wurde sie neben ihrem Gemahl am Eingange der Kirche, in einem erhöhten Grabe beigesetzt, und liebliche Töne flüsterten dem aufmerksam Horchenden aus dem Grabe zu. Der Hergang der Wiedererweckung wurde im Haupt-Eingange der Kirche zum ewigen Andenken gemalt, doch ist diese Halle, wie Vieles des Alterthümlichen in Köln, zerstört, und mit ihr die Schilderei. — Umsonst sucht der Wanderer auch jetzt noch die Pferde, welche, der Sage nach, zur Erinnerung an diese Begebenheit, auf dem Neumarkte im Söllerfenster des Hauses aufgestellt waren, welches die Familie von Aducht bewohnt haben soll.

E. Weyden.

Der Dombaumeiſter zu Köln.

Köln, die alte Stadt am Rhein,
Baut ſich einen Dom von Stein,
Will den heil'gen Platz
Dem Dreikön'gen Schatz,
Gott und ſeiner Mutter weihn.

Ein Jahrhundert iſt nun ſchon
Ueber jenem Werk entflohn,
Das ſich kühn erhebt,
Zu dem Himmel ſtrebt,
Deutſcher Kunſt und Liebe Kron'.

Laut erſchallt der hohe Chor,
Pfeiler richten ſich empor,
Und der Meiſter mißt,
Was nun fertig iſt,
Zum Gewölb' am weiten Thor.

Da erhebt ein Lehrling ſich:
„Meiſter, was bemühſt du dich?"
Spricht er, „laß es ſein,
Nimmer mag's Gedeihn,
Bruchſtück bleibt es ewiglich!"

Und der Meiſter zürnend ſchweigt,
Seinen Lohn dem Lehrling reicht:
„Du haſt kein Vertraun,
Biſt nicht werth, zu baun,
Was zu Gottes Himmel ſteigt.“

Aber trotzig grinzt der Knecht:
„Weh euch, daß ihr mit mir brecht!
Eher ich euch führ'
Waſſer her von Trier,
Als eu'r Thurm die Spitze trägt.“ —

„Das wird nimmermehr geſchehn!“ —
Und ſie trennen ſich und gehn
Jeder an ſein Werk:
Der zum Eifelberg;
Dieſer zu des Domes Höhn.

Zu dem frechen Lehrling tritt
Schnell der Böſe: „Nimm mich mit!“
Sagt er, „Ich will, traun,
Fleißig mit dir baun,
Nur gewähr' mir Eine Bitt'.“

„Iſt erſt unſer Werk vollbracht,
Sei dein Dienſt mir zugeſagt!“ —
„Topp! das ſoll geſchehen!
Für mein Blut!“ Sie gehn
Und der Anfang wird gemacht.

So vergehet Jahr und Tag,
Und es steiget nach und nach
Schon der Thurm heran,
Auf ihm steht der Krahn,
Hell ertönt der Glockenschlag.

Und der wackre Meister schaut,
Wie ein Bräut'gam zu der Braut,
Nieder von dem Thurm;
Sieh, ein böser Wurm
Aus dem Boden kriecht! Ihm graut.

Jener Lehrling trat herfür,
Sprach: „Ich hab' vollendet hier
Den Kanal!" Es schwamm,
Als er brach den Damm,
Eine Ente her von Trier.

Und der Meister starrend sprach:
„Gott, wie rächt sich diese Schmach!"
In das Wassergrab
Stürzet er hinab,
Und sein treuer Hund ihm nach.

Von dem Thurme fällt er noch
Mit dem Hund; das Wasserloch
Ist dort auch zu sehn,
Und der Dom muß stehn
Seither unvollendet noch.

Doch der Wurm im Augenblick
Brach dem Lehrling das Genick.
Nachts kehrt, wie es heißt,
Oft des Meisters Geist
Messend in den Dom zurück.

Eb. v. Groote.

Erzbischof Engelbert.

Seht ihr dort den Dom, das hohe
Denkmal alter, schöner Tage
In die blauen Himmel ragen?
Wer entwarf die kühne Bildung?
Wessen Herz trug treue Sorgfalt,
Daß der Grund dazu geleget
Und das Werk begonnen wurde?
War es Bischof Engelbertus,
Unser Bischof nicht, der solches
Emsig Tag und Nacht betrieben?
Einen Tempel wollt' er gründen
Für die frommen Christenschaaren,
Zur Erhebung, zur Belebung
Allen gläubigen Gemüthern,
Und ein seltnes Werk der Baukunst,
Die vor jeder Kunst er liebte.

Und er wollte nicht vergebens!
Was er gründete, betreiben,
Als der Erden er entnommen,
Andre fromme Erzbischöfe,
Bis die Halle sich gewölbet,
Bis der Hochaltar gegründet,
Bis der Orgel Töne rauschten,
Das Te Deum froh ertönte,
Tausend helle Kerzen brannten,
Bilder an den Wänden prangten,
Und die frommen Schaaren alle
Voll Verwundrung und voll Dankes,
Gott anbetend, Christum lobend
Und des Geistes Kraft erfahrend,
Knieten in der heil'gen Halle.

Bis auf diesen Tag versammeln,
Von der Glocken Feierklängen
Zu der Andacht hingerufen,
Sich noch tausend gläub'ge Herzen
In des Domes weiten Hallen:
Und selbst unvollendet steht er
Als ein Denkmal seltner Größe
Meisterhaft vor unsern Augen.

A. Gebauer.

Im heiligen Dom zu Köln.

Hier ſitz' ich, hier, im alten Köln am Rhein!
Als mich der Vater Rhein hieher getragen,
Da war es mir, als könnt' ich Alles tragen:
Nun ſitz' ich hier im Dome allein und weine.

Es weht aus der gemalten Fenſtern Scheine
Mich durch die Rieſenſäulen an ein Zagen,
Ich wag' es kaum die Augen aufzuſchlagen
Zu dieſem Welten-Embryo vom Steine.

Werd' ich es noch, ich Schwacher, es vollbringen?'
Als Antwort ſchlägt es Zwölf in dumpfen Tönen,
Die Mittagsglocke weckt die Mitternacht.

„Sind wir vollbracht, wir Herrlichen, wir Schönen?"
Hör' ich den Dom, den Rhein, das Weltall klingen;
Und von dem Kreuze bebt's: Es iſt vollbracht!

Fr. L. Z. Werner.

Die Feuerglocke zu Köln.

Der Glock' am Kölner Münster benahm die Zeit den Ton:
Wer soll die neun gießen? — der Ruhm ist reicher Lohn,
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder finstrer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es wohl zu schauen, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinsprüht in das Leben als offner Mund der Zeit;
Als ein mit späten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhards Wiese beginnt rasch den Guß,
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speis' hinein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis an's Gemerk.

Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon im Schwung,
Schon birst die Form — o Himmel! die Glock hat einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Hast den Guß;
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß;
Läßt schon das Werk erkühlen und hebt den Arm im Schwung,
Zerschlägt die Form — o Himmel! zum zweitenmal ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht," so ruft er, „in Gottes Namen glückt,
Sei's in des Teufels Namen!" — Das gläub'ge Volk erschrickt;
Er aber hört kein Warnen, er schmelzt und rührt und gießt.
Bis hell in's Kleid aus Erde die rothe Speise schießt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer, sprengt das Kleid,
Da steht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit,
Kein Sprung und keine Makel, des Feuers schönstes Kind;
Er sieht's und staunt. Die Menge trägt's nach der Stadt geschwind.

Schon ziehn es tausend Hände mit Macht empor am Strang,
„Wolf," heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang!"
Er wartet hoch am Thurme, bis sie sich langsam hebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil; sie tönt — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er sie gleich nimmer, sie brummt ohn Unterlaß!
Das Volk zerstaubt sich kreuzend; ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn, und schleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber; noch hängt sie finster dort
Und predigt: „Gunst des Bösen sei gar ein schwacher Hort!"
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst
Rührt man sie nur beim Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

J. G. Seidl.

Das versunkene Köln.

In einem höchst betrunkenen Zustande taumelte einst ein Bauer durch die Straßen Köln's in der Richtung des Severinthores hin, welches er auch gleichsam instinktartig erreichte, indem er den Weg zu tausend Malen schon durchwandert war. Bald befand er sich auf dem Pfade, der von Köln nach Brühl führt. In seiner Hand wog er einen großen leinenen Beutel, der aber heute in gleichem Verhältnisse leichter, wie seine Glieder schwerer geworden. Oftmals besah er sich den durch Trank und Spiel geschmälerten Inhalt und mochte vielleicht dabei überlegen, wie er wohl bei der Rechnungsablage mit seiner theuren Ehehälfte fertig werden könnte, denn es schien ihm unmöglich, dieser vorspiegeln zu können, daß die Marktpreise heute so niedrig gewesen, wie dies der schmale Inhalt des Beutels anzudeuten schien, welcher der ganze Erlöß dessen sein sollte, was er zu Markte getragen. Trotz alles Kalkulirens kam er zu keinem Resultate, und da er das Äußerste zu fürchten

hatte, fluchte er der heil. Stadt Köln als der mittelbaren Ursache der sein wartenden Gardinenpredigt, und verwünschte sie mit Allem, was in ihr lebte und webte, in Grund und Boden. Doch bald wurde er inne, in seinem Eifer etwas zu weit gegangen zu sein, und als er überdachte, was er da Schreckliches auf so viele Tausend unschuldige Menschen herabgeschworen, graute es ihm vor sich selber, und ängstlich blickte er nach Köln zurück, ob auch sein Schwur wohl in Erfüllung gegangen sein könnte . . . Doch, wer beschreibt seinen Schrecken — die vielthürmige Stadt, noch eben von der scheidenden Sonne vergoldet, war plötzlich seinen Augen entschwunden. Da wurde er vor Schreck nüchtern, und bittend und flehend, Gott möge die Folgen des verderblichen Schwures zurücknehmen, beflügelte er seine Schritte, immer fürchtend, daß auch bald hinter ihm die Erde zusammenbrechen würde. Lange mochte er so gelaufen sein, bis er endlich einmal umzublicken wagte . . . Aber wie sehr erstaunte er, als er die Thürme der Stadt, vom Glanze des Abendrothes übergossen, allmählig wieder auftauchen sah. Sein Gebet hatte also Früchte getragen, jedoch keine genügenden, denn das Werk, welches durch ihn gänzlich zerstört war, stand erst zur Hälfte vollendet wieder vor ihm. Deßhalb flehte er von Neuem und brünstiger zum Himmel, floh

aber auch um so schneller, weil er jetzt von den Lebenden mehr zu fürchten hatte, wie früher von den Lebendig-Begrabenen, und gelobte heilig, fortan immer Spiel und Trank zu fliehen. Nach einer Weile getraute er sich noch einmal umzuschauen, und vor ihm lag jetzt wieder, ruhig, gleich als ob Nichts vorgefallen, von dem melancholischen Schleier der Abenddämmerung umflossen, die thurmbesäete Stadt. In der ersten freudigen Aufregung warf er sich in die Kniee und pries dankend den Höchsten. Zu Hause angekommen, verfiel er in ein dumpfes Hinbrüten, verschloß sich in seine einsame Kammer, weil er immer noch fürchtete, als Urheber jenes schrecklichen Ereignisses erkannt, und vor die Gerichte gestellt zu werden. Nur leise berührte er manchmal in Fragen Köln und was da Neues vorging, aber immer nicht erhielt er die gehoffte Aufklärung. Lange Zeit nachher faßte er sich endlich wieder Muth, den Weg nach der Stadt einzuschlagen. Genau rief er sich auf diesem Gange bei jedem Fußbreit Alles wieder in's Gedächtniß zurück, und als er sinnend und in sich gekehrt an jene Stelle gekommen, wo er den fürchterlichen Schwur einstens gethan, war Köln wieder seinen Augen entschwunden. Jetzt erst merkte er seinen Irrthum; er war allmählig, ohne es zu wissen, bergab gegangen und befand sich jetzt im Raderthale unweit Köln, weßhalb ihm die

Aussicht auf die Stadt gänzlich benommen war. Der Eindruck, den dieser Auftritt früher auf ihn gemacht hatte, blieb jedoch nicht ohne moralische Wirkung, denn er blieb seinem Schwure, Spiel und Trank zu meiden, immer getreu. — Oftmals erzählte er später seinen Enkeln diese Geschichte und suchte ihnen zu beweisen, daß sie ein Fingerzeig Gottes gewesen sei, um ihn zu bessern.

W. Scheben.

St. Reinold.

Sankt Reinold als Einsiedler war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergessen hat er ganz und gar
Des Ritters Lust und Leben.
Er sucht sich seine Wahlstatt aus
Bei Köln, der Stadt am Rheine,
Daselbst zu baun ein Gotteshaus,
Das wünscht er noch alleine.

Der Bau war all sein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollendet will er sehn das Werk,
Sodann nur sterben friedlich.

Schon sieht er wie der Bogen springt,
Das Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunst gelingt
Ist fertig die Kapelle.

Vom Bauen ist Verdruß nicht weit,
Herr Reinold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut,
Die leben ihren Lüsten.
Der alte Ritter sich ihm regt
Ob diesem faulen Wesen,
Treulich mit Fäusten er sie schlägt,
Schilt sie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdrossen seid,
Die Hand in Schoß wollt legen,
Mit Schwätzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wollust pflegen,
So seid ihr schlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen soll,
Daß sie zum Frommen taugen."

So treibt ers fürder Tag und Nacht,
Streng haltend auf dem Rechte,
Vor Sonnenaufgang ist er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er sich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu schauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab sich selber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie sie ihn möchten fassen,
Bereden sich zu schlimmer That,
Weil sie sein Strafen hassen.
Faulheit vor allem in der Welt
Ist wohl die ärgste Sünde;
Der Böse fest den Faulen hält,
Die alte Tück entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen,
Beginnen die zu murren laut;
So sollt es nun anfangen:
Sie warfen nach ihm manches Stück,
Furchtsam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen sie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da fliehn sie wie vom Donnerschlag
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn sogleich erkannten;
Erschrocken knien sie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott sich wandten.

Prachtvoll ward er bestattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der schwarzen Trauerleute.

Und in der schönen Fahne war
Auf buntem Schmuckgefilde,
In schwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Baiard abgebildet.

Panzer und Harnisch ziert den Sarg,
Den Helmbusch sieht man weben
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erschlagen war,
Auf dieser selben Stelle,
Ward nun errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Der Braten.

Eberhardus, Pfarrer zum heiligen Jakob, im Jahre 1188, bekannt als einer der frömmsten Priester in Köln, schickte eines Samstags seine Schaffnerin nach der auf dem Heumarkte gelegenen Fleischhalle, um daselbst, wie dies seit langen Jahren geschehen war, Fleisch einzukaufen. Sie tritt zu einer Fleischbank, die eben die Köchin des damaligen regierenden Bürgermeisters verläßt, und ersteht daselbst für eine hohe Summe einen auffallend schönen

Braten, den erstere zu hoch im Preise gefunden hatte. Nachdem jene sich vergebens nach einem ähnlichen Braten umgesehn, begab sie sich nach Hause, um erst anzufragen, ob sie den geforderten Kaufpreis geben dürfe oder nicht, indem sie wähnte, daß das Fleisch bis dahin unverkauft bleiben würde. Als sie zurückkam, war der Braten verschwunden. Auf die an den Fleischer gestellte Frage, wer ihn erstanden habe, bemerkte dieser, daß er für den Pfarrer von St. Jakob gekauft worden sey. Die Köchin berichtete es ihrem Herrn. Der aber, vor Zorn auffahrend, rief aus: „Was dem Bürgermeister von Köln zu theuer ist, kann das der arme, und, wie es heißt, so ascetisch lebende Pfarrer von St. Jakob bezahlen!? Wohlan, ich will mich rächen. Sonntag bin ich sein Gast; dann werde ich den Heuchler entlarven.“ Ohne vorherige Anmeldung, wie es die Sitte heischte, erschien an besagtem Tage der Bürgermeister mit einigen Vertrauten um die gewöhnliche Mittagsstunde beim Pfarrer und lud sich bei ihm zu Gaste. Nicht wenig erstaunt über eine solche ihm wenig zusagende Ehre, machte dieser allerlei Ausflüchte, und suchte sich damit zu entschuldigen, daß seine Mahlzeiten immer sehr frugal seyen. „Mein Entschluß steht fest, Herr Pfarrer, was Ihre Küche bietet, ist uns genehm, und ich bin überzeugt, daß wir

damit vollkommen zufrieden seyn werden.“ So folget mir in's Nebenzimmer, bemerkte der Pfarrer mit fester Stimme, und lud die ungebetenen Gäste an seinem gewöhnlichen Tischchen zum Niedersitzen ein. Eben tönte die Mittagsglocke vom Kirchthurme zum Gebete mahnend herab, gläubig sank der Priester in die Knie, und fromm stimmte er die üblichen Gebete an. An dem kleinen Tischchen, welches bereits für den Pfarrer gedeckt und nur mit dem Nothdürftigsten versehen war, sollte der Regent der Stadt Köln das Mittagsmahl einnehmen. Der einzige Zierrath desselben bestand in drei bereits aufgetragenen Gerichten, in Suppe, Gemüse und jenem Fleische, welches zur Bereitung der ersteren gedient hatte; dann aus einer Flasche Wasser. Einige Gedecke wurden noch beigefügt und das Mahl begann. In wenigen Minuten war das Vorhandene verzehrt, dann folgte eine drückende Pause. Der Bürgermeister, welcher Alles dieses nur als ein tragisches Vorspiel zu einer sich bald schön entwickelnden Komödie ansah, ließ was vorging ohne irgend eine Bemerkung scheinbar ruhig an sich vorübergehen, doch bald schwoll die Zornader seiner Stirne gewaltig auf, als der Pfarrer sie zum Dankgebete für die von Gott empfangenen Gaben aufforderte. Heuchler, schrie er ihm entgegen, deine Rolle hast du

heute zu Ende gespielt; du unterstehst dich, noch Völlerei mit gemeiner Knickerei zu paaren! Wo ist jener Braten, den zu kaufen man für den Bürgermeister von Köln zu theuer fand und den du gestern erstandest? Willst du ihn vielleicht für deine eigenen geheimen Vergnügen aufsparen? Ob dieser unerwarteten grimmigen Rede erbleichte der Priester sichtlich, doch bald strahlte sein Gesicht wieder von himmlischer Milde, und mit Ruhe entgegnete er: Allerdings ließ ich gestern einen Braten kaufen, doch er war nicht für mich bestimmt, und über das Verbleiben desselben würde ich dich vergewissern, wenn ich nicht gerne ein Geheimniß bewahren möchte, welches mir theuer ist. Doch ... meine Ehre verlangt es, dir Gewißheit hierüber zu verschaffen, drum folge mir. Zitternd schritt der Priester voran, als gälte es den letzten Gang seines Lebens, und mit bangem Herzen öffnete er die Thüre zum Speisesaal. Eine große festlich geschmückte Tafel umsaßen arme bejahrte Männer, in deren Zügen zwar Gram und Kummer Furchen eingegraben hatten, die hier jedoch alle Wunden vergessen zu haben schienen, welche das Schicksal ihnen geschlagen hatte, denn Freude und Frohsinn war auf allen Gesichtern zu lesen. Dies sind zwölf Arme, bemerkte der Pfarrer, die ich an jedem Sonntage, den der Herr als Ruhetag einsetzte, speiste, damit sie,

nach sechs mühevollen Tagen, sich wenigstens am siebenten ihres Lebens erfreuen. Für diese war auch, wie du siehst, der Braten bestimmt, da meine eigenen Bedürfnisse sehr gering sind. Es sitzen aber dreizehn Personen dort am Tisch, erwiederte der Bürgermeister, und auf die Widerrede des Pfarrers zählte er auf's Neue, immer aber fand er dieselbe Zahl. Als darauf der Pfarrer jeden Einzelnen mit Namen nannte und aufrief, um dem Bürgermeister seinen Irrthum vor Augen zu stellen, und dabei die Zahl zwölf herauskam, bemerkte der Bürgermeister: Weßhalb übersiehst du denn jenen Mann dort, aus dessen Zügen himmlische Anmuth strahlt und welcher uns so bedeutungsvoll ansieht?! Staunen und heiliger Schauer bewältigte auf diese Aeußerung alle Umstehenden, und jeder sehnte sich, aus der Gesellschaft dieses frommen Mannes zu kommen. Wer aber war der Dreizehnte, den der Bürgermeister immer beim Zählen fand, den aber weder der Pfarrer, noch die Andern wahrnehmen konnten? Die Kirchenbücher sagen, es sey Christus gewesen, der im Kreise dieser Frommen erschienen sey, um dem Bürgermeister seinen Frevel über die Entweihung des Ortes vor Augen zu halten. Der fromme Pfarrer selbst starb geachtet und geliebt in einem hohen Alter, und zwar, wie die Kirchenberichte melden, im Rufe der Heiligkeit.

W. Schreiber.

St. Kordula.

Als die eilftauſend Jungfrauen werth
Erlagen vor der Hunnen Schwert,
Im Schrecken flüchtete ſich eine,
Das war eine ſtolze Magd ſo reine,
Mit Namen Kordula genannt,
Die Schönſte weit ob allem Land.
Verborgen bis zur Morgenſtunde
Lag ſie in eines Schiffes Grunde;
Doch wie ſie dort in Aengſten lag,
Da ſah ſie zwiſchen Nacht und Tag
Der Schweſtern Seelen aufwärts ſtreben,
Sich höher, immer höher heben.
Nun that ſich auf des Himmels Thor
Und heil'ge Engel flogen hervor,
Die krönten die Seelen allzugleich
Und führten ſie zu Gottes Reich
Mit großen Freuden und mit Sange.
Fürwahr, hier hab' ich allzulange
Gelegen, rief die ſchöne Magd,
Zu lang der Himmelsluſt entſagt.
Gott aller Welten König hehr,
Mich reuet meine Sünde ſehr,
Hilf, lieber Jeſus, hilf mir hin
Zu deines Himmelreichs Gewinn.
Ich will mich Etzel's Schwertern ſtellen,

Freudig folgen meinen Gesellen,
Nicht fürchten Schuß, Stich oder Schlag.
So ich deine Huld erwerben mag.
Wer soll sich nicht der Welt begeben,
Dort ewiglich bei dir zu leben!

Da ging St. Kordula an's Land
Und ward erschlagen allzuhand;
Nicht ferne war es von dem Rhein,
Wo sie erlitt des Todes Pein.
Also erwarb die reine Maid
Des nächsten Tags die Seligkeit,
Da ihre Gesellen waren gestorben,
Die vor ihr Gottes Reich erworben.

Nun hört was auf denselben Tag,
Da Kordula dem Schwert erlag,
Dem Hunnenkönige geschah,
Welch entsetzliches Gesicht er sah:
Dem Könige ließ Gott erscheinen,
Dazu dem ganzen Heer der Seinen,
Bei offnen Augen so groß ein Heer,
Daß er schändlich, sonder Gegenwehr,
So war der Schreck in ihn gefahren,
Von Köln entfloh mit seinen Scharen.

Aus Meister G. Hagen's Reimchronik.

Das Bild in der Weißgerbergasse zu Köln.

Ein Armer ringt um Mittag mit dem Tod.
Da kommt der Priester feierlich geschritten,
Um nach der Kirche uralt heil'gen Sitten
Zu spenden ihm die Oelung und das Brod.

Das Glöcklein schallt, wie Gruß aus Himmelsroth.
Wo es vorüberklingelte, da glitten
Die Gläub'gen all' zur Erd' mit frommen Bitten.
Nur Einer rief: „Was sink' ich in den Koth?!"

„Hier bleib' ich stehn, und ziehe nicht die Mütze!"
Da trieb ein Bauer just vorbei zwei Esel,
Die sahn den Wicht verächtlich an, und sanken

Statt seiner nieder auf die Straßenplanken. —
O Esel, beim hosiartigen Genäsel
Der Esel zeigt doch heut noch so viel Grütze!

J. B. Rousseau.

Die Ketten in der Maria-Ablaß-Kapelle zu Köln.

„Du heilige Mutter, errette mich
Aus den Händen der Heiden, ich flehe dich!“
So rief in des Kerkers Nacht und Graus,
In Moder und Elend, der Ritter aus.
Im Kampf, dem heil'gen, für Jesus Christ
War er gefangen mit arger List.
Da sieh, welch himmlisch blendender Schein
Drängt sich in die Nacht, die schaurige, ein!
Es ist der heiligen Jungfrau Bild,
Voll Anmuth, erhaben, und dennoch mild.
Das Kindlein hat ihr das Buch entwandt.
Sie will es ihm nehmen, es wehrt's mit der Hand.
Da bietet ihm Blumen die himmlische Frau:
„Ab laß, du mein Kind! Nimm's Blumchen, schau!“
Nicht Blumen das Kind will, die Aeuglein klug
Sie scheinen zu sprechen: „Ich will nur das Buch!“—
Der Ritter taumelt empor und erwacht,
Und um ihn ist wieder finstere Nacht:
Doch die Kette lastet am Fuß nicht mehr,
Sie liegt am Boden fest und schwer.
Der Ritter sinkt auf beide Knie,
Und dankt für die Gnad', die Maria verlieh.
Da öffnet sich leise die eiserne Thür:

Die Kett' in der Hand, da tritt der Ritter herfür!
Er ſchreitet getroſt durch manches Thor,
Und durch der Wächter ſchlummernden Chor.
Ein Schiff lag bereit an Joppe's Strand,
Das hatte die ſchwellenden Segel geſpannt.
Es trug den Ritter über das Meer,
Er eilte wohl nach Germanien her.
Dort wallt' er, ſeine Kett' in der Hand,
Gar weit herum im Pilgergewand.
So kam er auch nach Köln am Rhein,
Und trat dort in ein Kirchlein ein. —
Iſt's Wahrheit? iſt's Trug? Das Bild an der Wand,
Es war's, das er ſah im fernen Land.
Es war der heiligen Jungfrau Bild,
Voll Anmuth, erhaben, und dennoch mild.
Das Kindlein hat ihr das Buch entwandt,
Sie will es ihm nehmen — es wehrt's mit der Hand.
Da bietet ihm Blumen die himmliſche Frau:
„Ab laß, du mein Kind! Nimm's Blümchen, ſchau!"
Nicht Blumen das Kind will, die Aeuglein klug
Sie ſcheinen zu ſprechen: Ich will nur das Buch! —
Da hing er die Kett' in der Kirche auf,
Und hat geendet den Pilgerlauf.
Noch ſeht ihr die Kett' in der Kirche klein,
Noch ſtrahlt das Bild in himmliſchem Schein.

Jean Cornelia Wolf.

Die Gereonskiste zu Köln.

Die Kiste des heiligen Gereon
Wird spröden alten Jungfern zum Lohn,
Die in der Jugend Maientagen
Sich nicht mit den „Herren der Schöpfung" vertragen,
Stets vornehm gethan und so lange gewählt,
Bis ihnen endlich ein Freier gefehlt.
Da müssen sie denn zu ihrer Pein,
Am End' in die leidige Kiste hinein,
Und haben dort bei der Kunkel Zeit,
In einsamer Abgeschiedenheit
Darüber nachzudenken, daß man
Nicht lang' sich bedenken da soll, wo ein Mann
— Ein Mann, das will was sagen! — freit
In redlicher Absicht um eine Maid. —

Wenn jetzt am Magdalenkonvent
Ein kölnisches Mädchen vorüberrennt,
So kreuzt es sich vor Angst beinah
Und betet: „Du schreckliche Kiste da,
Verschone, ach verschone mich doch,
Ich käme so gern in das Ehejoch,
Als Gläubige will ich jedwede Last
Auf meinen Rücken nehmen gefaßt,
Nur laß mich, heiliger Gereon,
Mit dieser Kist' außer Konnexion." —

Der Himmel sorgt für euren Morgen,
Er wird auch für euren Abend sorgen,

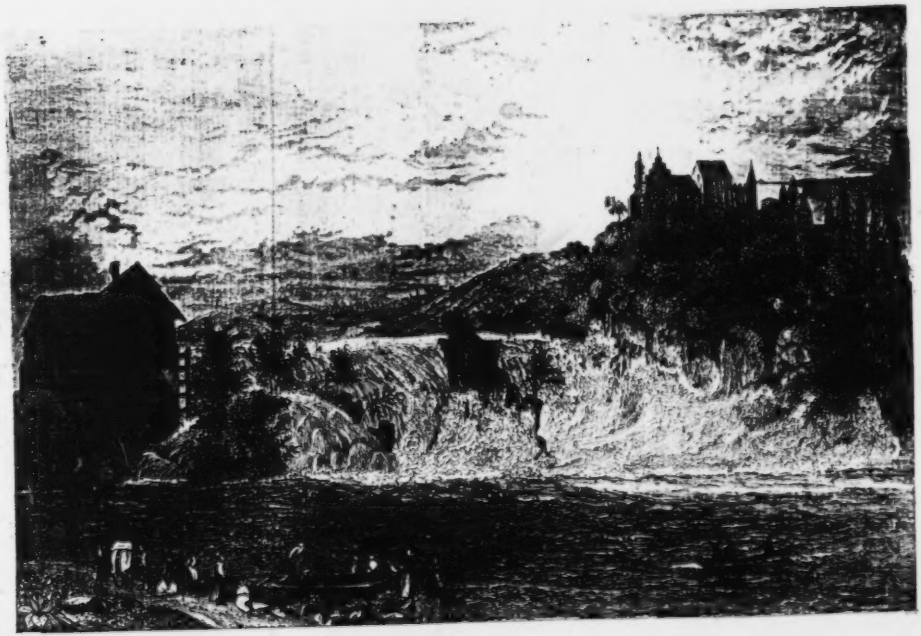
Ihr Jungfraun; vertraut nur seiner Macht,
Er hat es bis jetzt noch auf's Beste gemacht
Und weiß, was den Mägdelein dienlich ist —
Die Ein' wird geküßt, und der Andern die Kist':

J. B. Rousseau.

Das Sauglöckchen in St. Cäcilia zu Köln.

Daß Schweine manchmal Perlen finden,
Kann jeder reiche Filz dir künden;
Doch, daß sie auch nach Glocken wühlen,
Das blieb wohl unbekannt noch Vielen —
Und doch, zur Zeit von Kunibert,
Fand eine Sau in schmutz'ger Erd'
Ein Glöckchen, tönend rein und voll,
Das lang' von Sankt Cäcilia scholl,
Und das von dort getragen hat
Die Lehre durch die heil'ge Stadt:
Der Mensch, ein Sproß vom Sündenstamme,
Und oft bedeckt vom Erdenschlamme,
Kann, wirft er nur die Schlacken ab,
Auch steigen aus dem dumpfen Grab,
Kann dringen hoch, und immer höher,
Bis er, dem Geistersitze näher,
Zuletzt, ein himmlischer Akkord,
Den Preis des Ew'gen klinget fort.

J. B. Rousseau.



Der Rheinfall bei Schaffhausen

Rheinischer

Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.

Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

2.

1843.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Inhalt des zweiten Bändchens.

	Seite.
Köln. Petrarka in Köln. Von Karl Geib.	145
„ Ein Kölner Meister zu Ende des IV. Jahrhunderts. Nach Ghiberti. Von A. v. Chamisso.	150
„ Der Kölner Dom. Von A. L. Follen.	154
„ Maximilian Franz, der letzte Churfürst von Köln. Von Jean Cornelia Wolf.	158
„ Der Kampf mit dem Löwen. Von A. Reumont.	160
„ Jost vom Bühl. Von K. Simrock	164
„ Trauerkunde. Von O. F. Gruppe.	168
„ Jan un Griet. Von Karl Kramer	169
„ Das Heinzelmännchen. Von Aug. Kopisch.	171
Königsdorf bei Köln. Die Wahl des Bischofs Hildebold. Von K. Simrock.	174
Arnoldsweiler bei Jülich. Sanct Arnolds Schnellritt. Von P. J. Fischbach.	176
„ Die St. Hubertusjagd. Von Montanus.	179
Aachen. Der Ring der Fastrada. Von A. Reumont.	185
„ Die Beichte. Von Karl Simrock.	190
„ Eginhard und Emma. Von O. F. Gruppe	196
„ Die bucklichen Musikanten. Von A. Reumont.	215
„ Der Kirchenbau zu Aachen. Von Langbein.	220
„ Der Graf von Habsburg. Von Schiller.	226
„ Der Stuhl in Aachen. Von Rückert.	231
„ Klagelied Kaiser Otto III. Von Platen.	233
„ Klein Roland. Von Uhland.	235
„ Meister Tancho. Von Wolfgang Müller.	241
Vilich bei Bonn. Die heilige Adelheid. Legende. Von Adelheid v. Stolterfoth.	243
Bonn. Der Teufel und der Wind. Von Karl Simrock.	245

Bonn. Das hohe Kreuz bei Bonn. Mal. Rheinland 246
Siebengebirge. Siebengebirge. Von Alois Schreiber 248
„ Die Kapelle auf dem Stromberge. Von Karl Geib. 250
„ Der Ring. Mal. Rheinland. 256
„ Die Wolkenburg. Mal. Rheinland . . 256
„ Der Mönch von Heisterbach. Mal. Rheinland. 257
„ Burg Rosenau. Mal. Rheinland. . . 258
Rolandseck. Rolandseck. Von Aloys Schreiber 259
„ Der letzte Ritter von Altenahr. Von H. Puttmann. 261
Altenahr Kaiser Heinrich IV. zu Hammerstein. Von A. v. Stolterfoth. . . . 266
Laach. Die Entstehung der Abtei Laach. Von J. B. Rousseau. 270
„ Das versunkene Schloß. Von Fr. Schlegel. 272
„ Die heilige Genofeva. Mal. Rheinland. 274
„ Die Pfalzgräfin Genofeva. Von J. B. Rousseau. 276
Coblenz. Korporal Spohn. Von K. Simrock. 278
„ Heinrich und Bertha. Von Fr. Debecke. 280
„ St. Ritza. Von Karl Simrock . . . 283

Coblenz, gedruckt bei H. Berle.

Petrarka in Köln.

Im vierzehnten Jahrhundert war die Stadt Köln durch Handel, Kunst und Industrie zu einer bewundernswürdigen Blüthe gelangt. Sie erscheint als eine der ersten Städte des großen hanseatischen Bundes am Niederrhein der bekanntlich von Nord-Deutschland ausging), und auf ihrem Rathhause befand sich der Sitz des hohen Gerichts, welches über die Angelegenheiten desselben erkannte; auch erblickt man noch gegenwärtig die Stühle der Richter als Denkmale jener Zeit. Der große malerische Halbzirkel, in welchem die Stadt am Ufer des Rheines erbaut ist, schien damals einen Seehafen zu bilden; denn stets lag hier eine Flotte von Schiffen, wodurch der ausgebreiteste Handel den Strom hinauf und hinab getrieben ward. Die Baumwollen- und Seidenfabriken, welche noch jetzt die vorzüglichsten ihrer Manufakturen sind, waren schon damals im höchsten Flor, so daß man mehr 80,000 Webstühle fand. Es hatte sich hier ein ächter Verein deutscher Künstler gebildet — eine treffliche Schule für die, so den Beruf, das Schöne und Erhabene zu schaffen

in sich fühlten, und sie begaben sich aus allen Gegenden des Vaterlandes, ja selbst aus fremden Staaten, hierher. Das sprechendste Denkmal für den hohen Genius der Kunst, der es geschaffen, ist unstreitig der herrliche Dom. Auch die kölnischen Gold- und Silberarbeiter verfertigten in jener Zeit die niedlichsten und geschmackvollsten Sachen, als Vasen, Pokale, Ringe ꝛc., und die Häuser waren mit den prächtigsten und kostbarsten Geräthschaften ausgeschmückt; ja die Kunst gesellte sich schon zu manchen Handwerken, und noch gegenwärtig sieht man hier Schreinerarbeiten aus der damaligen Periode, die man als seltene Werke bewundern muß. Was nun die verschiedenen wissenschaftlichen Felder betrifft, so wurden sie zur Zeit des Mittelalters in Köln wohl mehr als in vielen andern großen Städten angebaut; denn hier lehrte schon im dreizehnten Jahrhundert der geschickte und geistreiche Albertus Magnus, und gegen Ende des vierzehnten ward eine eigentliche Universität, nach denen von Prag und Heidelberg die älteste in Deutschland, daselbst errichtet. Es läßt sich also wohl denken, daß dieser merkwürdige Ort auch von vielen gebildeten Reisenden, besonders Gelehrten und Freunden der Kunst, auf ihren Wanderungen durch die schönen Rheingegenden besucht ward.

So geschah es, daß im Jahre 1333 der

große Dichter Petrarka die Stadt Köln betrat. Wer kennt nicht ihn, der als Sänger in italienischer und altrömischer Sprache, als Wiederhersteller der klassischen Literatur, als Gelehrter, und selbst als Staatsmann, die Zierde seines Jahrhunderts war? Was ihm aber schon allein unsterblichen Ruhm würde geschaffen haben, und was ihm diesen vor Allem schuf, sind die eben so tief gefühlten, als herrlichen und kunstreichen Lieder und Sonette, die er in Wonne und Schmerz seiner geliebten Laura sang. Petrarka unternahm, zur Zerstreuung seines Kummers und zur Befriedigung seiner Wißbegierde, in dem gedachten Jahre eine weite Reise. Er umfuhr Spanien, sah England, das nördliche Frankreich und Flandern, und wandte sich von da nach den Ufern des Rheins. Es ist bemerkenswerth, wie dieser berühmte Mann, der die reizenden Fluren seines Vaterlandes und des südlichen Frankreichs, und dort die prächtigen, mit Kunstwerken des Alterthums prangenden Städte, vorzüglich das hohe Rom, zu schauen gewohnt war, sich überrascht fand, in einem Erdstriche, den man in seiner Heimath für so rauh (noch der spätere Dichter Tasso denkt sich den Rhein als einen dem Nordpole benachbarten Strom) und in geistiger Kultur für so weit zurück hielt, Schönheiten der Natur und der Kunst, und An-

nehmlichkeiten des geselligen Lebens anzutreffen, die in manchem Betracht mit denen des mittäglichen Europa's wetteifern konnten. Seine, in lateinischer Sprache gegebenen, freundschaftlichen Briefe (Epistolae familiares) enthalten treffliche Beobachtungen, die er auf seinen Reisen anstellte, und manche sehr interessante Schilderungen von Merkwürdigkeiten, welche er in den verschiedenen Gegenden sah. Schon in andern Schriften sind seine Bemerkungen über das Rheinland, und namentlich über Köln, aus den Briefen, die er an seinen Freund, den Bischof Johann von Colonna, schrieb, mitgetheilt. Wir geben hier einige Stellen für diejenigen unserer Leser, welchen sie noch nicht bekannt seyn sollten.

„Wunder in dem barbarischen Lande! (ruft Petrarka aus, da er nach Köln gelangt war). Wie herrlich ist der Anblick dieser Stadt! Welche Würde der Männer, welche reine Anmuth der Frauen erscheint uns hier!"

Bei einem Nationalfeste, dem sogenannten Fußwaschen, begab auch er sich an den Rhein, und konnte, so tief auch Laura's Bild in sein leidendes Herz geprägt war, nicht umhin, das hier wohnende, in so wohl verdientem Rufe der Schönheit stehende, Frauengeschlecht zu bewundern.

„Das ganze Ufer (heißt es an dieser Stelle) war mit einer sehr großen und treff-

lichen Schaar von Jungfrauen bedeckt. Ich staunte, ihr gütigen Götter! Welche Gestalten, welche Gesichter, welche schöne Tracht! — Lieben müßte Jeder, der nicht ein schon besangenes Herz hierher gebracht hätte." —

Auch lobt er sehr die Geistesbildung und den poetischen Sinn, welche er in diesen Gegenden fand, und sagt deßhalb seinem Freunde: „Vor Allem wird es deine Bewunderung erregen, daß dieser Himmel auch pierische Geister nährt. Du mußt wissen, daß es hier wohl keinen Maro, aber sehr viele Nasene gibt." Er wollte damit sagen, daß unter den damaligen Dichtern des Rheins weniger als poetische Gehalt und die gediegene Kunst des Virgil, als die üppige Phantasie und die leichte und blühende Darstellung des Ovid, anzutreffen sey.

Wie entzückt der große Mann bei einer nächtlichen Andacht im Kapitol war, das spricht sich in Folgendem aus, wo er sogar eine Vergleichung zwischen diesem Tempel und der hohen römischen Burg anstellt.

„Ich habe das Kapitol gesehen, ein Bild des unsrigen; nur daß man dort in der Versammlung des Senats über Krieg und Frieden berathschlagt, während hier schöne Jünglinge und Mädchen untereinander das nächtliche Lob der Gottheit singen. Dort hören wir das Geräusch der Räder und Waffen,

und die Seufzer der Gefangenen; hier jedoch herrschen Ruhe, Freude und scherzende Töne; ja, dort zieht der kriegerische, hier der friedliche Triumphator ein."

Karl Geib.

Ein Kölner Meister zu Ende des IV. Jahrhunderts.

Nach Ghiberti.

Du hast, Ghiberti, scharf und streng und richtig
Beurtheilt meine Kunst und mich gelobt,
Das Lob aus deinem Munde klang gewichtig.

Ich habe dir, den ich als Freund erprobt,
Von meines Meisters Kunst zu Köln am Rheine
Den höchsten, seltesten Genuß gelobt.

Blick' her! du glühest, wie von jungem Weine
Worauf dein Auge fällt, ein Meisterstück!
Du jauchzest, und du siehest, daß ich weine.

Entschwundene Tage ruft mir dies zurück,
Und auch den Tag, wo ich ihn trug zu Grabe,
Der liebend mich und lehrend war mein Glück.

Auf diesem Bruchstück hier, der blonde Knabe,
Der von der Stirne sich die Locken streicht,
Der bin ich, wie ich einst gedient ihm habe.

Er hat mir treu die Führerhand gereicht,
Ich wurde stark in seinem milden Strahle:
Nun hat der Winter mir das Haar gebleicht.

Die griech'schen Meister sind dir Ideale:
Sei selbst du zwischen ihm und ihnen Richter,
Auf welche Seite neiget sich die Schale?

Sieh, wie er hochgelehrt und doch mit schlichter
Natürlichkeit das Nackte hier gestaltet,
Und hier die hohe Schönheit der Gesichter.

Die Kunst bewundere, die er hier entfaltet,
Die Zierlichkeit der Arbeit, die Vollendung —
Und dieser Riß — da hat wohl Gott gewaltet.

Das Werk bestimmte seines Schicksals Wendung,
Es sollt' ihn zu des Ruhmes Gipfel tragen,
Und ward das Werkzeug einer höhern Sendung.

Ich muß vom frommen Meister mehr dir sagen;
Wie lieblich er in seiner Kunst erscheint,
War selbst er liebenswerth in seinen Tagen.

Anjou, der mit der Kunst es gut gemeint,
Hat ihn geehret vor den Meistern allen,
Die huldreich er an seinem Hof vereint.

Fürſt Anjou hat der Meiſter den Metallen
Das Siegel ſeines Geiſtes eingedrückt,
Und Kirchen ihm verziert, Altar und Hallen;

Auch ſeinen Schenktiſch hat er ihm geſchmückt,
Geſchmiedet ihm Pokale, Krüge, Schilde,
Die jedes Kunſterfahrnen Blick entzückt,

Da wollte denn der Fürſt in ſeiner Milde,
Daß noch aus lauterm Golde, ſonder Gleichen,
Sein Meiſterſtück er, eine Tafel bilde;

Verſehen ſollt er die mit ſeinem Zeichen,
Auf daß die Nachwelt ſeinen Ruhm erfahre,
Und ſtaunend ihm den Lorbeer möge reichen.

Hier liegt der Riß dir vor, den ich bewahre;
Am Werke ſelbſt hat meines Meiſters Hand
Gehämmert und gefeilt drei volle Jahre.

Und wie er fertig war, wie er's geſandt
Dem guten Fürſten, welcher es beſtellt,
Da hat ſich das Glück von dem gewandt.

Die Feindſchaft weißt du, die ſich eingeſtellt
Verderblich zwiſchen ihm und Lanzelote
Und aufgereget eine halbe Welt;

Da kam zum Meiſter ein betrübter Bote;
Einſchmelzen hat er jene Tafel laſſen,
Weil ihm kein Geld, kein ſchnödes, zu Gebote.

Da sahn den guten Meister wir erblassen,
Erschrocken schweigen eine lange Zeit,
Und krampfhaft nach dem wunden Herzen fassen.

Dann, niederkniend in Unterwürfigkeit,
Sprach er und hob die Arme himmelwärts:
Auch das war eitel! eitel Eitelkeit!

Am irdischen Abglanz hieng mein thöricht Herz,
An dem vergänglichen des ew'gen Lichtes,
Nun faßt um Eitles mich ein eitler Schmerz!

O Herr, was falsch und eitel war, vernicht' es!
In meinem Busen dienen dir und büßen,
Das will ich bis zum Tage des Gerichtes.

So stand er auf und sah uns an mit süßen,
Wehmüth'gen Blicken, schritt sodann hinaus,
Rückschauend nur noch einmal uns zu grüßen.

Und in die Berge, in der Wildniß Graus
Trug weltverlaßend ihn sein Fuß, zu bauen
Einsiedlerisch Kapell und niedres Haus.

Da mocht' er Unvergänglichem vertrauen
Und suchen, klaren Auges, reines Licht;
Vermeidend in des Nebenthal zu schauen.

Wie fromm er war, ein Frömmler war er nicht;
Oft suchten wir ihn auf, er sah uns gerne
Und gab uns lächelnd Rath und Unterricht.

Er liebte noch die Künſte, wie die Sterne,
Und ſeine lieben Schüler und Genoſſen,
Er hielt ſein Herz nur von dem Schlechten ferne.

Einſt fanden wir wie ſchlummernd hingegoſſen
Am Kreuz ihn, wo zu beten er gepflegt;
Sein altermüdes Auge war geſchloſſen.

Wir weinten, als wir ihn zur Ruh gelegt.

A. v. Chamiſſo.

Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verſchwindet,
Euch Schwätzern rühm' ich in's Geſicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelſteine ſchießen."
Nun höret, was der Andre ſpricht:

Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt,
Soll ſtehn vollendet, was ich baue,
Soll ſchwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmaſt.

„Erſt dann, wie unter Moſes Stabe,
Wird euch des reichſten Quelles Labe
Entſpringen aus dem Münſterflur,
Der Quell entſtrömet nur den Händen
So dieſen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meiſter, hört den Schwur!“

Auf ſeinem Steine ſteht der Meiſter,
Die Seinen ruft er, ſtellt und weiſt er
Das Pergament in feſter Hand;
Auf ſpringt der Erde Felſenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer
Lebendig wird das weite Land.

Er ſenkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand erſteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn:
Das Kleeblatt quillt aus ſeinem Schooße,
Die Lilie ſteigt, es flammt die Roſe
Aus ſeinem unerſchöpften Born.

Die Säulenäſt' im Dach verwoben;
Wie eine Bruſt im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, ſteigt der Chor:
Wie mit Geſang hinangeſchwungen,
Wie im Gebet erſtarrte Zungen,
Stehn tauſend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,

Die ew'ge Morgenröthe ſchon;
Du darfſt die Königin der Frauen
Im Seraphinenkranze ſchauen,
An ihrer Bruſt den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andere Meiſter
Vergebens forſchend ſeine Geiſter,
Die Stirne drückt der ſchwarze Wahn,
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Niren, Elfen ſchliefen,
Drum hebe mit dem Höchſten an!

Und endlich ſprengt des Hauſes Jammer
Des Stolzes lang gehaltene Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich!“
Sie wirft, der Schweſter Knie umſchlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen ſich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen:
In ſeinen höchſten, tiefſter Sorgen
Hat dich der Meiſter eingeweiht;
Sein Name tönt im Pſalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume:
Nun Schweſter übt Barmherzigkeit.“

Sie ſprach: „Mein Glück will Glück nur ſehen;
Geſchehe mir, was mag geſchehen!
Heb', Schweſter, Knie und Augen hell:
Den Stein, auf dem er einſt geſtanden

Das Pergament in ſeinen Händen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell."

Und kaum hat Jener Kund' empfangen,
So kommt er ſtolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier iſt der Moſesſtab!"
Er ſchwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und luſtig ſpringt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meiſter naht im Grimme,
Er ſingt mit feierlicher Stimme,
In ſeiner Hand das Pergament:
„Ich leg euch, Thürm', in Zauberbande,
Hinunter Quell, verdürſt' im Sande!"
So ſang der Meiſter und verſchwand.

Erloſchen ſind des Himmels Kerzen,
Es ſtarren zwei gebrochene Herzen
Die Thürme noch vom Kölner Dom:
Doch mögt ihr Nachts geruhig lauſchen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauſchen
Und Geiſter hadern in dem Strom.

A. L. Follen.

Maximilian Franz, der letzte Churfürst von Köln.

Es stieg zum festlichen Mahl Max Franz
Die Stiegen hinan in fürstlichem Glanz.

Zwei Bischöf' giengen zu jeder Seit'
Dem Churfürsten, den sie gesalbt und geweiht.

Da klirrt es hell auf dem Marmelstein,
Aus des Fürsten Ring sprang der Edelstein.

Und der Bischof von Münster gar ernstlich winkt;
Max Franzens Aug' eine Thräne entsinkt:

„Nicht steigt noch einer die Stufen hinan,
Mit Mantel und Chorhut angethan."

„Doch nehme es, der es gegeben hat!
Wir dürfen nicht murren ob seinem Rath."

Und was er gesprochen in dieser Stund',
Die Folge gab deß trübe Kund'.

Mit Mantel und Chorhut angethan
Stieg er, der Letzte, die Stufen hinan.

Jean Cornelia Wolf.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte faſt immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbiſchöfen zu beſtehen. Kunſtfleiß, Gewerbe und Handel hatten ſie auf eine der erſten Stufen unter den Städten Deutſchlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerſtande lebte innerhalb ihren ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter ſich ſelbſt, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen daſſelbe. Mit den geiſtlichen Herrſchern ſetzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verſtand.

Faſt zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzſtift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochſteden, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf, und ſuchte die widerſpenſtigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu ſchrecken; noch erinnert an den Beginn ſeiner Regierung der Bayenthurm, mit ſeinem

ſtarken Mauerwerk, ſeinen Gitterfenſtern, ſeinen Wappenſchildern und Zinnen, als ein weither ſchon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer des Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrſchaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erſtürmt und die kölniſche Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbiſchofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügſame Stadt, mußte ſich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verſtehen.

Neben Mathias Overſtolz, dem durch ſeine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbiſchof Konrad berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Urſprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geſchichte der bürgerlichen Unruhen jener aufſtrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte ſich der Burgermeiſter Hermann Gryn, einem der älteſten und edelſten Häuſer Köln's angehören, vor allen in der mannhaften Verfechtung der Intereſſen und Gerechtſame des Volkes hervorgethan. Ward er deßhalb von dieſem geehrt und geliebt, ſo hatte ihm dagegen die erzbiſchöfliche Partei unverſöhnlichen Haß und Rache geſchworen. Wenn nun, nach eingegangenem Vergleich und wenigſtens für den Augenblick

wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellten sie sich freundlich und versöhnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Kölnern vorzüglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Hermann von Wittinghof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen, und welche scheinbaren Antheil an den Interessen der Stadt geschickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen, wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich, und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geschah es denn, daß, als die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, sich

in geselligem Gespräche mit ihm zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkloster, welches in diesen Zeiten der Zerwürfniß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als sie sich erboten, ihm vorerst die verschiedenen Gemächer der schönen Wohnung zu zeigen, um so mehr, da die übrigen Gäste, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des stattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit seinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis sie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeschosse, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren schloß auf, der Ritter trat in eine große, halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinsetzte, schlug krachend das schwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grauenerregender Ton erscholl. Kaum hatte Gryn Zeit sich zu besinnen, so sah er vor sich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeschlossen hielt, und dessen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entschlossenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er rasch den einen Arm mit dem langen Tuch-

mantel, welchen er trug, riß sein Schwert heraus, stieß, gegen die schützende Wand sich drückend, die Linke in den weit geöffneten Rachen des im Nu mit einem entsetzlichen Sprunge auf ihn einstürzenden Thieres, während sein Stahl ihm die Brust durchbohrte. Der Kampf war bald entschieden: erstickt und im Blute schwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dieses war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf so wunderbare Weise Gerettete Zeit hatte, sich von dem Drange der ihn bestürmenden Empfindungen zu erholen, schlugen verworrene Töne von außen her an sein Ohr. Ein wilder Tumult erhob sich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen es nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderischen Planes zu zweifeln, waren sogleich auf die Gasse gerannt, wo sie laut um Hülfe schrien: der Bürgermeister sey von dem Löwen des Erzbischofs angefallen worden. Das Volk strömte herbei — eine ungeheure Menge hatte sich bald zusammengerottet, als man plötzlich wider das letzte Fenster des Gebäudes wiederholt anklopfen hörte. Die Domherren wurden todtenbleich; ein dichter Haufen stürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der von Blut besprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute seinen

Augen, als er den Löwen todt hingestreckt, den Bürgermeister, den schon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Missethäter hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. Bald aber wurden sie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rücksicht auf die Priesterwürde, die sie geschändet, unter dem, nahe am Domkloster gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieses soll von dieser Zeit an das Pfaffenthor genannt worden seyn: höher hinauf gehende Alterthumsforscher wollen indeß diese Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem sie eine Porta Paphia daraus machen. Am Portal des alten Rathhauses, einem der merkwürdigsten und am meisten in die Augen fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rühmigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halb erhobener Arbeit dargestellt.

A. Reumont.

Jost vom Bühl.

„Wenn Gott mit den Aposteln einst zu Gerichte sitzt
Und in der Angststunde die Seele Trübsal schwitzt,

Wenn meiner Sünden Schale dann tief und tiefer schwebt,
Was werf' ich in die andre, daß jene wieder sich hebt?"

So dacht' in Köln ein Kaufherr mit Namen Jost vom Bühl,
Der sorgenvoll sich wälzte bei Nacht auf seidnem Pfühl.
„Die Sünden," schloß er endlich, „sind schwer, die ich beging;
Doch großer Ankersteine Gewicht ist auch nicht gering."
Da ging er hin und kaufte ein Schiff am andern Tag,
Das mit den größten Quadern gefüllt im Hafen lag.
Die Steine waren mächtig wie man in Bell sie bricht
Oder Niedermendig, sie fielen schwer in's Gewicht.

Die wurden gleich auf Karren gekrahnt, und mancher Gaul
Davor gespannt — die zogen ihm aber allzufaul.
Er ließ noch Vorspann nehmen, da ging's vom Fleck zuletzt.
„Wohin denn nun? wo werden die Blöcke niedergesetzt?"

„Vor St. Apostelnkirche," rief er den Schürgern zu,
„Da ladet ab und wendet hierher zurück im Nu:

Ihr müßt noch öfter fahren, sonst leert ihr nicht das Schiff."
So thaten denn die Kärner, sie tanzten gern, wie er pfiff.

Da lagen nun die Blöcke vor St. Aposteln-Stift:
Die Knönche stehn verwundert, der Dechant aber trifft
Den Kaufmann auf dem Platze, der just die Kärner lehnt.
„Was soll uns," frug er diesen, „ein Geschenk so ungewohnt?"

Er sprach: „Ihr bauet wieder einmal, das bleibt nicht aus,
Dann braucht ihr solche Steine zum Fundament des Bau's." —
„Wir bauen bald," sprach Jener, „hier seht ihr schon den Riß,
Da kommen solche Quadern uns sehr gelegen gewiß;"

„Doch das Geschenk befremdet uns sehr, das ihr uns macht,
Hier werden solche Gaben gar selten dargebracht:
Was hat Euch nur bewogen?" Er sprach: Ihr wißtet's gern,
„Doch das ist mein Geheimniß, darauf verzichtet, ihr Herrn."

„Noch hab' ich einen Skrupel, den löst ihr mir vielleicht:
Seht, diese Bruchsteine sind von Gewicht nicht leicht.
Ihr dienet den Aposteln und wißt, wie stark sie sind:
Hebt Einer solchen Stein wohl, wenn er es ernstlich beginnt?" —

„Das ist den Gottesboten," sprach Jener, „Kinderspiel;
Die ganze Kirche heben, der Heil'gen gibt es viel.
Die tragen sie mit Thürmen und Zinnen auf der Hand
Und werden nimmer müde, das ist hier Allen bekannt."

Da sprachen auch die Knönche: „So ist es, sicherlich."
„Der Auskunft," sprach der Kaufherr, „von Herzen freu ich mich.
Verbaut nur bald die Steine, zum Lohn' begehr ich Nichts,
Mir lohnen die Aposteln am Tag des jüngsten Gerichts."

K. Simrock.

Trauerkunde.

Ich seh' euch schon im Trauerflor;
Und bring' auch, doch sei Gott davor,
Vielleicht nicht gute Kunde:
Nehmt diesen Brief, doch les't ihn nicht,
Gebt, daß ein Andrer ihn erbricht,
Und nicht in dieser Stunde.

„Schwarz muß der Brief gesiegelt sein,
Er kommt von weit, von Köln am Rhein,
Von heute vor acht Tagen:
Und siehe mich hier und mein Kind,
Daß wir bereits berichtet sind,
Und Trauerkleider tragen.

Denn in der bangen Sterbenacht
Hat meiner noch mein Mann gedacht,
Und ist bei mir gewesen:
Er sprach nicht mehr, er winkte doch,
Und gab uns seinen Segen noch —
Gieb, laß den Brief mich lesen."

O. F. Gruppe.

Jan un Griet.

Motto: „Wer ſall keine kölſche Hund verſaufe
wer kann nit weſſe, wat drus weht.
Kölniſches Sprichwort.

Zu Köln im ahlen Kümpchens-Hof
Wunt ens nä Boersmann,
Dä hat en Mäd, de nannt ſich Griet;
Nä Knäch, dä nannt ſich Jan.

Dat Griet dat wor en freſche Mäd,
Grad we vun Milch un Bloot,
Dä Jan dat wohr nä ſtarke Boorſch,
Dem Griet vun Häzen good.

Ens ſäht hä: „Sag," eſu ſäht hä:
„Sag Griet, ben ich der räch?
Nemm mich zom Mann, do bes en Mäd,
Un ich, ich ben nä Knäch."

Do ſäht it: „„Jan, do bes nä Knäch
Un ich en ſchöne Mäd,
Ich well nä däſt'gen Halfen han
Met Oes un Köh un Päd.""

Un als dä Jan dä Kall gehoot,
Do trok hä en dä Kreeg,
Schlog immer tüchtig en dä Feind,
Holf wennen mänchen Seeg.

We widder hä no Köllen kom,
Sos hä op stazem Päd,
Dä Jahn dä wohr no Feldmarschall,
Dä große Jan vun Wäht.

We widder in de Poz hä kom,
Sos en der Pos dat Griet,
It sos vör einem Aeppelkrom,
Wo it Kruschteien briet.

Un als dä Jan dat Griet dät sin,
Leht stell sing Päd hä stonn,
Un größten it, un säht zo im:
„Griet! wer et hät gedonn!“

Un als dat Griet dä Jan dät sin,
Su blänkig usgeroß,
Do größt it in, un säht zo im:
„„Jan! wer et hät gewoß!““

Ehr kölsche Mädchen, merk üch dat,
Un sitt mer nit zo friet,
Gar mancher hät et leid gedonn,
Dat lehrt vum Jan un Griet.

Karl Kramer.

Das Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht Ehe mans gedacht
Die Männlein und schwärmten Und klappten und lärmten
Und rupften Und zupften
Und hüpften und trabten Und putzten und schabten,
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spähn und reckten sich,
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil Und die Säge in Eil
Sie sägten und stachen Und hieben und brachen,
Verapten Und kappten,
Visierten wie Falken Und setzten die Balken:
Eh sichs der Zimmermann versah,
Klapp stand das ganze Haus schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.

Die faulen Burſchen legten ſich,
Die Heinzelmännchen regten ſich —
Und ächzten daher Mit den Säcken ſchwer!
Und kneteten tüchtig Und wogen es richtig
Und hoben Und ſchoben
Und fegten und backten Und klopften und hackten.
Die Burſchen ſchnarchten noch im Chor:
Da rückte ſchon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleiſcher ging es juſt ſo zu:
Geſell und Burſche lag in Ruh.
Indeſſen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging ſo geſchwind Wie die Mühl im Wind:
Die klappten mit Beilen, Die ſchnitzten an Speilen,
Die ſpülten, Und wühlten,
Und mengten und miſchten Und ſtopften und wiſchten.
Thät der Geſell die Augen auf —
Wapp! hieng die Wurſt da ſchon im Ausverkauf.

Beim Schenken war es ſo: es trank
Der Küfer bis er nieder ſank,
Am hohlen Faſſe ſchlief er ein,
Die Männlein ſorgten um den Wein
Und ſchwefelten fein Alle Fäſſer ein
Und rollten und hoben Mit Winden und Kloben
Und ſchwenkten Und ſenkten
Und goſſen und panſchten Und mengten und manſchten
Und eh der Küfer noch erwacht
War ſchon der Wein geſchönt und fein gemacht.

Einſt hatt ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock ſollte fertig ſein:
Warf hin das Zeug und legte ſich
Hin auf das Ohr und pflegte ſich:
Da ſchlüpften ſie friſch Zu den Schneidertiſch
Und ſchnitten und rückten Und nähten und ſtickten
Und faßten Und paßten
Und ſtrichen und guckten Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeiſters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht ſich dieſen Zeitvertreib:
Streut Erbſen hin, die andre Nacht
Die Heinzelmännchen kommen ſacht;
Eins fährt nun aus, Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen Und plumpen in Kufen
Die fallen Mit Schallen,
Die lärmen mit Schreien Und vermaledeien!
Sie ſpringt hinunter auf den Schall
Mit Licht: huſch, huſch, huſch! — verſchwinden All!

O weh nun ſind ſie alle fort
Und keines iſt mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie ſonſten ruhn,
Man muß nun Alles ſelber thun!
Ein Jeder muß ſein Selbſt fleißig ſein,
Und kratzen und ſchaben Und rennen und traben
Und ſchniegeln und biegeln

Und klopfen und hacken Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie vormals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

August Kopisch.

Die Wahl des Bischofs Hildebold.

Einst sah man Köln sich zweien um eine Bischofswahl,
Die Pfaffen und die Leien mißhellig allzumal.

Als man vernahm die Kunde zu Achen in der Stadt,
Der Kaiser Karl zur Stunde sein Roß bestiegen hat.

Im rauhen Jägerkleide wie er da ging und stand,
So stob er durch die Heide und das umb'schte Land.

Nur seine schnellen Winde geleiteten den Herrn,
Der Degen ritt geschwinde, schon sah er Köln von fern

Da weckt ein Glöcklein helle ihn aus dem blühnden Traum;
Er band vor der Kapelle das Roß an einen Baum,

Trat ein, dem Herrn zu danken, und als gewandelt war,
Da opfert' er den blanken Goldgulden dem Altar.

„Freund," sprach der Pfaffe bieder, mit Namen Hildebold,
„Nehmt euern Gulden wieder, man opfert hier kein Gold."

Er wähnt', es sei zum Spotte so große Gift geschehen:
Das Goldstück gab ich Gotte." — Das wollt er nicht verstehn.

Er sprach: „Es ist zu schauen, daß ihr ein Jäger seid:
Dies Meßbuch, im Vertrauen, bedarf ein neues Kleid,

„So ihr ein Wild erjaget, ein Hirschlein oder Reh,
Die Haut uns nicht vertraget — nach Gold ist uns nicht weh."

Wohl wunderte den Kaiser der schlichten Rede Sinn,
Ihm schien der Mann ein Weiser, nachdenklich zog er hin.

Als er nun Köln erritten, da boten großes Gut
Die sich so lang gestritten, ihm für den Bischofshut.

Der Eine hundert Gulden, der Andre noch viel mehr;
Er hieß sie sich gedulden: „Doch schickt die Säckel her."

Da ließ er bald berufen den Klerus und den Rath,
Vor seines Thrones Stufen stand mancher Kandidat.

Der Karl hob an zu sprechen: „Man gab mir Geld und Gut,
Und wollte mich bestechen um einen Bischofshut.

„Der Eine hundert Gulden, der Andre tausend gar:
Ich ließ des Stiftes Schulden damit bezahlen baar.

„So ist es wohl verwendet, kein Heller kam davon,
Und die es mir gesendet, die haben Gottes Lohn.

„Das Bisthum frei der Schulden gönn ich dem armen Mann,
Von dem ich einen Gulden, nur einen heut gewann.

„Den schaffet mir zur Stelle, er soll hier Bischof sein:
Bei jener Waldkapelle verweilt er, holt ihn ein."

Das Pfäfflein sah erstaunet was sich mit ihm begab,
Der Kaiser wohlgelaunet half ihm vom Pferd herab:

„Kein Wild mocht ich erjagen, ließ Hirsch und Reh entfliehn:
Dafür nun sollt ihr tragen das edle Hermelin."

Karl Simrock.

Sanct Arnolds Schnellritt.

Arnold, den Aachens Kaiserschloß
Als zweiten David ehrte,
Stieg, seine Harfe mit Geschoß
Und Schwert vertauschen, einst zu Roß
Als Karols Jagdgefährte.

Rings um die Burg, des Kaisers Wald,
Ritt er, und sah die Bauern
In Strohgemächern, feucht und kalt,
Gerüttelt von des Nords Gewalt,
Und ohne Brennholz schauern.

Das griff ihm in sein fühlend Herz,
Nicht ließ er's bewenden
Beim bloßen Mitgefühl und Schmerz,
Er sah vertrauend himmelwärts
Und sann, die Noth zu enden.

Indessen schellt's zur Tafelrund'
Der nahen Burg; zum Speisen
Bereitet Jäger sich und Hund,
Doch erst begann des Sängers Mund
Barmherzig zu preisen.

Beim Schlusse beuget er das Knie,
Sein Wort ertönte leiser:
„O Kaiser, ich begehrte nie,
Doch eine Bitt', gewähre sie!"
„„Wie heißt sie?"" sprach der Kaiser.

„Daß jener Theil mir zugehört,
Den ich, indem du speisest,
Vom nahen Wald umreisen werd'."
„„Ja,"" sprach der Fürst, „„es sei gewährt!
Dein ist, was du umreisest.""

Nach Arnolds Plane und Geheiß,
Der Marschall folgte gerne,
Befanden um des Waldes Kreis
Sich sieben Pferde, schlank und heiß,
Getrennt in gleicher Ferne.

Und hurtig saß er auf, und jug
Vom ersten Punkt zum zweiten,
Und immer fort in solchem Flug,
Daß kaum der Sturmwind schnell genug
Den Reiter zu begleiten.

Und eh' im Schlosse noch das Mahl
Vom Tisch ist abgetragen,
Sprengt Arnold wie ein Wetterstrahl
Zum Hof hinein, und steht im Saal,
Um seinen Lohn zu fragen,

„Schon wieder hier? wie manchen Baum
Hast du dir denn umschritten?"
So Karl, und er: „„Du glaubst es kaum,
Ich hab' des ganzen Waldes Raum
Umreis't — ich bin geritten!

Komm, forsche nach des Schwertes Hieb:
Ringsum in hundert Eichen
Hieb ich, als ich die Renner trieb,
Daß bald die Klinge stecken blieb,
Mit meinem Schwert ein Zeichen.""

„Brav!“ rief der Fürſt, „die Liſt gelang.“
Da ſprach Arnold vergnüglich:
„„Ich friere nicht bei Klang und Sang,
Die Bauern hier den Wald entlang
Bedürfen Holz vorzüglich.““

Und gleich verſchenkte er den Wald
Den Weilern in der Runde.
Nun war's nicht mehr den Bauern kalt,
Des heil'gen Gebers Lob erſchallt
Noch jetzt aus ihrem Munde.

P. J. Fiſchbach.

Die St. Hubertusjagd.

Heut noch gilt die alte Sitte,
Daß auf Sanct Huberti Tag
Jeder chriſtlichfromme Jäger
Auf das Weidwerk ziehen mag.
So auch hielt es Herzog Gerhard,
Der in Frieden und Gefahr
Stets ein braver Landesvater
Und ein wackrer Jäger.

Gerhard, Herzog von den Bergen
Und von Jülich stößt ins Horn:
Da erscheinen wackre Jäger:
Sprengen hin mit scharfem Sporn:
Morgen ist Hubertusjagen
Drüben überm breiten Rhein
Darum mögen wohl die Rosse
Also rasch und hurtig sein.

Aber ei! die wackeren Reiter
Sind ja ganz umhüllt mit Stahl,
Tragen schwere Todeslanzen
Statt der Pfeile leicht und schmal. —
Mag wohl sein ein seltnes Wildpret,
Das sie heut zu hetzen gehen,
Nur auf Leuen, Bären, Drachen
Scheint die Jagd wohl abgesehn?

Freilich ist's ein böses Wildpret,
Das im Lande Jülich hauf't
Und zur Tilgung ist von Nöthen
Wackrer Jäger Heldenfaust!
Wilde Eberschaar aus Geldern
Wühlet frech in Gerhards Land,
Hab' und Gut wird weggeraubet,
Städt' und Dörfer stehn in Brand!

Arnold und Egmund von Geldern
Fielen in die Landschaft ein,
Zwei und zwanzighundert Rosse
Sausen brausen hinten drein.

Aber mehr als all die Eber
Schrecket ein gewalt'ger Bär —
Das iſt Johann von Bruchhauſen,
Der zerſplittert manchen Speer.

Am Hubertustag frühmorgens
Muſtert Gerhard ſeine Schaar:
Blos achthundert Lanzen zählt er,
Aber wackre Ritterſchaar.
Und der junge Herzog kniet
Mitten vor dem hellen Hauf;
Kurt von Horſt, der graue Krieger
Hebet ihn als Ritter auf.

Jedem wackern Edelknappen,
So der Ehre werth,
Gibt den Ritterſchlag der Herzog
Jetzo mit dem blanken Schwert.
„„Sanct Hubertus ſei uns gnädig!
„„Hoher heil'ger Jagdpatron,
„„Gib der Jagd, die Dir wir weihen,
„„Heute Schutz und Siegerlohn!““

Gerhard rief es und die Ritter
Setzen an den ſcharfen Sporn,
Zu der Jagd auf böſes Wildpret
Schallet hell und laut das Horn.
Mittags um die zweite Stunde
Gings bei Linnich hart und heiß
An dem kühlen Rebeltage
Rinnt von jeder Stirn der Schweiß.

Zwei und zwanzig hundert Geldrer
Setzen grimmig sich zur Wehr,
Aber Sankt Hubertus stählet
Der Achthundert Jäger Speer.
Und der tapfere Herzog Gerhard
Reitet rasch und kühn voran:
Schilde fallen, Helme platzen
Und im Sand rollt mancher Mann.

Arnold Graf von Geldern fühlte
Herzog Gerhards starken Arm
Und er macht sich aus dem Staube,
Feige folgte ihm großer Schwarm;
Doch von Gerhards Muth erhoben
Jubeln laut die Jäger auf,
Gleich als wär's ein Rudel Hirsche
Stürzen sie in Feindeshauf.

Egmund stürmt mit schwerer Lanze
Auf den tapfern Herzog los,
Doch vom Sattel hoch erhoben
Stürzt er fern noch hinters Roß:
Johann von Bruchhausen rennet
Dann dem Herzog in die Quer,
Doch er kollert über'n Grafen
Und sein Roß rollt drüben her.

Drauf gab's eine Hetz zu schauen,
Die tief gewährt bis in die Nacht,
Bis man Beute und Gefang'nen
Froh nach Jülich heimgebracht.

Wohl dreihundert Feind' erblaßten
Dort vor Linnichs hohem Thor;
Gerhard fing sechshundert Geldrer,
Keinen Mann er dort verlor.

Wahrlich denen, die ihn ehrten
Hat Hubertus Ruhm gebracht,
Denn nicht eine volle Stunde
Stand der Feind in heißer Schlacht.
Ewig bleibet hold den Jägern
Er der heil'ge Jagdpatron
Und an seinem Ehrentage
Gibt er gerne reichen Lohn.

Aber jenen Tag zu ehren
Voll des Ruhmes und Gewinns,
Stiftet den Hubertusorden
Herzog Gerhard, frommen Sinns.
Auch das schöne Kreuzherrnkloster,
Das in Düsseldorf am Rhein
Gerhard aus der Beut erbaute,
Soll der Schlacht ein Denkmal sein.

In dem Dom zum Altenberge,
Wo so viele Helden ruhn,
Schläft der tapfere Herzog Gerhard
Bei den hohen Ahnen nun.
Eine große Messingplatte
Deckt das Grab, des Herzogs Bild
Ist darauf zu sehen mit Rüstung,
Sporen, Hüfthorn, Schwert und Schild.

Aber auch steht drauf geschrieben:
„Wann der Held zu Lülßdorf starb,
„Und daß er den Unterthanen
„Ruh und Frieden stets erwarb;
„Daß er tapfer gleich dem Leuen
„Seinen Feind gesucht im Streit,
Daß das Kloster er geschirmet
Als ein Freund der Geistlichkeit;

„Daß sein Herz so mild und gütig
„Jeder Biedre offen fand,
„Daß der Armuth auch begegnet
„Seine nie verschloss'ne Hand;
„Daß er nie ein Recht getrübet,
„Fromm gelebet, wahr und treu,
„Drum auch Gottes Gnadenfülle
„Jetzt sein ewig Erbtheil sei!"

An dem Sanct Hubertusmorgen
Hört an Herzog Gerhards Ruh
Mancher fromme, rüst'ge Waidmann
Oft der Jägermesse zu.
Wenn drauf im Hubertusjagen
Bang das Wild durch Felder setzt,
Denkt er, wie Gerhard bei Linnich
Schlimme Eber einst gehetzt.

Der Ring der Fastrada.

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Ruhm alter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage sich zwischen sanft aufsteigenden Höhen birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtsort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist, und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Da besten sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit demselben Epheich ranket sich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugendliche Tage scheinen dem Grabe zu entsteigen und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschwelgt hat vor alten Bildern und

in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern gestanden? Noch steht, ziemlich erhalten, der innere, bewohnte Theil dieser Friedensburg, deren Thürme halb im Gestürz liegen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Gesträuchen und Bäumen bewachsenen Hügels deckend, um welchem sich der schilfbedeckte Teich, von dem Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehren Orten die kühle Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man, wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockedegen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkohr, das ihm lieb war vor Allem, und das er all seinen Pfalzen und Pallästen vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten von dem größten Kaiser der Deutschen, sind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an seine

schöne Gemahlin Fastrada fesselte, hatte sie auch, ihrer Gewalt über Karl sich bisweilen zu eigenen Zwecken bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde sogar gemacht: er hing ihr stets mit derselben Zuneigung an. Da erkrankte sie schwer, während sie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die schöne Ebene fließenden Mains, verweilte. Des Kaisers Betrübniß kannte keine Grenzen: sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verschied. Aus dem Gemache, wo sie gestorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da schien es ihm, sie schlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, sei ein böser Traum gewesen. Neben ihrem Lager kniete er, bestrebte sich sie zu wecken, rief ihr mit den süßesten Namen.

Des Kaisers Räthe und Höflinge wußten nicht, was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Fastradas sterbliche Reste zur Erde bestattet werden sollten; gebietrisch wies er die von sich, welche davon redeten, und antwortete, sie werde bald wieder erwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und sogar für das Leben des Herrschers, wenn dieser Zustand noch länger währte. Während sie nun in der quälendsten Ungewißheit schwebten, hatte der fromme Erzbischof Turpinus

von Rheims, der Erste in des Kaisers Rath, ein Traumgesicht, das ihm das Räthsel erklärte. Er sah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin geflochten war. — Dieser war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeschiedene fesselte. Sein Entschluß war bald gefaßt; am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiser es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu sich.

Kaum hatte er dies gethan, so stand Karl auf und warf sich weinend in seine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erst den Zustand, in welchem der Körper sich befand; er schauderte und wußte nicht wie ihm geschehen war. Willig ließ er sich von dem Erzbischofe aus dem Gemach führen, setzte sich zu Pferde und ritt, von den besorgten Bewohnern der Stadt bei seinem Wiedererscheinen doch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in seinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneutem Eifer sich den Geschäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was seit Fastrada's Tode sich ereignet hatte. Ihre sterblichen Reste aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde bestattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und seine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiser wollte von nun an immer den frommen Prälaten um sich haben: nichts that er ohne seinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbischof benutzte zwar diese Zuneigung zum Besten des Reiches und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiser Mann, aber sein frommer Sinn nahm doch Anstoß an dem, was ihm ein gottloser Zauber dünkte, weßhalb er sich dessen zu entledigen beschloß. Mit diesem Gedanken ging er nun, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entspringen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen stillen See, der rings von Waldung und Wiesenteppich eingeschlossen war. In diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine Oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichs-Angelegenheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Ort ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin reisen, es nöthig machten, konnte er sich von seinem Lieblingsort, zu dem er zurückkehrte,

sobald er frei war. Nicht blos die Stadt selbst schmückte er mit Pallast und Kirche: auch bei dem nahegelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit, saß er oft stundenlang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen, und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

A. Reumont.

Die Beichte.

Eine schwere Sünde begangen
Hatte Karl der Große.
Man sah ihn zittern und bangen,
Er sorgte, daß Gott ihn verstoße.

Er wollte sie Niemand beichten,
Er wollte darin ersterben.
Die Gnadenmittel reichten
Nicht hin, ihm Heil zu erwerben.

Da kam der Einſiedel
St. Egidius nach Aachen,
Von dem die Blinden zur Fiedel
Sangen in allen Sprachen.

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiſer vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend ſich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerſt bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der ſchweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten es Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen ſo häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Sonſt war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch ſprechen.

Er wollte Gott zu verſöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige ſprach, „Was ſeh ich?
Du weinſt gleich einem Weibe;
Biſt du der Worte nicht fähig,
So nimm die Feder und ſchreibe.“

St. Egidius, laß dir klagen,
Ich kann nicht schreiben, nicht lesen!
O wär ich in jungen Tagen
Zu lernen fleißiger gewesen!

Da wollt ich mit Jägern und Schalken
Das Wild zu Tod nur hetzen,
Da hatt ich an Hunden und Falken
Und Rossen mein einzig Ergötzen.

Da wollt ich nur kriegen und raufen;
Das nimmt ein Ende mit Schrecken!
Nun mögen die Hunde verschnaufen,
Im Stall sich ruhn die Schecken."

Egidius sprach: „Es sei ferne
Das edle Waidwerk zu tadeln;
Was Hänschen nicht lernte, das lerne
Noch Hans, es kann ihn nur adeln.

„Sonst war die Mühe geringer,
Mit größerer geht es noch heute,
So beichten deine drei Finger,
Was der Mund zu beichten sich scheute.

„Zum schreiben dienen drei Finger,
Drei Finger dienen zum Schwören,
Nicht schreiben sollten drei Finger,
Was drei Finger nicht mögen beschwören.

„Es ſteht geſchrieben, beileibe
Sollſt du nicht unnütz ſchwören;
Viel unnützes Geſchreibe,
Das will ſich auch nicht gehören.

„Das ſollte wiſſen ein Jeder
Der Kaiſer wiß es vor allen;
Nun nimm zur Hand die Feder
Und laß ſie heute nicht fallen.“

Er lehrt' ihn die Feder halten,
Er lehrt' ihn die Striche führen!
Er lehrt' ihn die Zeichen geſtalten
Und die Namen, die jedem gebühren.

Er lehrt' ihn Laute verbinden,
Sylben, Wörter und Sätze,
Wie wir durch Zeilen uns winden
Zu bergen die geiſtigen Schätze.

Erſt zeigte die Hand ſich ſchwierig,
Nur kundig des Schwerts und der Lanze,
Doch hatte ſie lernbegierig
Zuletzt begriffen das Ganze.

Nun kannſt du ſchreiben, o Kaiſer,
Die Kunſt erlernteſt du gründlich,
Doch erſt verſuch, es iſt weiſer,
Noch einmal zu beichten mündlich.“

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiſer vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend ſich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerſt bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der ſchweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten ihm Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen ſo häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Erſt war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch ſprechen.

Er wollte Gott zu verſöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige ſprach: Aufs Neue
Weinſt du gleich einem Weibe,
Zu Reden wehrt die Reue,
So nimm die Feder und ſchreibe.

Karl ſprach: „Ich thu es gerne,“
Und ſchrieb was er begangen;
Der Heilige ſah von ferne
Das Blatt die Zeichen empfangen.

Er ſchriebs mit wenigen Worten,
Bat Gott, ihm Gnade zu ſenden.
Nun ſtand Egidius dorten
Und hielt das Blatt in den Händen.

Er mocht es wenden und drehen,
Er fand da nichts geſchrieben:
„Iſt hier ein Wunder geſchehen,
Oder haſt du Spott getrieben?“

„Nicht hab ich Spott getrieben,
Es iſt ein Wunder geſchehen!
Ich hatt' es deutlich geſchrieben
Und nun iſt nichts mehr zu ſehen.“ —

„Du ſchriebſt, ich kann es bewähren,
Und ſieh, die Schrift iſt verſchwunden:
Dir haben die reuigen Zähren
Im Himmel Gnade gefunden.

„Sie haben dein Herz von Sünde,
Dies Blatt von Sünde gereinigt.
Indem ichs ahnend verkünde,
Hat neue Schrift es beſcheinigt.“

Der Kaiſer ſah erfreuet,
Da ſtands mit himmliſchen Zügen:
„Du haſt die Sünde bereuet,
Gott läßt ſich der Reue genügen.“

Karl Simrock.

Eginhard und Emma.

Die Fackeln ſind erloſchen in Kaiſer Karls Pallaſt
Die Müden alle ſchlafen nach Tages Luſt und Laſt,
Die Stunden gehn ſo ſtille und leiſe fällt der Schnee,
Doch leiſer geht die Liebe auf leichtgehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebſelig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang an Wange und flüſterten ſo ſacht
Und küßten ſich unterweilen wohl in der ſtillen Nacht.

Da ſprang ſie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenſter trat ſie mit behendem Lauf,
Ach, ſie ſah mit Schrecken dämmern ſchon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre ſchönen Augen wurden thränennaß:
Kaiſer Karls Tochter, die ſich ſo vergaß,
Bin ich nicht unſelig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns ſcheiden, eh die Zeit verrinnt.

„Warum alſo weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn ſie alle ſchlafen, komm ich ja wieder ſacht.“ —
Nein geh, und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herz bricht.

„Ja, gerne will ich gehen, aber ſchau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur.“ —
O ſo laß mich Arme ſterben, lieber Gott:
Kaiſer Karls Tochter wird aller Welt zum Spott.

Helle Thränen floſſen nieder in ihren Schoß,
In der Dämmerſtunde ward ihr Schluchzen groß.
Da ſprang ſie auf und Freude ſprüht' aus den Thränen hervor,
Sie ſprach: ich trage dich ſelber durch den Hof an das Thor.

Auf den ſchlanken Rücken nahm ſie Herrn Eginhard,
Auf ihren ſchönen Hüften ſaß er nach Reiterart:
So lief ſie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn ſtark und ſprang dann zurück ſo leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald ſich nieder vor der Himmelsmagd,
Ach, mit pochendem Herzen hat ſie Gebet' geſagt,
Alle, die ſie wußte, und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geſchenket Kraft und Ehr.

Kaiſer Karl nun aber lag wach in ſelber Nacht,
Er dachte ſeines Reiches und dacht an Krieg und Schlacht;
Doch wie er dann ſah fallen draußen den leichten Schnee,
Dacht er: Nun, das iſt Spurſchnee, zu jagen Hirſch und Reh!

Er trat ans Fenſter: was ſah er? er ſah ein Mägdelein;
Drauf ſaß als wie zu Roſſe rittlings ein Ritter fein:

Das Mägdlein war sein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiser Karl sich gar seltsam in den Bart.

In der Morgenstunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeister zäumen Zelter und Roß
Und die Hunde koppeln, denn er dachte sich
Kaiser Karl heut würde jagen lustiglich.

Im lockern Schnee scharrten die Rosse sonder Ruh,
An den Koppeln zerrten die Hund und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein suchten die Pelz im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbrust und Bolzen blank.

Nur Kaiser Karl gedachte nicht der Jägerlust,
Hohen Rath zu halten gedacht er in der Brust.
Allen seinen Helden er alsogleich befahl
Zu Gericht zu sitzen im hohen Kaisersaal.

Und wie sie sitzen im Kreise zum hochernsten Gericht,
Und auf dem Thron der Kaiser, siehe, der Kaiser spricht:
Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Fehl:
Eine Königstochter begieng einen schweren Fehl.

In ihre Kammer nahm sie zu Nacht einen Schreiber ein,
Wer weiß, was sie gebriefet? das aber sah man fein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!

Da scholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiser Karl saß ernst da, bis man sich des begab.
Er sprach: Ihr meine Räthe, wir sitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das sagt und hehlt mirs nicht.

Und ferner sprach der Kaiser: gebt mir zum ersten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um solche That.
Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am Besten wäre: verzeihn!

Da schüttelte der Kaiser sein würdig Lockenhaupt:
Erwägt, es ist die Sache wohl ernster, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um solche That.

Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am Besten wär: verzeihn!
Nur der Räthe Jüngster, der ward wohl bleich und roth,
Nun kam an ihn die Reihe, er sprach: Er verdient den Tod!

„Den Tod nicht," sprach der Kaiser, „das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich,
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da priesen alle Räthe Kaiser Karls Gerechtigkeit
Und seine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: Ja, wie ich sagte, sie ist eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaisers Tochter — ich sahs, o wär ich blind!
Doch wer der Mann gewesen, erkannt ich nicht so recht,
Und weiß es euer einer, wohlan ihr Herrn, so sprecht.

Da sahen wohl die Räthe verwundert einander an,
Doch der da saß zu unterst im Rath der jüngste Mann
Der sprach: mein Herr und Kaiser, ihr wißt und ich leugne nicht,
Ich wars, nun lasset halten über mich Gericht.

Da war ein großes Staunen wohl auf der Räthe Bank;
Da ging ein Murmeln und Raunen wohl den Saal entlang.
Dann aber fragten manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Kaiserstochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: Ich bin der Kaiser: wer ist an Macht so reich,
Und Emma ist meine Tochter, wer ist an Schmerz mir gleich?
Da deckt er mit den Händen, ach, sein Angesicht,
Helle Thränen flossen, er bezwang sie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz:
Alle Räthe ſchwiegen, und Einer ſchlug ſich aus Herz;
Er warf ſich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaiſers, er dachte nicht an ſich.

Da ſprach der Kaiſer ſtrenge: Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaiſers Tochter ſolches würd erkannt!
Ich ſage los von ihr mich, fort beide von Hof und Haus!
Sei euch der Himmel gnädig, ich aber ſtoß euch aus!

Da hob ſich von der Erde und gieng Herr Eginhard;
Doch als des Kaiſers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte ſie vor Schmerzen die Hand an ihre Bruſt;
Genade Gott mir, ſprach ſie, ich hab es wohl gewußt.

Nun gieng in ihre Kammer die kummervolle Maid,
Da zog ſie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löſt' aus ihren Haaren den Kranz von Edelſtein,
Das nahm ſie und verſchloß es jedes in ſeinem Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog ſie dafür an
Und auf den Tiſch die Schlüſſel legte ſie ſorgſam dann,
Und ſprach zu ſich beſinnlich: That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhauſe geht es, ach, wie vom Leben ins Grab.

Noch einmal kam sie wieder, sie hatt ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde seine Speise nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
Wir müssen beide nun scheiden, suche dir ein ander Haus!

Herr Eginhard nun aber, so wie er gieng und stand,
Nahm er den Weg zum Thore und ins beschneite Land.
Er mußte die Spur sich treten, der Mann mit düstrem Sinn:
Er gieng neben der Straße, doch wußte er nicht, wohin.

Oft stand er voll Gedanken; da kam die schöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie giengen geschiedne Stege, der Weg dazwischen lag,
Sie sprachen nicht miteinander und sagten nicht guten Tag.

So pilgerten sie beide den Tag und auch die Nacht,
Wohl übern Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speis und Trank
Pilgerten sie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es gieng der Wind so kalt,
Da sahen sie ein Feuer in einem schwarzen Wald.
Es saßen Waldleute in einer Felsenkluft,
Die brieten gutes Wildbrät, das war zu spüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub
Sich ans Feuer zu setzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei besondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf sich nieder und schliefen ein gar bald;
Es rauscht' über ihnen so sanft der Tannenwald.
Sie schliefen bis zu Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, schien ihr Alles Traum,
Wie sie hieher gekommen in diesen Waldesraum.
Ach, bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß sie fern von Hause, verwaist, verstoßen war.

Auch die Waldleute waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen und leer war der Ort.
Doch Eginhard, der schnarchte. Wie sie ihn hört' und sah,
Klopft' ihr das Herz im Busen, wie wohl ward ihr da!

Sie setzte sich zu ihm nieder, doch ließ sie ihm seine Ruh,
Mit Laub die schönen Glieder deckte sie ihm zu;
Dann ließ sie ihre Augen rundum spähend gehn;
Da hat sie an dem Feuer etwas braten gesehn,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildbrät gab:
Wie gern für den Geliebten schnitte sie etwas ab.
Und siehe da, ein Messer — zwei Messer lagen hier,
Und Brot zwei gute Schnitte, und standen zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden solle dieses sein.
Mit raschem Sprunge sprang sie zu Herrn Eginhard
Mit süßem Ton ihn weckend und mit süßtrauter Art.

Wie der die Augen aufſchlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Geſicht ſah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam geſprungen und bracht ihm Fleiſch und Brot,
Zugleich auch in der Linken ſie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerſt, dann aß er und ſie nicht minder trank,
Den guten Waldleuten ſagten ſie vielmal Dank,
Und wollten nun ſie ſuchen, doch finden war ſchwer;
Sie ſuchten immer weiter und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun im Lande, da war kein Schnee zu ſehn,
Doch an des Berges Fuße ſahn ſie den Mainſtrom gehn,
Auch trat die Sonn aus Wolken und ſchien ſo licht und warm,
Sie ſprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er ſprach: dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber biſt ſo gut.
Vergieb mir und vergiß mir, was ich dir gethan:
Du biſt des Kaiſers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nahn.

Sie ſprach: Willſt du mich mahnen, daß ich verſtoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willſt du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt —
Hier hielt ſie ſchluchzend inne und ſchlang um ihn ſich feſt.

Er trocknet' ihre Thränen und ſah ſie freundlich an,
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwegend Blut:
Gern hätt' er ſie geküſſet, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie ſahn die Sonne ſinken. Da zog er ſein Schwert heraus,
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aeſt und Zweige, ſie ſammelte und trug,
Und ſieh, ein Dach war fertig, für zweie groß genug.

Nun ſahn ſies an mit Freuden, doch ernſter wurden ſie:
Sollen wir mitſammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen ſelbſt des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen über ihr ſchönes Geſicht.

Er aber macht' aus Scheiten ein Kreuz und ſtellt' es hin,
Da knieten vor dem Kreuze die Beiden mit frommen Sinn:
Lieber Gott im Himmel, geſcheh der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich ſein.

Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig biſt,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Friſt.
Um deines Sohnes willen, der hingab ſeinen Leib,
Gib deinen heiligen Segen und laß uns ſein Mann und Weib.

Da ſchien die Sonn aus Wolken mit rothgoldnem Strahl,
Verklärt in ſel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten ſie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam,
Das war eine Taube, die Siß auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann ſtanden ſie auf ſo freudbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Preſſen Bruſt an Bruſt,
Da gab es ein langes Küſſen, Niemand hats gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhard vermählt.

Und wie ſie ſich ſo küßten, flatternd drängte ſich
Zwiſchen ihre Küſſe die Taube wunderlich.
Sie webte mit ſanften Flügeln beider Wangen an
Und drängte ſich mit dem Schnabel zwiſchen Emma
und ihren Mann:

Denn das war Emmas Taube, die nachgeflogen kam,
Die ſonſt aus ihrem Munde ihre Speiſe nahm.
Wie Emma ſie erkannte, vergaß ſie aller Noth
Und koſt ihr und gab ihr von der Waldleute Brot.

Nun kam des Abends Dunkel; ſie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niedern Brautgemach.
Sie flüſterten und küßten und ſchliefen ein gar bald
Und ſüß zu ihren Träumen rauſchte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen, als ſie ſo friſch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in ſonniger Pracht,
Es ſprang in ihren Adern neu geſchaffen Blut,
Ihr Herz war voller Frieden, die Welt war ſchön
und gut.

Wie Adam einſt mit Eva eintrat ins Paradies
Nicht anders ſchauten Beide was rings ſich ſchauen ließ.
Sie mochten gern erſpähen, wo ſie gebaut ihr Dach,
Und ſiehe da, dicht neben floß über Felſen ein Bach.

Sie folgten nun dem Waſſer durchs ſonnige Frühlingsgrün
Und ſahn in einem Grunde viel weiße Blüthen blühn,
Im Wald verſteckt, beireten von keines Menſchenfuß:
Da boten ſie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Sie gienzen bald nach Hauſe. Herr Eginhard rief aus:
Nun muß ich mir auch ſchaffen gut Geräth ins Haus!
Zuerſt aus ſeinem Helme macht er in Seelenruh
Eine Schaal und ſchnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und ſchnitt ſich einen Bogen aus eines Baumes Aſt
Mit ſeinem Schwert und drehte die Senn aus ſtarkem Baſt.
Dann bat er ſeinem Weibe „Behüt dich Gott" geſagt,
„Geſegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd."

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang,
Da ſah er, wie am Waſſer ein junges Hirſchlein ſprang.
Raſch ſpannt' er ſeinen Bogen mit aller ſeiner Kraft,
Er ſchoß — das Hirſchlein ſtürzte, durchbohrt von des Pfeiles Schaft.

Froh mit der ſchweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu ſeinem Weibe lief er, die er ſitzend fand
Eine Hirſchkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen ſah ihr ſelber zu.

So lebten nun die Beiden nach ſchönem Waldesbrauch:
Wie ſehr muß ich ſie neiden, wie gerne thät ichs auch!

Nun laßt uns aber ſchauen nach Kaiſer Karl zurück;
Dem war wohl entflohen ſeiner Tage Glanz und Glück.

Trüb war ſein Blick, ſein Gang ſchwer, die Krone drückt' ihn faſt
Was ſonſt ihm Luſt gewährte, war ihm alles Laſt.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht,
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebte er fünf Jahre, das war lange Zeit:
Am Tiſch und in dem Hauſe fehlt ihm ſeine Maid.
Er ſprach: Ich habe Kummer und ſie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen, ach, ſie iſt wohl ſchon todt.

Und ſelbſt das frohe Jagen, das ſonſt war ſeine Luſt,
Erlabte nicht wie ehemals Kaiſer Karls Bruſt.
Er ließ die Hunde jagen weit ab durch den Tann,
Er ſelbſt ging trüb und einſam, der kaiſerliche Mann.

So hatt er auch verloren ſich einſt im Odenwald,
Er ließ ins Moos ſich nieder, Schlaf beſchlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm ſein Schwert,
Und als er da erwachte, fand er ſich unbewehrt.

Da ſah er wohl ein Wunder, nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er ſah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und weich,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaiſers großes Schwert.

Da sprach der Kaiser lachend: Ei da, du kleiner Zaun
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mirs in meine Hand.
Das Knäblein sprach: Ich gebs nicht, ist dir auch nicht Noth,
Unsre Hirsch und Rehe willst du stechen todt.

Da sprach der Kaiser lachend: „Du sprichts in einem Ton,
Du kleiner Waldgeselle, als wärst du Königs Sohn."
Das Knäblein sprach: Und willst du, Mann, nicht hören mir,
So geh ich gleich zur Mutter, wart, ich sag es ihr!

Der Kaiser sprach: „Ja rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiser und hätt ihrer Begehr."
Da sprach das kleine Knäblein, sein Besinnen war nicht groß:
Mutter kann nicht kommen, sie hat das Kind auf dem Schoß.

Der Kaiser sprach mit Lachen: „So muß ich mich bemühn!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mirs nehmen, dem hat es zugehört.

Da sah der Kaiser sitzen ein wunderherrlich Weib,
Mit langen gelben Haaren, von Antlitz schön und Leib

Eine Königin des Waldes! voll stiller Mutterlust
Säugte sie ein Kindlein an ihrer blühenden Brust.

Voll Scham den schönen Busen bedeckte sie sofort,
Sie sah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernster Hoheit mit greisem Bart und Haar,
Sie glaubt' ihn wohl zu kennen und wußte nicht wer es war.

Er sprach: Gott grüß dich, Tochter — so sprach er, weil sie jung
Und schön war — kannst du reichen mir einen kühlen Trunk?
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle sprang
Und schöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und sagt ihr Dank.

Sie sprach: Ihr müßt auch essen, ihr könnet so nicht fort,
Denn weithin in der Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun setzt euch hier ins Kühle, alsbald bin ich wieder da.
Mit Staunen sich der Kaiser die schmucke Hütte besah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunst und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geschältem Reis.
Und wohl mit grünem Moose gepolstert nnd verwahrt,
Und hingen Hirschgeweihe umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er brachte auf seinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fisch in einem Netze, die legt er auf den Tisch,
Und schaute drein so munter, so fröhlich und so frisch.

Doch wie er sah den Fremden, hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr seid mein erster Gast.“
Er schüttelt' ihm die Rechte und schlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiser Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu essen, denn es ist Mittagszeit,
Ich habe gejagt im Walde und der Fremde kommt von weit.“
Doch Emma stand und lauschte, und lehnt' an die Wand ihr Ohr.
Ihr kam des Fremden Stimme so lieb und traulich vor,

Ihr schlug das Herz im Busen, gleichwie vor Lust und Schmerz,
Längstentschwundne Bilder stürmten an ihr Herz.
Dann mußte sie zum Feuer, sie wendete den Spieß,
Am Dufte schon der Braten sich ringsum spüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug sie unters Dach,
Die Schüssel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun setzten sich die dreie gesellig um den Tisch:
Da gab es süße Früchte und schmackhaft Fleisch und Fisch.

Und Emma ſchnitt das Wildbrät kunſtrecht wie ſichs
gehört,
So wie es einſt der Vater zu Aachen ſie gelehrt.
Er ſchaute zu und freute ſich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiſer Karl entglitt.

Und Alles, wie ers liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie ſie nun freundlich bittend, ſein Lieblingsſtück ihm bot:
Da rief er: Emma! Tochter! — es wankten Fleiſch
und Fiſch,
Wie ſie ſich wild umarmten — die Aepfel rollten vom
Tiſch.

O Vater, lieber Vater! O Emma, ſüßes Kind!
Geſegnet dieſe Stunde, da ich dich endlich find!
Was hab ich dich geſuchet — und das iſt Eginhard!
Ich bins, ſprach er von ferne aus ſeinem braunen Bart.

Da bot der Kaiſer wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die ſeine mit ehrerbietgem Sinn.
Doch Emma ſprang von dannen, und kam ſo froh
geraunt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der
Hand.

Der Knab in ſeinem Fäuſtchen trug noch das große
Schwert;
Er ſprach: Ich ſoll dirs bringen: hat Mutter mich
gelehrt.
Der Kaiſer ſprach: Behalt es, biſt du groß worden biſt,
Dann führ es mir zu Ehren! Und hat ihn viel geküßt.

Da ſchollen Hörnerklänge luſtig durch den Wald,
Laut und immer lauter, nahe kam es bald.
Kaiſer Karls Gefolge ſuchte ſeinen Herrn,
Jubelſtimmen ſchollen, ſie ſahn ihn ſchon von fern.

Der Kaiſer ſprach: Da ſehet, ich that den beſten Fang.
Dies hier iſt meine Tochter, ich ſuchte ſie jahrelang.
Da beugten ſich die Ritter, tief neigten alle ſich,
Doch Emma ſah ſo freundlich und ſtand ſo königlich.

Der Kaiſer ſprach: Beſcheidet die Roſſ' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle, hier ſind die Krüge leer.
Nun Kinder, ja das lob ich, ihr habt ein ſchönes Haus;
Doch über unſrer Freude iſt kalt geworden der Schmaus.

Nun giengen ſie zu Tiſche, für alle war genug,
Die Ritter in dem Graſe füllten manchen Krug,
Sie tafelten im Grünen beim hellen Sonnenſchein,
Die Nachtigallen ſangen, die Becher klangen darein.

Doch als der Kaiſer mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen? Willſt du von uns ſo bald?
„Nicht ich von euch, ihr müſſet ja mit mir auf mein Schloß,
Nun rüſtet, macht euch fertig, es geht ſogleich zu Roß!“

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zuſammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirſche aus ihrer Hüt heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun ſcheiden, leb wohl du Waldeshaus.“

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald verſteck
Da ſtanden alle Bäume mit Aepfeln reich bedeckt:
„Seht meinen Obſtgarten!“ ſprach Emma hoch zu Ro
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh auf de
Vaters Schloß!“

Und weiter an dem Waſſer zogen ſie ins Thal,
Da wandt im Abendglanze ſich Emma noch einmal
„Leb wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, z
ſelge Statt!“
Nach dieſem Wort der Odenwald und der Ort de
Namen hat.

Sie lebten nun mitſammen zu Aachen in dem Schloß
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte ſeinem Kaiſer in großer Thaten Lauf,
Erſt half er ſie vollbringen und ſchrieb hernach ſie auf

Und als ſie mußten ſterben, hat man ſie beigeſetzt
Zu Seligenſtadt im Kloſter, da ruhen ſie noch jetzt
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine leſen, die ruhn ob ihrem Haupt.

O. F. Gruppe.

Die bucklichen Musikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlösers Geburt 1549, kam ein armer buckeliger Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit ausgespielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und so ging er denn wehmüthig am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrak er auch um so mehr, als er nun hörte, wie spät es in der Nacht sei, und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geisterstunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte schüchtern in die Schmiedstraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobsstraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Pervisch (den Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um Alles herum aber saß eine Menge der reichgekleidetsten Damen

und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er sich entsetzt der Quatember-Nacht und ihres Herrenspukes. Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte dich nicht, und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden Dir dessen Dank wissen.“ Und indem sie so sprach, neigte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Spielmann dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm, und lustig zu fideln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf stand, bei Seite geschafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone seiner Geige, und bald wirbelten die Haare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller, und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehen. Indessen sausten die Haare noch immer durchein-

ander, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Concert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmuhr drei viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne, Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse, oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und sprach: „Bruder Spielmann, du hast uns wacker vergnügt, darum soll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte sie ihm bereits sein Wamms ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihm getreten, und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher, als unser erleichterter Spielmann! Durchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin. Da aber schlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüsseln waren verschwunden, und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu

Muthe, als sei sein ganzes Abentheuer ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank, und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wohl die Freude seines Herzens zu beschreiben, in welchem er nun nach seinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite sollte ihm beschieden sein, denn, als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor, und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er dessen beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zwiefach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelnden Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr, und pries den Himmel, der Alles noch so glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück gebracht, ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt.

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsbald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls buckeliger Musikant, durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vor-

maligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich, oder noch zuvor thuen zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein, und begab sich nun auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Perviſch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage, und ward darauf zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustige künstlichen Melodien angehoben, und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel, und eine so traurige und herzbrechende Weise aufliedelte, daß hölliſches Gepfeife und Geziſche sich um ihn herum erhob, und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musicirte stracks drauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war, nichts weniger als einen noch reicheren Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weste ausziehend, keck zum Tiſche. „Ei, ei! beste Frau!“ rief er spöttiſch, da er, in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau, Bürgermeiſterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem seltsamen Mahle präsidirte. „Was würde wohl der

Herr Gemahl sagen, wenn er sie hier auf
Besenstielfestlichkeit anträfe? aber lassen G
Gnaden mich nicht allzulange hier ohne K
stehen, denn die Nacht ist kalt, und es sch
tern mir alle Knochen in der Herbstluft.
denke, mein Spiel ist doch noch wohl eines
sern Preises werth, als das des Stümpe
der Euch beim letzten Feste die Ohren ge
machte?" Doch wie sollte er sich täuschen!
Dame nahm im Nu den Deckel von einer
bernen Schüssel, und ehe er sich's vers
klebte der darin aufbewahrte Höcker seines
sellen vor seiner Brust. So stand denn
Neidhart mit doppeltem Bollwerke umgeb
und traute seinen Augen nicht, bis im sel
Momente beim ersten Schlage der Morgenstu
der Spuk verschwand, und er sich unter zw
facher Last nach Hause trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er d
Warnungszeichen seiner Mißgunst herum schl
pen, und die Eltern pflegten ihren Kindern
seinem Anblicke die Geschichte zu erzählen.

A. Reumont

Der Kirchenbau zu Aachen.

In Aachen ward vor grauer Zeit
Ein Kirchenbau voll Eifer angefangen.
Der Hammer und die Art erklangen

Sechs Monden lang in seltner Thätigkeit;
Doch leider war der frommen Christenheit,
Die dieses Werk betrieb, das Geld nun ausgegangen.
Es stockte schnell der Bängewerke Lohn,
So schnell auch ihre Lust zu hämmern und zu hauen;
Die Menschen hatten nicht so viel Religion
Ein Gotteshaus auf Conto zu erbauen.

Nur halb vollendet stand es da
Und glich schon sinkenden Ruinen.
In seinen Mauerritzen sah
Man Steinmoos, Gras und Epheich grünen.
Schon suchten hier die Käuzlein einen Platz,
Wo sie gemächlich hausen wollten,
Und täglich schwatzte da der Spatz
Wo Priester heilge Reden halten sollten.

Die Bauherrn sannen Kreuz und Quer
Und liefen hin und liefen her,
Umsonst. Es wollte sich kein reicher Mann entschliessen
Ein rundes Sümmchen vorzuschiessen.
Bei Sammlungen von Haus zu Haus
Fiel auch die Ernte dürftig aus;
Statt der gehofften goldnen Füchse
Fand man nur Kupfer in der Büchse.

Nach drob empfangenem Bericht
Verzog der Magistrat mißmuthig das Gesicht,
Und blickte nach der Tempelmauer
Mit tief bekümmertem Gemüth,

Gleich einem Vater, der voll Trauer
Sein Lieblingskind verderben ſieht.

In dieſer ängſtlichen Minute
Erſchien ein fremder, feiner Mann,
Der etwas ſtolz im Ton und Blick begann:
„Bondies! Man ſagt, euch ſey nicht wohl zu Muthe.
Hm! wenns am Geld nur fehlt, ſo tröſtet euch, ihr Herrn!
Mir zollen Gold- und Silberminen:
Ich kann und will daher euch gern
Mit einer Tonne Goldes dienen.“ —

Wie eine Säulenreihe ſaß
Der ſtaunende Senat und maß
Mit großen Augen ſtill den Fremden auf und nieder.
Der Bürgermeiſter fand zuerſt die Sprache wieder.
„Wer ſeid ihr, edler Herr, der, uns ganz unbekannt,
Von Tonnen Goldes ſpricht, als wärens kahle Bohnen?
Nennt euern Namen, euern Stand!
Wie? Oder ſeid ihr gar aus höhern Regionen
Zu unſrer Rettung hergeſandt?“ —

„Ich habe nicht die Ehre, dort zu wohnen.
Mit Fragen: wer und was ich ſei?
Bitt ich mich überhaupt großgünſtig zu verſchonen.
Genug, ich habe Geld wie Heu!“ —
So prahlend zog der Fremdling eine Katze
Voll Gold hervor, und ſprach dann fort:
„Dies Beutelchen erfüllt zum zehnten Theil mein Wort;

Den Reſt ſchaff ich ſogleich zu Platze,
Und all der Bettel iſt und bleibt
Euch rein geſchenkt, wenn ihr das Seelchen mir verſchreibt
Das einſt zuerſt durchs Thor des neuen Tempels ſchreitet,
Wenn man zu dieſem Weihfeſt läutet."

Als wie durch Erderſchütterung
Emporgeſchleudert von den Stuhlen,
So fuhren jetzt mit einem raſchen Sprung
Die Senatoren auf und rannten, ſtürzten, fielen
Ins fernſte Winkelchen auf einen Klumpen hin,
Und niſteten ſo eng darin,
Wie ſcheue Lämmer, ſich zuſammen,
Wenn um ſie her des Himmels Blitze flammen.
Nur Einer, der noch nicht ſich ſelbſt ſo ganz verlor,
Verſammelte den Reſt von ſeinen Sinnen,
Zog aus dem Menſchenknäul den Kopf mit Müh hervor
Und ächzte: „Hebe dich, du böſer Geiſt, von hinnen!"

Wer aber ſich nicht hob, war Meiſter Urian.
Er ſpottete: Was ihr euch doch geberdet!
Iſt denn mein Gelderwerbungsplan
So übel, daß ihr drob zu ſchwachen Kindern werdet?
Ich büße bloß beim Handel ein, nicht ihr!
Mit Hunderttauſenden brauch ich nicht weit zu laufen
Und Schocke Seelchen zu erkaufen;
Von Euch verlang ich nur ein einziges dafür.
Was macht ihr nun ſo lange Federleſens?

Man sieht euch an, daß ihr nur Herrscherlinge seid!
Zum Besten des gemeinen Wesens,
(Das oft auch bloß den schönen Namen leiht)
Wär mancher Fürst wohl stracks bereit,
Ein ganzes Heer zur Schlachtbank hinzuführen:
Und ihr, ihr wollt deßhalb nicht einen Mann verlieren?
Pfui, schämet euch, hochweise Herrn,
So abgeschmackt, so bürgerlich zu denken!
Und glaubet ihr etwa den Kern
Von euerm Völklein zu verschenken,
Wenn ihr mir ein Persönchen gönnt,
Das auf den ersten Ruf der Glock ins Bethaus rennt?
O nein, da fehlt ihr stark; denn wahrlich in der Regel
Sind Gleisner immerfort die frühsten Kirchenvögel."

Indem der Listige so sprach,
Ermannten sich die Rathsherrn nach und nach
Und raunten sich ins Ohr: „Was hilft uns unser Sträuben?
Der grimme Löwe fletscht nun einmal seinen Zahn.
Fürwahr, wenn wir nicht unterschreiben,
So packt er uns wohl selber an:
Drum stopfe lieber ihm das Maul ein Unterthan!"

Kaum war hierauf der Blutkontrakt vollzogen,
Da kam durch Wand und Fenster in den Saal
Ein Schwarm von Beuteln angeflogen.
Und Urian, der sich diesmal,
Gesitteter als sonst, ganz ohne Stank empfahl,
Rief an der Thür: „Zählt nach! ich hab euch nicht betrogen."

Das Gold der Hölle ward getreulich angewandt,
Das Haus des Himmels zu erbauen.
Als es jedoch in voller Schönheit ſtand,
Befiel die ganze Stadt beim Anblick Furcht und Grauen,
Denn es gelobten zwar, als Urian verſchwand,
Die Rathsherrn ſich mit Mund und Hand,
Den Vorfall Niemand zu vertrauen;
Doch Einer plauderte zu Haus,
Sein Weibchen machte bald ein Stadtgeſpräch daraus,
Und nun erſcholl der Schwur von allen Seiten
Den Tempel nimmer zu beſchreiten.
Der bange Rath beſprach ſich mit der Kleriſei,
Und ſie ließ auch die Glatzenköpfe hangen.

Auf einmal rief ein Mönch: „Mir fällt ein Ausweg bei!
Heut ward der Wolf lebendig eingefangen,
Der nah am Weichbild unſrer Stadt
Bisher herum gewüthet hat.
Hetzt dieſen Mörder unſrer Schaafe
Zu ſeiner wohlverdienten Strafe
Dem Teufel in den Flammenſchlund!
Zwar wird dem argen Höllenhund
Dies Frühſtück eben nicht belieben;
Doch iſt es Schuldigkeit, daß er es willig nimmt.
Ihr habt ein Seelchen ihm verſchrieben,
Allein von wem? iſt nicht beſtimmt.“

Das Pfaffenpfänchen fand Behagen,
Und der Senat beſchloß den kühnen Streich zu wagen.

Da nun das Fest der Tempelweih erschien,
Gebot er, stracks den Wolf ans Hauptthor hinzutragen,
Und als die Glocken jetzt begannen anzuschlagen,
Des Käfichts Fallthür aufzuziehn.
Das Raubthier fuhr mit Wetterschnelle
Ins öde Kirchenhaus hinein,
Und grimmig sah auf seiner Lauerstelle
Herr Urian sich dieses Opfer weihn;
Doch rauschend, wie ein Sturm, warf er sich hintendrein,
Und schlug voll Wuth, weil man ihn hintergangen,
Das Thor von Erz so zu, daß seine Flügel sprangen.
Bis heute läßt man diesen Spalt
Von allen Reisenden begaffen,
Und triumphiert, daß eines Pfaffen
Verschmitztheit mehr als Teufelskünste galt.
Damit auch der Beweis nicht fehle,
Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Nebst seiner ewiglich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.

Langbein.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß Kaiser Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freudgem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren.“

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,

Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herrenpflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Messner geschritten.

Und der Graf zur Erde ſich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Chriſtenſinn
Was alle Menſchen erlöſet.
Ein Bächlein aber rauſchte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geſchwellt,
Das hemmte der Wandrer Tritte:
Und beiſeit legt Jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchſchritte.

„Was ſchaffſt du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem ſterbenden Mann,
Der nach der Himmelskoſt ſchmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der ſtrömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen geriſſen.
Doch daß dem lechzenden werde ſein Heil,
So will ich das Waſſerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

Da ſetzt ihn der Graf auf ſein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reiſe vollführet;
Und am nächſten Morgen mit dankendem Blick,

Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück
Beſcheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott," rief mit Demuthsſinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beſchritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magſt dus nicht haben zu eignem Gewinnſt,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienſt,
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdiſches Gut
Zu Lehne trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr ſeid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn ſechs liebliche Töchter.
So mögen ſie, rief er begeiſtert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die ſpätſten Geſchlechter!"

Und mit ſinnendem Haupt ſah der Kaiſer da,
Als dächt er vergangener Zeiten,
Jetzt da er dem Sänger ins Auge ſah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Prieſters erkennt er ſchnell

Und verbirgt der Thränen ſtürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiſer an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

Der Stuhl in Aachen.

In dem hohen Stuhl zu Aachen, welcher jetzt auf deutſchem Grund
Wieder ſtehet, wo begraben Kaiſer Karls Gebeine ruhn,

In dem hohen Stuhl zu Aachen iſt geſtellt der heilige Stuhl,
Wo der Kaiſer Karl der Große ſelbſt im Leben einſt geruht.

Als man nach dem Tod des Kaiſers zu den Heilgen ihn erhub,
Fand daſelbſt man im Gewölbe ſitzen ihn auf jenem Stuhl.

Da ſaß er, als ob er lebte, angethan, im völlgen Schmuck;
In der rechten Hand des Kaiſers lag das Evangelienbuch.

Alle dort gekrönten Kaiſer, bis auf Franz den Zweiten nur,
Haben dort ſeitdem geſeſſen auf des großen Ahnherrn Stuhl.

Alle dort gekrönten Kaiſer haben abgelegt den Schwur,
Alle bis auf Franz den Zweiten, auf dies Evangelienbuch.

Unter Franz des Zweiten Zepter kam des deutſchen Reichs Verluſt,
Und der Kaiſerdom von Aachen ward verſetzt auf fremden Grund.

Aus der Hand gab Franz der Zweite ſelbſt den deutſchen Kaiſerſchmuck,
Und kein deutſcher Kaiſer ſollte ſitzen mehr auf jenem Stuhl.

Als der Kaiſer der Franzoſen Aachens hohen Dom beſucht,
Hatt er auf den Stuhl des großen Karls ſich dort zu ſetzen Furcht.

Doch das erſte Weib des Korſen ward verſucht von Uebermuth;

Setzte dort im Dom von Aachen sich auf Karls des Großen Stuhl.

Aber Karls des Großen Schatte stieg zuletzt aus seiner Gruft;
Oder ists sein Geist gewesen, der vom Himmel niederfuhr?

Welcher den Franzosenkaiser mit dem breiten Schwerte schlug,
Und den Kaiserstuhl von Aachen wieder bracht auf deutschen Grund.

Sitze, Karol, deutscher Kaiser, wieder nun auf deinem Stuhl,
Angethan mit völligem Schmucke, mit dem Evangelienbuch!

Zeige so dich unsern Augen, zeig auch einen Kaiser uns,
Der dir selbst in deine Hände bald ablege seinen Schwur!

Rückert.

Klagelied Kaiser Otto III.

O Erde, nimm den Müden, den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze, die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume, verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume, die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln mit Händen, minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln bis an des Nordens Haff.

Doch selbst im Seelenreiche harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche begangner Frevel nach;
Vergebens mit Gebeten beschwör ich diesen Bann
Und mir entgegen treten Crescentius und Johann!

Doch nein! die Stolzen beugte mein reuemütbig Flehn;
Ihn welcher mich erzeugte, ihn werd ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe so oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe hab ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde, die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde, steht Heinrich tief bewegt.

Nun fühl ich erst, wie eitel des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig zerstiebt wie ein Atom!
O Welt! du bist so nichtig, du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten den kaiserlichen Staub.
Die mir die Treue brachen, zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl zu Aachen will ich bestattet sein.

Die ächten Palmen wehen nur dort um sein Panier:
Ich hab ihn liegen sehen in seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren, der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen, mir aber gebt Entsatz
Und macht dem Leichenwagen mit euern Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen, das ich so früh gewann
Und legt den thatenlosen zum thatenreichsten Mann.

Platen.

Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft
Sie klagt' ihr bittres Loos,
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr,
Nun zürnst du schrecklich mir.

„O Milon! mein Gemahl so süß
Die Fluth verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geſchwind!
Mein Troſt kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiſ' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab,
Dem wünſche Gottes Dank."

Der König Karl zur Tafel ſaß
Im goldnen Ritterſaal.
Die Diener liefen ohn Unterlaß
Mit Schüſſel und Pokal.

Von Flöten, Saitenſpiel, Geſang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Bertas Einſamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da ſaßen der Bettler viel,
Die labten ſich an Trank und Speiſ
Mehr als am Saitenſpiel.

Der König ſchaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt ſich durch die dichte Meng
Ein feiner Knab herfür.

Des Knaben Kleid iſt wunderbar,
Vielfarb zuſammengeflickt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerſchar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wärs ſein eigen Haus.
Er hebt eine Schüſſel von Tiſches Mitt
Und trägt ſie ſtumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich ſehn?“
Das iſt ein ſondrer Brauch.“
Doch weil ers ruhig läßt geſchehn,
So laſſens die Andern auch.

Es ſtund nur an eine kleine Weil,
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil
Und faßt ſeinen Goldpokal.

„Heida, halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er ſchaut.

Der König erſt gar finſter ſah,
Doch lachen mußt er bald:
„Du trittſt in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmſt die Schüſſel von Königs Tiſch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holſt wie aus dem Brunnen friſch
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurin ſchöpft aus dem Brunnen friſch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fiſch,
Ihr rothen Weines Schaum."

„Iſt deine Mutter ſo edle Dam,
Wie du berühmſt, mein Kind,
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam
Und ſtattlich Hofgeſind?

„Sag an! wer iſt denn ihr Truchſeß?
Sag an! wer iſt ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke, die iſt ihr Schenk."

„Sag an! wer ſind die Wächter treu?"
„Mein Augen blau allſtund."
„Sag an! wer iſt ihr Sänger frei?"
„Der iſt mein rother Mund."

„Die Dam hat wackre Diener, traun!
Doch liebt ſie ſondre Kurrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

„So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei, Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtund nur an eine kleine Weil,
Der König ſchaut in die Fern,
Da kehren ſchon zurück mit Eil
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf Himmel! ſeh ich recht?
Ich hab verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

„Hilf Himmel! Schweſter Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunkſaal reich
Den Bettelſtab in der Hand.“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Berta ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oeҳm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König im milden Ton:
„Steh auf, du Schweſter mein!
Um dieſen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen ſein.“

Frau Berta hebt ſich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten ſoll,
Was du mir Guts gethan.

„Soll werden, ſeinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb von manchem Reich
In ſeinem Banner und Schild.

„Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand,
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Uhland.

Meister Tancho.

In Aachen durch die Gassen, da tönte lustger Braus;
Von Mann und Weib verlassen stand öde jedes Haus,
Mit seinem Hofgelage kam selber Karl zur Schau:
Es war an diesem Tage vollbracht des Domes Bau:

„Gott wird mit Wohlgefallen," begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen, die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleißgen Hände vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle, der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle im Heiligthum erweist.
Mit ihrem frohen Schallen fehlt noch die Glocke hier:
Drum bringet von Sankt Gallen Tancho den Meister mir."

Der Meister ward gerufen und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen drei tausend schwere Pfund,

Und Kupfererz und Eisen hieß er ihm zahlen aus
Und ließ zur Arbeit weisen ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen hielt er vor Jedermann;
Nicht daß die Störung ferne, ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen, da war das Werk vollbracht,
Die Form ward da abgebrochen: Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder, die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglan, die Schilder! dem hohen Meister Heil!"

So flicht dem Künstler Kränze das Volk mit blindem Sinn
Und merket nicht, es glänze ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstufe die Glock und fugt sie ein,
Da grüßt mit neuem Rufe das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge, kein Laut dringt in sein Ohr:
„Nicht liegts an meiner Stärke, die regte Größres schier,
Es liegt wohl an dem Werke: den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt inmitten, im Auge grimme Glut,
Er geht mit schwanken Schritten, er reißt am Seil
mit Wuth.
Ein Prassen und ein Toben dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben und trift den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen, und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen ihm erst die Augen auf:
Es schweiget wie vernichtet; der alte Kaiser spricht:
„Wo Gott, der Herr, gerichtet, da reden Menschen nicht.“

Wolfgang Müller.

Die heilige Adelheid.

(Legende.)

Einst kniet' die heilige Adelheid
Zu Vilich in dem Chor,
Und eine Nonne sang ihr falsch
Das Alte Lied in's Ohr.
Sie blickt nach ihr
Mit ernstem Blick,
Doch Schwester Agnes
Schaut nicht zurück.

Ihr Auge ruhet halb im Traum
Auf einem Edelknecht. —
Er stützt sich finster auf sein Schwert,
Als wollt er in's Gefecht.
Sechs Jahre schon
Hat sie beweint,
Den Todtgeglaubten,
Der nun erscheint.

Er ſieht, umſtrahlt vom Abendlicht,
Ganz ihrem Robert gleich.
Doch trüber iſt dieß Angeſicht
Die Wangen ſind zu bleich.
Er blickt ſo wild
Zu ihr empor,
Daß ſie die Stimme
Bald ganz verlor.

Darob ergrimmt in heil'gem Zorn,
Hebt Adelheid die Hand,
Und gibt ihr einen Backenſtreich,
Daß Hör'n und Seh'n ihr ſchwand.
Sie ſenkt den Blick
Und ſagt kein Wort,
Sie hebt ihn wieder
Und — er iſt fort.

Und, o des Wunders! plötzlich ſüß
Und rein wie Engelslied,
Ein ſanfter, klagender Geſang
Der jungen Bruſt entflieht.
Wie Himmelsluſt
Und ew'ger Schmerz
Tönt es ergreifend
Von Herz zu Herz.

Die Heil'ge braucht die Wunderkraft
An allen Nonnen bald,
Kein falſcher Ton ward mehr gehört

Von jungen oder alt.
Doch keine mehr
Wie Agnes sang
Schad' daß ihr Lied
So bald verklang.

Adelheid v. Stolterfoth.

Der Teufel und der Wind.

Zu Bonn vor den Jesuiten beständig weht der Wind;
Ihr forscht woher das rühre? den Grund weiß jedes Kind.

Und fragt ihr eins, so spricht es und sich nicht lang besinnt:
Es ging einmal spazieren der Teufel mit dem Wind.

Und vor den Jesuiten die Straße Raum gewinnt,
Begann der Feine zu sprechen zu seinem Freund, dem Wind:

„Was der Jesuiten Völkchen im Kloster wohl beginnt?
Du weißt, daß sie hier wohnen und mir befreundet sind.

Willst du ein Weilchen warten, mein lieber Bruder Wind,
So geh ich ihnen bieten einen guten Tag geschwind.

Vor der Jeſuitenkirche blieb harrend ſtehn der Wind,
Ein trat zur Kloſterpforte der Teufel falſchgeſinnt.

Da ſah er ſeine Freude! er guckte ſchier ſich blind:
„Gar wohl gefällt mir Alles, was man hier treibt und ſpinnt.“

Mit Freudenſprüngen fuhr er in ſie hinein geſchwind
Und ließ draußen harren ſeinen lieben Freund, den Wind.

Der harrt und harrt, wie manches Jahrhundert auch verrinnt,
Und wird er ungeduldig, ſo heult er nicht gelind.

Noch ſteht vor den Jeſuiten des Teufels harrt der Wind,
Ob längſt mit ſeinem Freunde ſie ausgewandert ſind.

Sie kehren nimmer wieder, was mancher auch erſinnt;
Doch weit iſt in der Runde berühmt der bönn'ſche Wind.

K. S.

Das hohe Kreuz bei Bonn.

An dem Wege von Bonn nach Godesberg, etwa eine Stunde von der Stadt, erhebt ſich das Hochkreuz. Auf drei Stufen ſteht in drei

Gliederungen in gothischem Styl die vierseitige, 36 Fuß hohe Kreuz-Pyramide mit ihren Nischen, Sockeln und Stabsäulchen, von denen aber die Steinbilder im Lauf der Zeiten verschwunden sind. Dieses Denkmal wurde im 14. Jahrhundert vom Erzbischof Walram von Jülich errichtet, und die Sage knüpft folgende Erzählung an dasselbe. In alten Zeiten hatte ein Ritter auf der Burg Drachenfels zwei Kinder, Walter und Maria, aber auch einen unehelichen Sohn Ebbo. Dieser, der den Namen Löwenburg führte, gewann die Liebe des Fräuleins Maria, und einst traf ihn Walter in dem Burggarten bei seiner Schwester. Er sagte ihm manch hartes Wort und als sich bald darauf die beiden Ritter in der Ebene, wo jetzt das Denkmal steht, begegneten, fand Ebbo seinen Tod durch Walters Schwert. Der Probst vom Apollinarisberg brachte letzterem, dessen Vater längst gestorben war, die schreckliche Nachricht, daß er seinen eigenen Bruder erschlagen habe, und er ließ zur Buße das hohe Kreuz errichten. Nach einer alten Sage sollen die beiden Brüder Ebbo von Hochkirchen gewesen sein, woher auch der Name Hochkirchen oder Hochkreuz abgeleitet wird. Nach einer dritten Sage tödtete hier ein Ritter Huy von dem Klechterhofe bei Friedorf seinen Bruder ohne Verschulden auf der Jagd.

Mal. Rheinland.

Siebengebirge.

Unter den Siebengebirgen hebt sich der Drachenfels mit seinen Ruinen am keckſten am Rhein empor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwieſen, und ihm Menſchenopfer brachten. — Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand ſich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Chriſtin. Sie war von hoher Schönheit, und zwei Anführer ſtritten ſich um ihren Beſitz. Da entſchieden die Aelteſten, daß ſie dem Drachen vorgeworfen werden ſollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entſtünde. — Im weißen Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felſenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an den Baum gebunden, neben welchem ein Stein ſtatt eines Altars ſtand. Vieles Volk hatte ſich in einiger Entfernung verſammelt, dem Schauſpiel zuzuſehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten,

die Jungfrau stand ruhig, und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne stieg jetzt hinter den Bergen hervor, und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrack nicht, — sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch stürzte er sich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu sehen. — Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu, und löst'e die Bande der Jungfrau, und sah mit Erstaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung desselben und alle fielen zur Erde und baten sie, zu den Ihrigen zurückzukehren, und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christenthum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

Aloys Schreiber.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Am Rhein dort steigen felsig, wild und groß
Die sieben Höh'n zum Wolkenreich hinan;
Dem nahen Wald entragt' ein festes Schloß,
Wo Diether hauſt', ein edler Ritersmann.

Lang lebt er auf den heimathlichen Au'n
Und seiner Burg von Schwarzeneck in Ruh':
Da schallt Trompetenklang durch alle Gau'n,
Und mancher eilt der hohen Spira zu.

Wo Bernhard mit der Flammenrede Schwung
Der Ritter Waffen lenkt zum heil'gen Krieg;
Auch Diether folgt, wohin Begeisterung
Ihn ruft, und träumt schon fernen Kampf und Sieg.

Er steigt zu Roß und zieht den Strom hinauf,
Und als am ersten Tag die Sonne schwand,
Nimmt gastlich ihn der alte Burgherr auf
Zu Argenfels, an gold'ner Hügel Rand.

Zwei Töchter hat der Greis: Mathilde, reich
An häuslich frommer Tugend, ernst und mild,
Und Bertha, sanft, der zarten Lilie gleich,
Harmlos und schön, ein wahres Engelbild.

Die Holde weckt bei'm erſten Anblick ſchon
In Diether's Bruſt der Liebe ſuße Gluth:
„Ach!“ ſeufzt er, „wäre nicht der ſchönſte Lohn
Ein ſolches Weib für Treu' und Rittermuth?“

Es ahnet faſt dem edlen Mann, wie nah'
Auch ihm ſchon ſey der Jungfrau fühlend Herz:
Ihn dunkt, daß ſie bei'm Abſchied traurig ſah,
Und er entwallt in Hoffnung, Wonn' und Schmerz.

Ihm folgt das Bild weithin auf ſeinem Zug,
Auf's Meer, nach Aſia's Flur, wo Palmen weh'n;
Zu ihr entſchwebt der Seele heißer Flug
Fern nach des Rheines Thal und Eichenhöh'n.

Der Name·Bertha ſcholl, wenn Diether kühn
Mit ſeiner Schaar in Feindeshaufen drang,
So daß ihn oft die Sarazenen flieh'n,
Und er den ſtolzen Lorbeer ſich errang.

Die hohe Stadt umſchließt der Franken Heer,
Den feſten Wall bedrängend Tag und Nacht;
Doch hält der Feind in muth'ger Gegenwehr,
Und fluthet jetzt heraus mit ſtarker Macht.

Heiß tobt der Kampf, und mancher Tapf're ſinkt;
Auch Diether liegt verwundet dort im Feld,
Und als nun Sieg der Chriſtenfahne winkt,
Iſt ein Gefang'ner ſchon der kühne Held.

Mehr als die Wunde brennt des Innern Schmerz
Im öden Thurm, auf einer Binsenstreu',
Fleht himmelan das tiefgebeugte Herz:
„O heil'ge Macht! Werd' ich des Kerkers frei,

Und ist vergönnt der heimathlichen Au'n
Und meiner holden Bertha Wiederseh'n,
Gelob' ich, dir ein Kirchlein zu erbau'n,
Des Dankes Maal, auf unsers Waldes Höh'n."

Da horch, ein Sturm, horch! Spieß und Schwerterklang!
Die Franken nah'n — es tobt der wilde Streit
Von Mann und Roß die Gassen schon entlang:
Errungen ist die Stadt und er befreit.

Er preißt den Himmel, denkt der heil'gen Pflicht,
Und kaum genesen eilt sein Schritt an's Meer;
Bald fährt er hin im rosenfarb'nen Licht,
Und sanfte Winde weh'n von Osten her.

Schon grüßet er Venedig's reichen Strand,
Eilt über Alpen, Fluren, Ström', und sieht
Mit Thränen jetzt das theure Vaterland,
Und seinen Rhein, vom jungen Lenz umblüht.

Im frohen Muth beflügelt er sein Roß;
Die Liebe lenkt nach Arzenfels den Lauf.
Doch Schrecken, ha! in Trümmern liegt das Schloß;
Laut pocht sein Herz — er steigt den Berg hinauf.

Ach, was erblickt sein Aug'? Verwüstung nur,
Auf öden Mauern hohes Gras: er streicht
Voll Angst umher — von Menschen keine Spur!
Nur Eulen flattern aus der Kluft gescheucht.

Wie blitzgetroffen wankt der Ritter, geht
Hinab — als jetzt auf einer Wies', ihm nah',
Ein alter Hirt mit seinen Ziegen steht;
Dem ruft er schnell: „Sag', Freund, was hier
geschah!"

O Herr, versetzt der Mann, da ging es schwer!
Der wilde Meno, unsers Burgherrn Feind,
Rückt' an mit Uebermacht; es sank dem Speer
Der muth'ge Greis, von allen rings beweint.

Doch fiel im Streit auch jener Bösewicht;
Von seiner Rotte ward die Burg zerstört!
Die guten Fräulein — ach! man hat noch nicht,
Wohin sie kamen, hier im Land gehört."

Ein Dolchstich für des Ritters Herz! Er eilt
Nach Schwarzeneck in unnennbarem Gram:
„Nie," klagt er, „wird die Wunde mir geheilt,
Die alle Hoffnung, alle Freude nahm!

Warum doch war ich fern von diesem Strand?
Mein Arm — gebeugt hätt' er der Feinde Wuth;
O wär' ich dort im Palästin'schen Land
Gefallen in des Heldenkampfes Glut!"

Noch öder scheint ihm jetzt in solchem Leid
Die heim'sche Burg, als Argenfels zu seyn,
Und er beschließt, der frommen Einsamkeit
Im abgeleg'nen Thale sich zu weih'n.

Schon irrt er hin auf mancher wilden Bahn,
Die Waffen mit dem här'nen Kleid vertauscht,
Und kommt, ihm unbewußt, am Stromberg an,
Den bis zum Gipfel hoher Wald umrauscht.

Da sieht er eine Klause tief im Hain,
Und neben ihr ein steinern Kreuz erhöht;
Vor diesem kniet in Siedlertracht allein
Ein Mädchen still und weinend im Gebet.

Der Zell' entwallt ein süßer Rosenduft:
Er naht der Jungfrau sacht', es klopft sein Herz;
Sie blickt herum, und „Bertha! Bertha!" ruft
Er laut — o Wiederseh'n! o Wonn' und Schmerz!

Der Rittersmann erzählt, wie ihn das Leid
Um sie gelenkt in dieses Waldrevier;
Und thränend spricht zu ihm die junge Maid:
„Schon lange bin ich mit der Schwester hier.

Als Argenfels ein schnöder Feind umdrang,
Hieß uns, geführt vom alten treuen Knecht,
Der Vater flieh'n durch den verborg'nen Gang;
Ein Köhler und sein Weib, die schlicht und recht,

Hier hausen, fern vom Strande, tief im Wald,
Sie nahmen gern uns auf in Angst und Noth,

Als auch die jammervolle Kund' erſchallt,
Verheert ſey unſer Schloß, der Vater todt!

Wir gaben, was uns blieb an Schmuck und Geld,
Und ließen hier der Andacht Sitz erbau'n,
Vereint mit dieſem kleinen Gartenfeld,
Um nie die Welt, die böſe, mehr zu ſchau'n."

Da tritt die gute Schweſter auch herzu,
Und grüßet ihn; es ſpricht der edle Mann:
„O Fräulein, kommt auf meine Burg, wo Ruh'
Euch werden ſoll und aller Schutz fortan!

Und — Bertha! Wollt als Gattin Ihr mein Loos
Verſchönen? Darf mein Herz —" Die Jungfrau ſchmiegt
Erröthend ſich an ihrer Schweſter Schoos:
Die Liebe hat, die Treue hat geſiegt!

Bald wird im Land kein ſeligeres Paar,
Als Diether und ſein holdes Weib, geſeh'n;
Mathilde doch will wohnen immerdar
In frommer Einſamkeit auf dieſen Höh'n.

Da ließ er bauen ihr das Kirchlein dort
Und ein geräumig Haus zum Aufenthalt:
Auch ruht ihr Staub an jenem ſtillen Ort,
Wohin noch oft die Schaar der Beter wallt.

Karl Geib.

Der Ring.

Von einem Ritter von Drachenfels erzäh
man ſich folgende Sage: Als einſt die Ritter
ſchaft des Landes verſammelt war und Jede
die Koſtbarkeit der Edelſteine in ſeinen Ringe
rühmte, zog der von Drachenfels auch ſeine
Ring hervor, in welchem er ein Stückche
von den Hauſteinen ſeines Berges ſorgfälti
hatte einfaſſen laſſen und pries denſelben al
etwas ganz beſonders Koſtbares. Als ih
nun alle drob verhöhnten, ſagte der Eigen
thümer: „Wenn auch dieſer Stein kein glän
zendes Anſehen hat, ſo ſchätze ich ihn doc
mehr, als alle Eure Edelſteine zuſammen, di
Euch keinen Nutzen bringen, dieſe aber, (in
dem er auf den Stein zeigte) bringt mir vo
den kölniſchen Domherren zur Erbauung ihre
Kirche jährlich viele hundert Gulden ein.“

Mal. Rheinland.

Die Wolkenburg.

Nach der Sage hatte ein Ritter von Wol
kenburg eine einzige Tochter Hedwig, deren
Liebe ein fahrender Sänger gewann. De

Vater hielt Kunde von diesem Verhältniß, und brachte sie in das ferngelegene Kloster Anna-Zell, wo sie den Schleier nehmen mußte. Ihr Geliebter hatte jedoch ihre Spur gefunden, und entführte sie. Am Ufer des Rheins begegnete das flüchtige Paar dem Vater Hedwigs. Sie stürzte mit den Worten: „Vater, Du treibst mich in den Tod!“ in die Fluthen, ihr folgte der Geliebte, und bald hatten die Wellen beide verschlungen. Der unglückliche Ritter von Wolkenburg erbaute sich am Strande, wo er die Tochter verloren hatte, eine Klause, und suchte den Lebensfrieden, den er verloren, in frommem Gebete.

Mal. Rheinland.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch wurde, indem er über die Geheimnisse des Daseins nachdachte, von vielfachen Zweifeln bedrängt. Die biblischen Worte: „Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!“ beschäftigten ihn einst, als er in dem Klostergarten umher wandelte. Er vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken, verließ den Garten, und erging sich eine Zeit

lang in den benachbarten Felsengründen. Als er das Vesperglöcklein läuten hörte, eilte er schnell zurück, und klopfte an die Klosterpforte. Ein ihm unbekannter Bruder öffnete, und fragte, über sein wildes Ansehen und seine fremdartige Kleidung erstaunt, nach seinem Begehr. Er gab keine Antwort, und eilte nach der Kirche, um nicht zu spät zu kommen, aber seine Stelle war schon durch einen Andern eingenommen, und von allen Mönchen, die rings im Chor die Vesper sangen, war ihm kein einziger bekannt. Er fiel den andern Brüdern eben so sehr auf, als dem Pförtner. Als er sich nannte, erinnerte sich keiner des Namens, und erst aus der Chronik des Klosters sah man, daß der letzte, der ihn führte, vor 300 Jahren im Walde verschwunden sei.

Mal. Rheinland.

Burg Rosenau.

Auf dem südwestlichen Gipfel der Rosenau soll früher eine Burg gestanden haben, von der sich ebenfalls noch eine Sage erhalten hat.

Ein junger Ritter von Elz sah Fräulein

Rosa von Rosenau in der Kirche zu Heisterbach. Er bat um ihre Hand, nachdem er ihr Herz gewonnen hatte, und der alte Ritter gab gern seinen Segen zu einer ehrenwerthen Verbindung. Am Vorabend der Vermählung war die Braut nach dem Rosenauer Kreuze gegangen, um zu beten. Das Fräulein erschien nicht wieder, und vergebens suchte man sie im ganzen Gebirge auf. Der Vater wurde eine Beute des Grams. Eines Abends zog der junge Ritter von Eltz, der nur Trost in seinem Schmerz fand, wenn er in den ihm so theuren Gegenden umher irrte, durch die Bergschlucht am Heisterbacher Kloster. Seine Hunde blieben plötzlich laut bellend vor einer Mauerlücke stehen. Er horchte auf, und vernahm ein Stöhnen und Wimmern aus der Tiefe. Die Stimme war ihm bekannt; es war die seiner verloren geglaubten Braut. Noch in derselben Nacht bahnte er sich einen Eingang in das unterirdische Gefängniß, und des Herzens Ahnen hatte ihn nicht getäuscht; er fand die Geliebte wieder.

Mal. Rheinland.

Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, streifte einst von Ingelheim am Rhein

hinab, um die schönen Gegenden im Frühlings-
schmuck zu sehen.

Abends kam er auf eine Burg, wo er um
Nachtlager bat, und mit treuherziger Gast-
freundschaft aufgenommen wurde. Der Burg-
herr schüttelte ihm freundlich die Hand, wie
einem alten Bekannten, und seine Tochter holte
alsbald Wein und Brod herbei, und füllte einen
schönen gläsernen Pokal, worauf das Wappen
des Burgherrn gar künstlich in Farben zu sehen
war. Als nun die Jungfrau vor ihm stand
in aller Schönheit und Anmuth, und mit züch-
tigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da
ergriff es ihn gar sonderbar, und seine Hand
zitterte, indem er das Glas nahm, und er
wurde darob glühend roth. Da dachte er bei
sich: das ist dir nie vor dem Feinde geschehen,
und selbst unter den Säbeln der Sarazenen
nicht, und schnell ermannte er sich wieder, und
wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut
Bescheid zu geben. Aber die ganze Nacht
durch stand das Bild der Jungfrau vor ihm,
und er schlief nur wenige Stunden. Des
Morgens beim Abschied fragte ihn der Burg-
herr nach seinem Namen. Roland schämte
sich fast, ihn zu sagen, denn es war damit
gar großer Ruhm verbunden, und das Volk
sang viele Lieder von seinen Thaten. Der
alte Ritter war höchlich erfreut, einen solchen
Gast bei sich zu haben, und bat ihn, noch

einen Tag zu bleiben. Die sittsame Hildegund sagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht's ihr wohl ansehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und seiner Liebe wuchsen die Schwingen so schnell, daß sie muthig wurden. Bald gab es auch eine günstige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand die Jungfrau, wie sie unter einem Apfelbaume saß, die Hände gefaltet, als ob sie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele sein, das sah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Gebehrdung. — Roland ging auf sie zu, und wußte nicht recht ein Gespräch anzuknüpfen. Die schöne Hildegunde sah eine Rosenknospe am Boden liegen, und hob sie auf. Roland bat sie darum. Bis jetzt, sagte er, schmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und Tugend ihrer Fräulein sprechen, muß ich die Augen niederschlagen und schweigen. — Die Jungfrau erröthete, schaute ihn an, überrascht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihm die Rose geben, ließ aber schnell den Arm wieder sinken. Rolands Auge flehte so innig und doch so bescheiden, daß sie ihm die Rose darreichte mit den Worten: das Schöne vergeht schnell.

— Roland wagte es jetzt, von seiner Liebe zu reden, und Hildegund gestand ihm, mehr mit Blicken als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Sie gelobten sich ewige Treue, und Roland versprach gleich nach dem bevorstehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und sie heimzuführen als seine Hausfrau. — Der Abschied der Liebenden war still und schmerzlich. Sie schieden mit einem Händedruck, und was sie sich hätten sagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf die Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er sich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, sangen seine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verflossen, und die Nachricht von einem Fremden verbreitete sich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karls Heer gedient, und Hildegund erkundigte sich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden. — Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. Im stummen Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleier nehmen zu

dürfen, und ging in das Kloſter auf den Frauenwerth. Der Biſchof, in deſſen Sprengel das Kloſter gehörte, war ein Verwandter ihres Hauſes, und geſtattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen, und nach drei Monaten ſchon, das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um ſie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlſtatt liegen geblieben, aber doch wieder zu ſich gekommen, und durch ſorgſame Pflege ſeiner Wunden geneſen. Als er hörte, was vorgegangen, warf er ſeine Waffen von ſich, und ließ eine Klauſe bauen auf dem Fels, der ſeitdem Rolandseck heißt, an deſſen Fuß der Frauenwerth im Rhein liegt. Da ſaß er vier Tage lang vor der Thür ſeiner Einſiedelei, und ſah herab auf das Kloſter, in welchem ſeine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, ſtand er auf von dem Lager, und ging hinaus, den Chorgeſang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterſcheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einſames Licht in einer Zelle ſchimmern ſah, glaubte er, es ſey Hildegunde, die für ihn bete.

Zwei Jahren gingen ſo vorüber, und der Gram hatte bereits die beſte Kraft ſeines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbſt-

morgen ſchaute er herab auf das Kloſter, wie gewöhnlich, und ſah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüſterte: Es iſt für Hildegunden. Er ſchickte einen Boten in das Kloſter, und erfuhr, daß ſie vollendet habe. Er ſah ſie einſenken in die kühle Ruheſtatt, und hörte das ſchauerliche Requiem ſingen, den letzten Abſchied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte ſein Leben, und man fand ihn vor ſeiner Klauſe ſitzen, ſtarr und todt, und die Augen nach dem Kloſter gewendet.

Aloys Schreiber.

Der letzte Ritter von Altenahr.

O ſchwarze Nacht, o ſchwarze Nacht,
Du wandelſt ſtill durch öde Mauern,
Worin ein Herz allein noch wacht,
Die Andern alle nicht mehr trauern.

Dort ſaß der Herr von Altenahr
Verlaſſen in dem Hochgemache,
An ſeines Weibes Todtenbahr,
Und ſchwor in ſtummer Ohnmacht Rache.

Die Thränen troffen in den Bart,
Das Herz ſchlug ihm in lauten Schallen,
Dahin war, was er heiß und zart
Auf dieſer Welt geliebt vor Allen.

Sie ſtarb ſo jung in Hungersnoth,
So ſchmerzenvoll iſt ſie geſtorben,
Kein Prieſtertroſt vor ihrem Tod —
Rings Alles iſt im Schloß verdorben.

Sein letztes Glück verſank in Nacht,
Sein höchſtes Kleinod gieng verloren —
Und draußen toll und trunken lacht
Der Feind gelagert vor den Thoren.

„Fluch ihm!“ rief der von Altenahr,
Und ſtieg zum Waffenſaal hernieder,
Stülpte ſich den Silberhelm aufs Haar
Und ſchnallte den Panzer um die Glieder.

Drauf — als die Nacht entwichen war,
So ſtolz und froh ward ihm zu Sinne,
Da tritt der Herr von Altenahr
Auf ſeiner Feſte höchſten Zinne.

Das Morgenroth umglüht das Schloß,
Süß klang im Wald der Vöglein Stimme,
Da ſaß er hoch auf ſchwarzem Roß
Und rief zum Feind hinab im Grimme:

„Schau auf, ſchau her, du ſchnöder Troß,
Ich will mich wahrlich dir ergeben,
Nimm hin, nimm hin, mein ſchönes Schloß,
Darf ſchonen drin kein Menſchleben! —

„Dir aber, grüner Heimathfluß,
Der du dich unten ſchlingſt und windeſt,
Dir geb ich meinen letzten Gruß,
Daß du mich mit dem Lieb verbindeſt!

„Fahr wohl auch, theures Vaterhaus,
Wo ich erwuchs in Rittermuthe!
Fahr wohl, o Welt von Gram und Graus!
Ich netz' die Fluth mit meinem Blute."

Er ſpornt ſein Roß und lag im Nu
Zerſchmettert auf dem grünen Grunde;
Blöd ſtaunend ſah der Feind ihm zu — —
Weithin erſcholl die Heldenkunde.

H. Püttmann.

Kaiſer Heinrich IV. zu Hammerſtein.

Auf ſeiner hohen Veſte ſitzt Wolf von Hammerſtein,
So ruht auf ſeinem Neſte der Aar im Abendſchein,
So ruht in ſeiner Höhle der alte Löwe ſtill,
Der nimmer in die Wälder zum Kampfe ziehen will.

Einſt trug er ſtolz im Streite des deutſchen Reichs Panier,
Und trotzte ſeinen Feinden mit offnem Helmviſier,
Und zog mit Kaiſer Heinrich getreu von Land zu Land,
Als Sieger und Beſiegter, als Rächer und verbannt.

Oft denkt er noch mit Grauen an jenen Wintertag,
Wo Heinrich in Kanoſſa beinah der Schmach erlag;
Dann aber denkt er wieder mit alter Jugendgluth,
Wie ſie zuſammen ſiegten ob aller Feinde Wuth.

Und oftmals vor die Seele ſchwebt ihm ein ſanftes Bild:
Des Kaiſers hohe Herrin, ſo treu, ſo gut und mild.
Nach manchem bittern Schmerze, den ihr einſt Heinrich gab,
Liegt ſie in ſelgem Frieden ſchon lang im ſtillen Grab.

Noch aber kämpft der Kaiſer mit Zeit, Geſchick und Welt;
Doch längſt auf ſeiner Veſte ruht Wolf, der greiſe Held.
Weiß iſt ſein Haar geworden und ſchwach die tapfre Hand,
Drum ſieht er oft mit Trauer weit über Strom und Land.

Denn ach! vergebens ſchauet ſein trüber Blick hinaus,
Kein Adlerknabe ſchwingt ſich gleich ihm, durch Sturmesgraus,
Kein junger Löwe ſtreitet nun mit der Feinde Schaar
Und bringt den Preis des Sieges dem alten Löwen dar.

O Gram des ſtolzen Herzens! nur Töchter nennt er ſein,
Die ſchönſten Schweſterroſen, erblüht am weiten Rhein.
Nur ſelten mag ihn freuen ihr anmuthvolles Bild,
Und wieder hören beide die Rede rauh und wild:

„Hinweg, hinweg den Rocken, die Spindel aus der Hand:
Willſt du von dannen ziehen und ſpinnſt dein Braut-
gewand?“
„Ich ſpinne dir den Mantel, mein Vater lieb und traut,
So lange du mich liebeſt mag ich nicht werden Braut.“ —

„Fort mit der Weberſpule, webſt du mein Todtenkleid?“
„Ich webe dir, lieber Vater, ein ſchönes Feierkleid.
O ſprich nicht mehr vom Sterben, ſonſt muß ich
weinen gleich,
Du ſollſt nicht von uns gehen, und wärs ins Him-
melreich.“

„Ja wärt ihr tapfre Söhne, blieb ich bei euch mit Luſt,
Drückt' euch mit Stolz und Freude an die getreue Bruſt.
Doch ſchwache Weiber ſeid ihr, gebannt in engen Kreis,
Und mein Geſchlecht verblühet, ich bin ſein letztes Reis.“

Er ſagts und ſchaut vom Söller mit einem finſtern Blick,
In unmuthvoller Seele beklagend ſein Geſchick.
Schon ſinket Nacht hernieder und hüllt die Fernen ein,
Der Sturm durchheult die Lüfte und drunten brauſt
der Rhein.

„Horcht! an der hohen Pforte, wer klopft ſo ſpät
noch an? —
„Macht auf, macht auf! Herr Ritter, eh die Ver-
folger nahn.“
Da thun ſich auf die Hallen, zwei Pilger treten ein;
Am Eingang bleibt der eine, wer mag der andre ſein?

Er ſinkt erſchöpft zuſammen und ſeufzt und klaget laut,
Daß es den holden Mägdlein vor ſolchem Gaſte graut. —
Doch als er endlich wieder das greiſe Haupt erhebt,
Da beugt der alte Ritter vor ihm das Haupt und bebt.

Er ruft: „Mein Herr und Kaiſer, was iſt mit dir geſchehn!
Ich ſeh nicht mehr den Purpur von deinen Schultern wehn;
Ich ſeh nicht mehr die Krone auf deinem theuern Haupt:
Hat dich der Feind geſchlagen und frevelhaft beraubt?“ —

„Ach, theurer Waffenbruder, mich hielt ein grimmer Feind
In Kerkernacht gefangen, wo nie die Sonne ſcheint.
Dann raubt er mir den Purpur, ſtieß mich hinab vom Thron:
Und — weißt du ſeinen Namen? der Räuber iſt — mein Sohn.“

Er deckt mit beiden Händen das bleiche Angeſicht,
Doch Wolf erhebt ſich ſchweigend, vor ſeinem Aug wird Licht:
Er fühlt ſich ſanft umſchlungen von ſeiner Töchter Arm,
Er fühlt auf ſeinen Händen auch eine Thräne warm.

„Wohl dir!“ ſagt Kaiſer Heinrich mit ſanfter Stimme nun,
„Du wirſt an treuen Herzen zur letzten Stunde ruhn.
„Kein Sohn erſehnt dein Erbe mit wilder Ungeduld
Und fügt zum ſtillen Wunſche vielleicht die offne Schuld.“

„Doch auf! — und ohne Säumen entsende Boten aus;
Noch stehet Köln in Treue zum alten Kaiserhaus.
Und morgen mit der Sonne zieh ich hinab an Rhein,
Und bald zum letzten Kampfe will ich gerüstet sein."

Er schweigt und sinkt aufs Lager zur langentbehrten Ruh,
Bald schließt ein sanfter Schlummer die müden Augen zu.
Und Wolf drückt seine Töchter ans Herz, zur guten Nacht. —
Dann hält er bei dem Schläfer getreue Ritterwacht.

A. v. Stolterfoth.

Entstehung der Abtei Laach.

Welch sonnengoldner Himmel! welch himmlischer Maientag;
Im bläulichen See bespiegelt sich die Abtei von Laach;
Mit sechs stolzragenden Thürmen schließt sie das Felsenmeer,
Hört wer sie hat erbauet; hört, wem's geschah zur Ehr'.

Das war der Pfalzgraf zu Aachen, Herr Heinrich der Zweite von Laach,
Der seiner Gattin Adelheid in treuer Liebe pflag.
Durch Himmelsminne verklärten sie noch die irdische Gluth,
Und ehrten die Gottesmutter in Herz und hehen Muth.

Und ihr zu gründen ein hohes, ein stattlich prangendes Haus,
Dort von der Erde Mühen zu ruhn in Frieden aus,
Das hatte sie beschlossen schon längst in frommem Sinn.
Der Finger des Himmels selber wies sie zur Stätte hin.

Wo, buntbepflanzt, hochwaldig, sich dehnt der Kessel des Sees,
Der, daß er immer lebe, oft meldet durch laut Getös,
Da sah, von seiner Burg aus, das hehre Ehepaar
Einst ein erhabnes Zeichen am Himmel hell und klar.

Denn, als der Abend dämmerte, schwamm plötzlich das Wiesenthal,
Der westliche Hügel, der Spiegel der Fluth im goldnen Strahl,
Vieltausend Lichter und Flämmchen erhellten Tiefe und Höh,
Und wunderbare Klänge umbebten melodisch den See.

Das war ein Zeichen von Droben! Dem Zeichen folgten sie nach,
Und bald, zum Dienst Mariens, stand dort die Kirche von Laach,
Und bald das stille Kloster, wo Benediktiner so lang,
Gastfreundlich, gewirkt für Glauben, für Wissen, Kunst und Gesang.

J. V. Rousseau.

Das verſunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine liegt eine tiefe See;
E ..er wie die iſt keine unter des Himmels Höh.
Einſt lag auf einer Inſel mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel es tief hinunter ſchoß.

Da ſindt nicht Grund noch Boden der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem ziehet hinab der Schlund. —
So ſchritten zween Wandrer zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein Andrer, bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen, ſo habet deſſen Dank.
Ich wandre ſchon ſeit Jahren die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren in meines Herzens Schrein."

Der Jüngſte von den Zween bereit der Frage war.
Er ſprach: das ſoll geſchehen, ſo wie ichs hörte zwar.
Als noch die Burgen ſtunden lebt da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden grämt' er den ſtolzen Muth.

Warum er das muß dulden hat keiner noch geſagt;
Ob alter Väter Schulden ihm das Gericht gebracht;
Ob eigne Miſſethaten ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen in offnen Grabes Mund.

So sprach von jenen Leiden der jüngste an dem Ort;
Der Fremdling dankt den Beiden als traut er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: Mit nichten, wie sprachst du falsch, mein Sohn,
Es soll der Mensch nicht richten, findt jeder seinen Lohn.

Wahr ists, es hausen Geister da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister, wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder war ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer, all Freude weit verbannt.
Und des Gesanges Klagen sind seine einzge Lust;
Nur diese Wellen schlagen einsam an seine Brust.

Wohl jener Wasser drunten sind voller Klag und Schmerz;
Stets einsam wohnt dort unten wem sie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen steht lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet, die Zukunft wird uns hell,
Und was den Menschen bindet geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermutswogen das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen die Bande dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister durch Neid zu ihrem Grab
Ihn des Gesanges Meister zogen den Schlund hinab.

Wir sehn wie jedes Schöne des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen, klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen, flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte, so haßt das Irdsche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte, zieht es ihn schmeichelnd hin.

So treten nun die Dreie tiefer in dunkeln Wald;
Wie er des Danks sie zeihe, ersinnt der Fremd alsbald:
„Und liebt ihr denn Gesänge, ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge erfreun euch alsogleich.“

Es hebt von allen Seiten Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von weitem, bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen brichts überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd ist nicht zu sehen doch scheint ein Riesenbild
Fern übern See zu gehen wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen sehn sie, die ihm nach schaun,
Rauschen empor die Wogen, sehn es mit Lust und Graun.

Fr. Schlegel.

Die heilige Genofeva.

Eine gute Stunde vom Kloster Laach, hinter Niedermendig, liegt die Meierei Frauen-

kirch mit einer Kapelle, wo der Sage nach die heilige Genofeva begraben liegen soll. Diese Legende wurde häufig zum Stoff poetischer Bearbeitung gewählt. Unter Karl Martell, oder nach andern während der Regierung des Erzbischofs Hillin in Trier, verwaltete der Graf Siegfried den Gau von Maifeld, der sich von Kapellen bis hinter Andernach erstreckte. Der Graf vertraute, als er nach Palästina zum Kampfe gegen die Ungläubigen zog, seine schöne Gemahlin, Genofeva, eine Prinzessin von Brabant, dem Schutze seines Hausbofmeisters Golo an. Dieser machte seiner Gebieterin ehrlose Anträge, und als er mit Verachtung zurückgewiesen ward, verwandelte sich seine Liebe in Rache. Er verläumdete sie bei ihrem zurückgekehrten Gatten als eine Ehebrecherin und Siegfried hielt sie für schuldig, um so mehr, da sie während seiner Abwesenheit mit einem Knäblein niedergekommen war. Er gab Befehl, sie und ihren Sohn zu ermorden. Der Knecht, welcher diesen Auftrag erhielt, rettete jedoch Beider Leben, und Genofeva flüchtete sich in die Wildnisse des Ardenner-Waldes, wo sie den Knaben einer Rehkuh überließ, da Elend und Hunger sie außer Stand setzten, ihm die mütterliche Nahrung an ihrer Brust zu geben. Ihr Gemahl verfolgte einst jenes Thier auf der Jagd in dem Walde, und gelangte zu der

Höhle, in welcher Genofeva, die sich nur von Wurzeln und Kräutern ernährt hatte, ihre Zuflucht fand. Er erkannte sie, wurde von ihrer Unschuld überzeugt, führte sie und ihren Sohn nach seiner Burg zurück, bestrafte den Verläumder und lebte noch lange glücklich mit ihr. Nach ihrem Tode ward sie unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und sowohl bei der Höhle, wo Siegfried sie fand, als zu Andernach, wurden Kirchen erbaut, wo man ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt.

Mal. Rheinland.

Die Pfalzgräfin Genofeva.

1.

Der Knecht hat verrathen des Grafen Weib,
Dem Tode geweiht den reinen Leib.

Sie leidet geduldig die herbe Qual.
„O Gott, verschone nur meinen Gemahl!"

Man schleppt sie Nachts von dem Schlosse hinaus:
„O Gott, bewahre nur dieses Haus!"

Sie blickt zu den Sternen am Himmelsdom,
Die spiegeln sich wieder im blinkenden Strom.

Man führt sie über die Brücke hinweg,
Da bleibt sie stehn auf dem schmalen Steg.

Den Trauring zieht sie vom Finger und wirft
Ihn in's Wasser, das ihn gierig verschlürft.

„So geb' ich meinem Herrn die Treu
Und sein Versprechen zurück auf's Neu:"

„Daß seine Blutschuld geringer sei,
Und er von allen Banden frei!"

2.

Gott hat Genofeva's Unschuld bewährt,
Sie kehrt zurück zu dem heimischen Heerd.

Der Pfalzgraf führet sie heim aus dem Wald,
Sie kommen zum Strom, da machen sie Halt.

„Auf, Knechte, schlagt am Wasser mein Zelt,
Die Zeit ist da, wo man Mittag hält."

Da treten zwei Fischer heran zum Tisch,
Verehren dem Herrn einen riesigen Fisch.

„Ich danke, wir woll'n ihn verzehren sogleich."
Man schlachtet ihn alsobald im Gesträuch.

„Schaut, Herr, im Magen des Fisches war
Verwachsen dies Ringlein hold und klar.“ —

„Mein Trauring! O Himmel, ich kenn' ihn genau!
Empfang' ihn wieder du heilige Frau!“

„Der Herr, der im Leid dich beseelt und gestählt,
Hat durch ein Wunder auf's Neu uns vermählt.“

J. B. Rousseau.

Korporal Spohn.

Man kennt in Koblenz und im Thal
Noch Spohn, den großen Korporal.

Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
Verdient er wohl ein Monument?

Der Spohn war ein getreuer Mann,
Getreuern Niemand finden kann.

Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
Sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hatt in der Dreikaiserschlacht
Sich vorgewagt mit Unbedacht.

Da ward er plötzlich angesprengt,
Von Feinden rechts und links bedrängt.

Kosacken sinds, auf schnellem Roß
Entflieht der Kaiser vor dem Troß.

Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt:
Der Kaiser ist des Lebens quitt.

Das sah der Spohn, der war nicht faul:
„Herr Kaiser," rief er, „mir den Gaul,

Mir den berühmten, eckgen Hut,
Flieht, eure Rolle spiel ich gut."

Zur Erde sprang Napoleon,
Auf seinem Schimmel saß der Spohn.

Den eckgen Hut wohl auf dem Haupt;
Der Feind sich nicht betrogen glaubt.

Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
Und sieht zu spät, daß er mißlang.

Als sie den Korporal nur schaun,
Da ward der Spohn zusammengehaun.

Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
Hatt einen Korporalshut auf.

Von dieſer Zeit, hört ich einmal,
Hieß er der kleine Korporal.

Der große Korporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

K. S.

Heinrich und Bertha.

„Der Lenz weht an den Bergen hin
Lacht aus des Himmels Bläue:
Ach Heinrich, mahnt dich nicht dein Sinn?
Dein harret die Getreue.
Du klarer Strom, du blickſt ſo gut:
Welch feige Furcht! Es darf der Flut
Die Liebe kühn vertrauen.

Und in dem Nachen ſtand ſie bald,
Der Fährmann lenkt das Steuer;
Das Segel friſch im Winde wallt.
Im Aug des Herzens Feuer,
Fliegt ſie vorbei der Höhen Kranz
Hinab im leichten Wellentanz,
Hinab die Schmeichelwogen.

Wo frei die Moſel, eine Braut,
Dem Rhein entgegeneilet,
Iſt eine Brücke ſtolz erbaut:
Da wars, wo Heinrich weilet.

Da ſtand er ſinnend früh und ſpät,
Sein Blick zur trauten Ferne ſpäht,
Wo ſeine Bertha wohnet.

Und wie er weithin ſchaut den Kahn,
Und ſieht das Mägdlein prangen,
Hauchts ihn mit Ahnungswonnen an,
Heiß brennen ſeine Wangen.
Die Holde hat er jetzt erkannt,
Ach! Erd und Himmel floh und ſchwand
Vor des Entzückten Sinnen.

Welch ſelger Willkomm hin und her!
Welch Grüßen, ſüßes Winken!
Der Jungfrau Herz trägt es nicht mehr,
Die vollen Thränen ſinken.
Die Schiffer ſtaunen ſtill, gebannt,
Das Ruder fällt aus ihrer Hand,
Der Nachen ſpielend treibet.

O weh! o weh! o habet Acht,
Ihr läßigen Geſellen!
Schon faſſet euch des Strudels Macht,
Das Schiff wird euch zerſchellen.
Hilf Himmel, rett uns aus der Noth!
Hart gen den Felſen prallt das Boot,
Zerkracht im Umſturz kreiſend.

Ein jäher Angſtruf ſcholl empor,
Scholl von dem Ufer wieder,
Der dumpfe Abgrund rauſcht' und gohr,
Reißt ſeine Beute nieder.

Die Jungfrau aus der tückſchen Gruft
Schaut bleich hinauf und ſinkt und ruft
Des theuern Jünglings Namen.

Dem ſchnüret das Entſetzen kalt
Die treue Bruſt zuſammen,
Er fühlt der Liebe Allgewalt
Und der Verzweiflung Flammen.
Und ſturmſchnell mit entſchloßnem Muth
Schwingt er ſich in die dräunde Fluth
Hoch von der Brücke Rande.

Und glücklich nahet er dem Strand,
Sein Lieb in ſtarken Armen;
Der Ohnmacht Todesſchlummer ſchwand,
Sie muß an ihm erwarmen;
Sie ſchlägt die Wimpern auf, erblickt
Gerettet ſich, und ſieht entzückt
Ach! Heinrich ihren Retter.

Wie glühen beide, Bruſt an Bruſt,
Im trunknen Herzen Himmel!
Ein jedes Auge ſchwimmt in Luſt,
Laut jauchzt des Volks Gewimmel:
Und Segen ruft ein jeder Mund
So treuer Seelen heilgem Bund
Und preiſt die hohe Minne.

Fr. Oebecke.

St. Ritza.

Jenſeits Coblenz wohnte Ritza
Einſam von der Welt geſchieden,
Jenes frommen Ludwigs Tochter,
Aber frommer ſelbſt als dieſer.
Immer Morgens, wenn die Glocken
In St. Caſtors Kirche riefen,
Schritt ſie auf des Rheines Wellen
Freudig hin, vor Gott zu knieen.
Gerne trugen ſie die Wellen,
Denn ihr Herz war reich an Frieden,
Und im gläubigen Gemüthe
Wuchs ihr nur Vertrau'n und Liebe.
Berge könntet ihr verſetzen,
Hättet ihr Vertrau'n und Liebe,
Ueber Meere ſicher wandeln,
Wär' euch Zuverſicht beſchieden.
Alſo ging die fromme Ritza,
Wie auf ſalz'ger Fluth die Riele,
Und des Rheines Schmeichelwogen
Freundlich ihren Fuß umſpielten;
Trock'nen Fußes ging ſie täglich
Nach St. Caſtor und hin wieder,
Und verdoppelt blickt' ihr Antlitz
Aus des Stromes glattem Spiegel.

Aber einſt, da wildgehoben
War die Fluth, und Stürme bliesen,
Wollte Zagen ſie beſchleichen,
Zweifel ihren Muth beſiegen.
Standen Reben da am Ufer,
Sich um Kieferpfähle ſchmiegend,
Riß ſie einen aus der Erde,
Daß er ihr zum Stabe diene;
Setzt den Fuß dann auf die Welle,
Und die Welle will ſie wiegen,
Aber nur dem Pfahl vertrauend
Hält ſie ängſtlich ſich an dieſen:
Sieh, da ſinkt ihr Fuß zu Grunde
Und der Stab verſagt die Dienſte,
Waſſer ſpult um Knie und Hüfte
Und noch ſinkt ſie tief und tiefer.

Da in Todesnöthen dachte
Sie des Heilands, der gebieten
Kann dem Sturme ſich zu legen,
Und der Fluth gemach zu fließen.
Aus den hochgehobnen Händen
Schleudert ſie den Schaft der Kiefer,
Streckt ſie flehend zum Erlöſer
Reues Glaubens voll, und ſiehe,
Wieder heben ſie die Wogen,
Und der wilden Fluth entſtiegen
Tritt ſie mit dem Fuß die Welle,
Schreitet fürder triumphirend,
Und geſtärkt im Glaubensmuthe
Naht ſie bald dem ſichern Ziele.

In St. Caſtor wirkt noch Wunder
Was der Welt von ihr geblieben;
In der Schaar der Seel'gen Gottes
Iſt der Stuhl ihr angewieſen.

Stolzenfels, Lahneck et Oberlahnstein.

Stolzenfels, Lahneck und Oberlahnstein.

Stolzenfels, Lahneck and Oberlahnstein

Rheinischer

Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.

Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz.

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

3.

L 1915. 16.20

1843.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Inhalt des dritten Bändchens.

	Seite.
Lahneck. Die Templer auf Lahneck. Nach Gaib.	
Limburg an der Lahn. Der Schenk von Limburg. Von Uhland.	8
Schloß Stein bei Nassau. Die Frau von Stein. Von K. S.	12
Rhense. Kaiser Wenzel. Von F. G. Drimborn	13
Stolzenfels. Burg Stolzenfels. Von F. G. Drimborn	15
Boppard. Ritter Konrad Baier von Boppard. Von A. v. Stolterfoth. . .	18
Bornhofen. Liebenstein und Sterneberg. Von Gaib.	20
Hirzenach. Hans Theuerlich. Von G. Görres.	27
St. Goar. St. Goar. Von Gaib. . . .	28
„ St. Goar. Von Adolph v. Marees.	32
Rheinfels. Rheinfels. Malerisches Rheinland.	34
Lurlei. Die Zauberinn Lorelei. Von Karl Geib.	42
„ Lore-Ley. Von Klemens Brentano.	48
„ Die Jungfrau vom Lurlei. Von Karl Gaib.	50
Oberwesel. Die sieben Schwestern. Von K. S.	56
Caub. St. Theonest. Von K. S. . . .	58
Pfalzgrafenstein. Pfalzgrafenstein. Malerisches Rheinland.	60
„ Pfalzgrafenstein. Von K. S. . . .	62
Lorch. Die Teufelsleiter. Maler. Rheinland.	64
„ Der Ritter von Lorch. Von K. von Stolterfoth.	72

Seite

Wisperthal. Das Wisperthal. Von Aloys Schreiber. 74
Stahleck. Pfalzgraf Hermann von Stahleck. Von Adelh. v. Stolterfoth . . . 80
Rheinberg. Gilgen Lorch vom Rheinberge. Von W. Smets. 83
„ Des Rheinbergers Grab. Von A. v. Stolterfoth. 86
Rheinstein. Burg Rheinstein. A. d. Franz. n. Savoye v. H. J. Kieser . . . 87
Bingen. Der Mäusethurm. Von Froschmäuseler. 94
„ Der Mäusethurm. Von A. Kopisch. 95
„ Die Klemenskirche. Von Aloys Schreiber. 96
Aßmannshausen. Aßmannshausen. Mal. Rheinland. 98
Bingen. Die Legende vom heiligen Rupert. Maler. Rheinland. 102
Rüdesheim. Die goldne Brücke. Von Em. Geibel. 110
„ St. Nikolaus. 111
„ Rüdesheim. Von A. v. Stolterfoth. 113
Oberstein. Die Felsenkirche zu Oberstein. Von K. S. 114
Ingelheim. Karl und Elbegast. Von K. S. 117
„ Trinklied von Karl dem Großen. Von A. W. v. Schlegel. 124
Mainz. Auch ein Held. Von Rückert . . 125
„ Die goldne Luft. Von Rückert . . 128
„ Heinrich Frauenlob. Von Anastasius Grün. 129
„ Willegis. Von August Kopisch. . . 130
„ Das Fräulein vom Steine. Von Wilhelm von Waldbrühl. . . . 131
Taunus. Adolphseck. Von Aloys Schreiber. 134
„ Falkenstein. 139

Die Templer auf Lahneck.

Bei Oberlahnſtein, unterhalb Boppard, ergießt ch aus dem wildromantiſchen Thale kommend, er Lahnfluß in den Rheinſtrom. Seitwärts on jener Stadt, auf einem ſteilen Berggipfel, egt die ſchöne Ruine der alten Burg Lahneck. Dieſes Schloß ſoll, wie eine Volksſage meldet, uſt dem berühmten Orden der Tempelher- en gehört haben. Es ward im Jahr 1118, im Schutze der Pilger auf den Straßen die- s Landes, zur Vertheidigung der chriſtlichen eligion und zur Behauptung des heiligen Gra- es gegen die Muſelmänner geſtiftet.

Allein dieſer Orden zog ſich durch ſeine zu- ehmende Macht und reichen Güter, den Haß nd Neid der hohen und niedern Geiſtlichkeit, uch mancher Fürſten, auf ſich. Man warf ihm errſchſucht, Ueppigkeit, Uebermuth und Frei- iſterei zu, ja man beſchuldigte ihn, daß er e Sache der Kreuzfahrer um ſeines eigenen ortheils Willen vernachläſſigt habe. Der ärgſte nd mächtigſte Feind des Ordens war Philipp er Schöne, König von Frankreich, der frü-

her schon mit jenen in Mißhelligkeiten verwickelt, nunmehr seinen Untergang beschloß. Nach einem verabredeten Plane mit Papst Clemens V. wurde im Jahre 1306 der Großmeister Molay mit 60 Rittern nach Frankreich berufen, angeblich, um sich mit ihnen und den Johannitern über einen neuen Kreuzzug nach Palästina zu berathen. Molay segelte arglos an der Spitze seiner treuen Waffenbrüder nach Frankreich. Hier ward er von dem arglistigen Philipp ganz freundlich empfangen. Aber am 13. Oktober 1307 wurden plötzlich der Großmeister und alle auf ihren Comthureien in Frankreich zerstreut lebenden Mitglieder des Ordens, verhaftet und eingekerkert. Der Inquisitor Wilhelm, Erzbischof von Sens, Beichtvater des Königs, wurde mit der Leitung des Prozesses gegen die Verhafteten beauftragt. Man beschuldigte sie außer dem, was bereits gemeldet, besonders der Ketzerei, der Schwarz- und Teufelskünste, empörender Ausschweifungen und anderer Laster. Das Gericht, meist aus Mönchen des Dominikanerordens, einer die Tempelherren aus Neid oder Fanatismus anfeindenden Klasse, bestehend, ließ die Gefangenen mehrere Jahre lang im Kerker schmachten, und verurtheilte sodann den größten Theil derselben zum Tod. Bald darauf ward der Orden durch ein Edikt des Papstes, in allen Ländern der Christenheit aufgehoben.

Diesen Abriß der Geschichte, von dem unglücklichen Loose des Tempelordens, wird für die Leser der obenerwähnten Sage ein höheres und anschaulicheres Interesse gewinnen. Als — so meldet sie — der König Philipp von Frankreich und der Pabst Clemens V. den Großmeister und mehrere Ritter zum Tempel auf die grausamste Art hinrichten und ihre Güter in Besitz nehmen ließen, da wollte auch der Erzbischof von Mainz, Peter von Aichspalt, die Brüder des Ordens in seinem Lande nicht mehr dulden, und drohete ihnen, wofern sie es nicht sogleich räumen würden, mit Waffengewalt. Wohl sahen die Ritter, daß die Sache des Bundes verloren sei und viele entsagten ihrem Gelübde und suchten anderswo ihr Heil. Aber zwölf der tapfersten warfen sich in die Burg Lahneck, welche der Orden unter der Oberherrschaft des Erzbischofs besaß, und sie beschworen hier unter sich den festen Entschluß, daß man dieser ungerechten Aufforderung nicht gehorchen, sondern sich hier fest halten und das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle. Darob zürnte nun der stolze Prälat und sandte einen starken Heerhaufen ab, um die Veste mit Vertrag oder Gewalt einzunehmen. Sie ward umringt, und man bot den Rittern freien Abzug an. Allein sie gaben zur Antwort: „wir streiten für unsere Ehre und unser Recht, und wollen siegen oder sterben,

wenn man uns nicht im ruhigen Besitze der Burg lassen will.“ Da ward der Ort mächtig vom Geschütze der Mainzer bedrängt; aber die Belagerten wehrten sich auf's muthigste, schleuderten Wurfgeschoß und Steine herab, und thaten dem Feinde großen Schaden. Dieser voll Grimm, daß eine so beträchtliche und wohlgeübte Schaar nicht den Widerstand von zwölf Gegnern überwinden könne, rüstete sich endlich zu einem Sturm, der in der kommenden Nacht ausgeführt werden sollte. Sie kam so schwar; wie das Schattenreich selbst; denn es stieg zugleich ein furchtbares Gewitter empor, und tobte auf den Wellen des Stromes und in den Klüften der Berge. Im Donner und Blitze drangen die Belagerer zum Schlosse hinan; aber die Ritter fochten wie Löwen, und ihre Schwerter leuchteten hoch im Wetterscheine des Himmels. Doch die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, und jene wurden an den Haupteingang gedrängt, den sie noch fest und wüthend schirmten. An ihrer Spitze stand ein greiser Held — warum nennt nicht die Kunde seinen Namen? — der sank jetzt, von einer Lanze durchbohrt, und rief seinen Streitgenossen zu: „Brüder, ergebt Euch nicht! Es drohen Verrath und die Gluthen des Scheiterhaufens. Denkt an die erhabenen Geister unsers Ordens, deren Muth so groß war, als hell und frei ihre Seele! Denkt an den edlen Meister, an ihn,

so für unser heiliges Recht den Tod erlitten, alles ewiges Muster aller Braven, deren Geist und Schwert den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß besteht!“ So rief er, schleuderte im wilden Muthe seinen Stahl unter die Leichen der Feinde, und sein edles Auge brach. Mit tiefem, thränenlosem Schmerze sahen die Krieger auf den Gefallenen, und heftiger noch erhob sich von Neuem der Kampf. „Ergebt Euch!“ rief der Feind; jedoch im Sturmgeheul erscholl die kühne Antwort, „die Templer sterben und ergeben sich nicht!“ — Und die Tapfern stritten die halbe Nacht durch, bis das Morgenroth über den Bergwald erschien. Da waren Alle im Riesenkampf gesunken, nur Einer stand noch auf dem Brückenjoche, mit düster drohendem Blick und vorgehaltenem Schwerdt. Jetzt trat der Mainzerische Heerführer gegen ihn, und sprach voll Ehrfurcht: „Haltet ein, Herr! Ihr habt genug gethan. Gebt mir Eure Waffen! Ein so braver Mann soll geschont sein.“ — „Nicht mehr als meine Brüder! (rief der Templer mit trotziger und starker Stimme) habe ich meine Pflicht gethan, so will ich auch jetzt noch kämpfen. „Wer wagt sich auf die Brücke!“ — Zornig wollten ihn die Gegner anfallen; da kam ein fremder Ritter gesprengt. „Botschaft von dem Kaiser! (rief der Anführer seinen Söldnern zu) haltet ein!“ Als er nun solche genommen, wandte er sich wieder zu dem

Templer und ſprach: Der Kaiſer bietet Euch Gnade, und will Euch Ehre und Gut bewahren.“ — „Die Ehre bleibt uns (entgegnete jener); aber Gnade iſt nur bei Gott, nicht bei den Menſchen! Das erfuhren unſere Brüder, die man von Cypern hergelockt.“ Und er ſtürmte in den Feind, und ſank todt unter den Erſchlagenen nieder. Nach Gaib.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veſte,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner ſeiner Gäſte
Jemals zu Hauſe traf.
Er trieb ſich allerwegen
Gebirg und Wald entlang.
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das ſteht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er ſchreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:

Man muß im Walde ſtreifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonſt hält er nirgends ſtill."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf ſich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerſtange ſtieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiſer nach dem Schaft:
Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß iſt mir verfangen,
Deß ich ſo lang begehrt,
Du ſollſt dafür empfangen
Hier dieß mein beſtes Pferd.
Nicht ſchweifen im Gewälde
Darf mir ein ſolcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel beſſer dienen kann."

„Herr Kaiſer, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir ſchwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich ſchon eigen,
Für Eures ſag' ich Dank;
Zu Roſſe will ich ſteigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir iſt nicht zu ſtreiten,
Du biſt mir allzu ſtolz.
Doch führſt du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürſten,
Drum thu mir das, Geſell,
Und gieb mir Eins zu bürſten
Aus dieſem Waſſerquell!"

Der Graf hat ſich erhoben,
Er ſchwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiſer dar.
Der ſchlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein ſolch Vergnügen,
Als wär's der beſte Wein.

Dann faßt der ſchlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du ſchwenkteſt mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du hielteſt mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk!"

Uhland.

Die Frau von Stein.

„Dieſer Ehren iſt zuviel," ſprach die edle Frau vom Steine,
„Auch das Glück will End und Ziel, Ziel noch Ende hat das meine.

„Beide Söhne ſind vermählt, ſind ein Schmuck des Ritterſtandes,
Drei der Töchter auserwählt haben Edle dieſes Landes.

„Blieb mir noch das letzte Kind, heute gab ichs einem Grafen,
Alſo daß es zwölfe ſind, die ſich hier zur Hochzeit trafen.

„Nun gedoppelt iſt die Zahl, Töchter ſechs und ſechs der Söhne,
Mahnt es mich beim frohen Mahl wie ich das Geſchick verſöhne:

„Denn der Ehren iſt zuviel, denn zuviel iſt dieſer Ehren."
Becherklang und Saitenſpiel überſchallt oft weiſe Lehren.

Unbeachtet blieb das Wort, aber ſchon am andern Morgen
War des Hauſes Mutter fort, war das Haus in Angſt und Sorgen.

Nimmer kehrte sie zurück, wiedersah sie nicht die Lieben;
Sühnen wollte sie das Glück: Niemand weiß, wo sie geblieben.

Ob sie sich der Welt begab in der abgeschiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab trug der Lahn, des Rheines Welle.

Fortgeblüht hat ihr Geschlecht herrlich bis zu unsern Tagen,
Einen Freiherrn recht und echt Deutschland noch zuletzt getragen.

K. S.

Kaiser Wenzel.

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bösen Plagen,
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!"
So sprach der Kaiser Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
Beim Königstuhl zu Rhense.

Drauf Kurfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „Mein Herr und Kaiser,

Ihr ſprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Asmannshäuſer.
Doch glaubt mirs, ich bericht euch recht:
Auch Bacharacher ſchmeckt nicht ſchlecht
Beim Königsſtuhl zu Rhenſe.

Und als der Kaiſer Wenzel das
Und all die Herrn vernommen,
Da ließen ſie von dort ein Faß
Des edeln Weines kommen;
Und ſetzten ſich früh Tages dran
Und ſchenkten ein und ſtießen an
Beim Königſtuhl zu Rhenſe.

Der Kaiſer ſprach: „Der Wein ſchmeckt mir,
Das ſag ich ohn Bedenken;
Und wer des edeln Weines hier
Genug mir wollte ſchenken,
Dem gäb ich meine Kron zum Dank!“
Er ſprach es, ſchwieg und trank und trank
Beim Königſtuhl zu Rhenſe.

„Wohlan, den Handel geh ich ein!“
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„Ich will ſtatt euer Kaiſer ſein
Und eure Krone tragen;
Vier Fuder dünkt mich, ſind genug;
Die dienen euch derweil zum Trunk
Beim Königſtuhl zu Rhenſe.“

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron;
Nimm Alles, was ich trage;

Doch quält dich Zwietracht einſt und Hohn,
So denk an mich und ſage:
Der Wein iſt mehr als Kronen werth;
Das hat ein Kaiſer mich gelehrt
Beim Königſtuhl zu Rhenſe."

F. W. Drimborn.

Burg Stolzenfels.

1.

Am blauen Himmel ſchwebet der königliche Aar;
Den mächt'gen Sturm beherrſchet ſein ſtarkes Flügelpaar;

Auf ſeinem Haupte trägt er zwei Kronen allzumal;
Mit ſeinen Blicken ſpäht er hinunter in das Thal.

Es ragt zum blauen Himmel ein Felſen ſtark und feſt:
Drauf will ich mir erbauen ein unerſteiglich Neſt;

Darauf will ich mir bauen ein königliches Schloß,
Dran jeder Sturm zerſchelle und jegliches Geſchoß!

Stolz ſchaut der Bau zum Himmel, ſchaut weit hinein in's Land,
Die ſchönſte Burg am Rheine, Schloß Stolzenfels genannt.

Wohl iſt daran zerſchollen manch kühn gewagter Sturm;
Noch ſteht er unerſtiegen, der ſtolze Felſenthurm.

Doch hielt' der Aar auch selber die königliche Wacht,
Den stärksten Feind, den hat er noch nicht zur Ruh' gebracht.

Und zög' mit tausend Schwertern er selbst hinaus zum Streit,
Viel stärker als Stahl und Eisen ist die allmächtige Zeit.

2.

Der Rhein mit seinen Wellen geht ruhig seinen Lauf;
Die Nachtgespenster kommen im Nebelflor herauf.

Des Stromes Wellen lispeln gar wundersame Mähr;
Aus seinem Schoße tauchet der Träume buntes Heer.

Es öffnen seine Fluthen den sagenreichen Mund;
Der Träumer schaut hinunter auf den kristall'nen Grund.

Da ragen stolze Burgen mit Thürmen mannigfalt,
Draus weithin in die Lande die Lärmtrommete schallt.

Hei, wie die Schwerter blitzen aus kühnem Männertroß!
Wie nächtlich Wetterleuchten umdräut's das stolze Schloß.

Sie zieh'n mit ihren Mannen den Weg zur Burg hinan;
Vom Huf der Rosse zittert des Rheines Spiegelplan.

Vom Klang der Waffen bebet des Rheines tiefſter Grund; —
Wer ſind denn die ſeltſamen Gäſte zur ſpäten Abendſtund'?

Die Wellen ziehen vorüber. Die Mährchen wunderſam,
Sie hat ein Schwan geſungen, der auf dem Strome ſchwamm.

3.

Und wieder ſieh' ich hierunten — vor mir die Gegenwart.
Die Gräber alter Zeiten, ſie liegen aufgeſcharrt.

Ein Aar ſitzt auf dem Felſen und thürmet Stein auf Stein,
Bis Burg und Zinnen glänzen im neuen Morgenſchein.

Die Zeit hat weggeworfen ihr abgetragnes Kleid;
Auf ihrem Haupte prangt nun der Krone Goldgeſchmeid.

Den Purpurmantel gürtet ſie um den ew'gen Leib;
Der Adler hält umſchlungen das königliche Weib.

Das Alles kann ich ſehen im feuchtazurenen Blau,
Und kann viel mehr noch ſehen, je tiefer drein ich ſchau!

Ich sehe, wie zum andern gereift die junge Saat,
Die alten Mährchen werden zur neuen Heldenthat;

Wie über tausend Jahren der blaue Himmelsdom
So klar wie heute spiegelt in dem krystallenen Strom.

Der starke Fels dort oben — wie heute steht er noch,
Nur daß er abgeschüttelt das stolz getürmte Joch.

Auf seinem Haupte aber wiegt herrlich, wunderbar,
Sein goldenes Gefieder der königliche Aar.

Aus Staub und Asche steigt er, ein andrer Phönix, auf;
In freiem Fluge zeigt er der goldnen Zeiten Lauf:

Indeß der alte Träumer in Thaleseinsamkeit
Den Traum hinüber träumet in alle Ewigkeit.

F. G. Drimborn.

Ritter Konrad Baier von Boppard.

„Warum, o wilder ungetreuer,
Verließest du Maria, sprich!
Sie war dir doch vor Allen theuer,
Sie liebte doch vor Allen dich.
Steh, Konrad, steh! auf Tod und Leben
So ist du im Kampf mir Antwort geben,
Erhebe rasch dein treules Schwert."

„Wer bist du," ruft der stolze Ritter,
„Der keck in meinen Weg sich legt?
Frei will ich sein wie ein Gewitter,
Das fortzieht oder niederschlägt.
Auf dein Visier, und laß mich sehen,
Wers wagt mit mir in Kampf zu gehen,
Wer fallen will von meiner Hand."

„Blick auf den Schild, kennst du den Leuen?
Ich bin der Bruder deiner Braut,
Dein Abfall soll dich schwer gereuen
Eh noch der Abend niedertaut.
Aus Palästina kehr ich wieder —
Schnell lasse dein Visier hernieder,
Zu lang schon hab ich dich erschaut."

Da stürmt zum Kampf heran der Wilde,
Und schnell erlahmt des Jünglings Arm.
Er seufzt, er sinkt auf das Gefilde,
In Strömen quillt sein Herzblut warm.
Doch Konrad, wunderbar erschüttert,
Von niegefühlter Angst durchzittert,
Nimmt zögernd ihm den Helm vom Haupt.

Weh ihm! er sieht zwei Augen brechen,
Die liebend einst auf ihm geruht,
Er hört zwei Lippen Konrad sprechen,
Die einst geblüht in Rosenglut:
Marieen hat sein Schwert erschlagen;
So rächt sie ihren Schmerz und Klagen
Durch raschen Tod von seiner Hand.

Da nimmt er all sein Gut und Habe
Um seiner Reu genug zu thun,
Und über dem geliebten Grabe,
Wo ihre theuern Glieder ruhn,
Läßt er ein Kloster herrlich bauen,
Wie keins am Rheinstrom mehr zu schauen
Und nennt es St. Marienberg.

Doch rastlos flieht er selbst von dannen,
Als Templer zieht er mit dem Heer,
Nichts kann den wilden Schmerz verbannen,
Der ihn begleitet übers Meer.
Doch endlich, endlich schlägt die Stunde,
Wo die willkommne Todeswunde
Sein langgequältes Herz empfängt.

Sein Schwert, die Feinde niederschlagend,
Glänzt in der Schlachtenwolke weit,
Beauseant, das Tempelbanner tragend,
Stürmt er voran im wildsten Streit.
Er schwingts vor Ptolemais Mauern,
Dann sinkt er, stumm von Todesschauern,
Ein Pfeilschuß hat sein Herz durchbohrt.

A. v. Stolterfoth.

Liebenstein und Sternberg.

„Zu jener Zeit, als die Heiligen Bernhard und Hildegard den Kreuzzug am Rhein predig-

ten, lebte in der alten Stammburg zu Sterneberg ein Ritter, welcher zwei Söhne hatte. Sie waren die Zöglinge seiner Tapferkeit, der Stolz seines Stammes, die blühende Hoffnung seiner alten Tage. Mit diesen ließ er ein Fräulein aufwachsen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst der Schönheit ihrer Gestalt alle die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß, welche damals die geschätzten Tugenden des weiblichen Geschlechts waren. Der Alte wollte einem seiner Söhne diesen Schatz zuwenden, und um alle nachbarlichen Freier zu verscheuchen, gab er sie für ihre Schwester aus.

Die Zeit nahete, wo ein reiferes Alter zwischen den jungen Leuten eine Verbindung möglich machte. Das Fräulein sollte unter seinen Söhnen wählen; allein der ältere trat, obwohl das Mädchen einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, mit edler Selbstverläugnung zurück, sei es weil er höhere Absichten hatte, oder weil er sie in den Armen seines Bruders glücklicher glaubte. Dem erfahrnen Alten wollte dieser Entschluß nicht ganz gefallen; da aber die drei sogenannten Geschwister damit zufrieden waren, wurde das Ehevertöbniß mit dem Jüngern festgesetzt. Beide Söhne bauten nun, als das Zeichen ewiger Freundschaft und Eintracht, zwei neue Schlösser dicht neben einander, und nannten das eine Sternberg und das andere Liebenstein. Das Volk aber nannte

sie, der seltsamen Lage und Geschichte wegen, die Brüder.

Indeß kam der h. Bernhard nach Deutschland, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Die Ritter vom Rhein und Main zogen haufenweise nach Frankfurt, wo dieser neue Prophet vom Kaiser Konrad selbst dem Volke vorgestellt wurde. Seine Reden ergriffen die Zuhörer mit einem heiligen Enthusiasmus. Bald prangte auf allen Burgen des Rheins die Kreuzfahne, und auf dem Flusse schwammen Schiffe herauf und herunter, die Schaaren der Ritter tragend, welche nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Diese fromme Schwärmerei drang auch zu der Wohnung der beiden Brüder. Der ältere hatte sich die Laufbahn seines Ruhms schon im deutschen Reiche eröffnet; aber den jüngern spornte gewaltig der Ruf der Ehre und der Christenheit. Er wollte bei dem allgemeinen Aufgebote deutscher Ritterschaft nicht in einer wollüstigen Ruhe zu Hause sitzen; er dachte bei diesem Zuge Ruhm für diese und für jene Welt zu erwerben. Er nahm Abschied von seiner liebenden aber frommen Braut, und ließ sie mit dem älteren Bruder zurück.

Dieser versuchte alles, um ihre Leiden erträglicher zu machen. So sehr er sie auch liebte und die Geschäfte der Fürstenhöfe ihn fesselten, dachte er dabei doch nur an die Pflichten der Freundschaft. Sie lasen zusammen die

Briefe ihres Geliebten, tröſteten ſich mit ſeiner baldigen und ruhmvollen Rückkunft, unterhielten ſich über die Gegenſtände ihres künftigen häuslichen Glückes. Er begleitete ſie auf kleinen Reiſen und Spaziergängen am Rhein, er trug mit ihr die ſich jetzt ſchon verdoppelnden Leiden ihres Standes. Kurz es umſchlang beide unbemerkt das zärtlichſte und reinſte Band der wechſelſeitigen Ergebenheit. Der Vater war indeß geſtorben und hatte noch auf ſeinem Todtenbette die Schritte mißbilligt, welche ſeine Söhne thaten; des ältern, weil er das Mädchen ausgeſchlagen, des jüngern, weil er es verlaſſen hatte. Er ſtarb in Sorgen über das Glück ſeiner Kinder.

Um dieſe Zeit entdeckte der zurückgebliebene Bruder die Keime einer Neigung in der Seele ſeiner Anvertrauten, welche ihm mehr als Freundſchaft ſchien; allein da ſie ſelbſt nicht wußte, was in ihr vorging, ließ er es dabei bewenden, um ſie nicht noch unruhiger zu machen. Er ſchützte eine nothwendige Reiſe zu dem Fürſten vor, und entfernte ſich von ihr. Allein dieſe Trennung erfolgte ſchon zu ſpät. Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, als er Abſchied nahm. Sie konnte den Ausbruch ihres Schmerzes ſelbſt nicht mehr in dem Kreiſe der Weiber zurück halten, ſo ſchüchtern und behutſam ſie auch war. Er mußte ihr verſprechen, bald wieder zurück zu kommen.

Während der Zeit liefen verschiedene Nachrichten ein, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizea geblieben sei; und daß sie so lange keine Briefe von ihm erhalten hatte, fing sie selbst an, der Sage Glauben beizumessen. Sie beweinte den Tod ihres Geliebten, schwur seinem Andenken ewige Treue, und dünkte sich schon eine Wittwe zu sein. Der ältere Bruder dachte an nichts weniger, als sich diese Umstände zu Nutze zu machen, obwohl er jetzt seiner Liebe unbeschränktere Gränzen stellte. Auch er ehrte das Andenken seines Bruders, und äußerte nur geschwisterliche Neigung gegen sie. Sie lebten so in stiller, sanfter Zufriedenheit, ohne weiter zu untersuchen, wie es mit ihrem Herzen stände. Sie vergaßen die Bitterkeit der vorigen Zeiten, und fühlten sich in diesem reinen Verhältnisse glücklich, als auf einmal die Nachricht erscholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechinn aus Konstantinopel nach Deutschland käme.

Wie ein Donnerschlag traf diese Post das Herz der beiden Gebliebenen. Der Bruder fing an zu toben und zu wüthen, die Braut versank in starre Gefühllosigkeit. Die geschwisterliche Eintracht verwandelte sich in den feindseligsten Haß, und die Burg des Friedens wurde der Kampfplatz der bittersten Fehde. Der Kreuzfahrer war wirklich mit seiner orientalischen Geliebten zurückgekommen. Allein der

Bruder verschloß ihm Thor und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann nun mit aller der Wuth und Rachelust, welche diesen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde von Grund aus zerstört und zwischen beide Schlösser jene Mauer erbaut, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der kämpfenden Brüder und ihrer Liebe sein sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. In der ersten Burg herrschte das Glück der Liebe, in der andern strahlte der Stern der Schönheit.

Nach langem blutigen Kampfe stellten sich die Rechte der Natur wieder ein. Es wurde unter beiden verglichen, daß keiner die Braut und ihr Erbe haben und, wie zu den Zeiten ihrer Kindheit, nur geschwisterliche Liebe zwischen ihnen herrschen sollte. Das Mädchen, von Gram und Kummer geschwächt, entsagte der Welt. Sie brachte die wenigen Tage ihres unglücklichen Lebens in einem Kloster zu, und hinterließ alle ihre Güter der Kirche und den Armen.

Indeß lebte der jüngere Bruder in großem Glanze in den Armen seiner Griechin. Sie war eine der schönsten Weiber des blühenden Konstantinopel, und besaß bei einem glänzenden Witze die feine Koketterie des orientalischen Hofes. Die Ritter und Grafen der Nachbarschaft drängten sich um sie her; und da ihre Neigun-

gen in dem freien Konstantinopel keines Zwanges gewohnt waren, entwickelte sich auch mehr ihr natürlicher Hang zu gefallen. Sternberg wurde bald der Sitz der feinen Welt und Galanterie am ganzen Rheine.

Unter diesen Umständen fand der ältere Bruder Gelegenheit, an seinem jüngern eine edle Rache zu nehmen. Er wußte, daß seine Leidenschaft nur sinnliche Neigung zum Grunde gehabt hatte. Er kannte die Griechinn als ein feines gefallsüchtiges Weib, und schmeichelte jetzt selbst ihrer Eitelkeit. Es kostete ihn freilich viel Mühe und Gewandtheit, beiden seinen Plan zu verbergen, aber endlich siegte er über die weibliche Schwäche. Er brachte es dahin, daß er seinem Bruder deutliche Beweise von der Leichtfertigkeit seiner Geliebten geben konnte. Wie von der Hand des Todes ergriffen, stand starr und wüthend der Betrogene vor dem beschämenden Freunde. Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes rollten ihm die Wangen herab. Er sah, welchen Schatz er gleichsam von sich geworfen hatte, um sich dafür eitles Flittergold zu erkaufen. Er wollte die Griechinn ermorden, sie aber entfloh. Die Eintracht wurde hergestellt und zwischen den beiden ewige Bruderliebe angelobt. Durch diese traurige Geschichte ist das Geschlecht ausgestorben, und nichts mehr davon übrig als jene Scheidemauer, als Zeichen einer der blutigsten Fehden,

die seit dem Morde Abels zwischen Brüdern ge-
fochten wurde." Gaib.

Hans Theuerlich.

Mich dünkt es war ganz neuerlich
Ein Wirth, der hieß Hans Theuerlich,
Sein Braten war nicht sauerlich,
Sein Wein war etwas säuerlich;
Drei Wandrer traten da herein,
Die riefen: Wirth, nun schenk uns ein,
Wir wurden müd im Sonnenschein,
Drum gieb uns echten guten Wein.

Hans Theuerlich lief schlau und fein
Zum Keller mit dem Krug von Stein,
Dort stand ein Faß mit sauerm Wein
Und neben fließ der tiefe Rhein;
Bedachtsam wie in eine Nuß,
Zapft er am Weine mit Verdruß,
Läßt dann herein in vollem Schuß
Den hochberühmten klaren Fluß.

Er bringt den Wein den Gästen dar
Und schwert bei seiner Ehr fürwahr,
Daß Wein so rein, so hell, so klar
Noch nie in einem Faße war.

Die durſtgen Drei die freuen ſich,
Sie danken erſt Hans Theuerlich;
Und trinken drauf ganz feierlich
Den Wein ſo matt und ſäuerlich.

Wohl werfen ſie die Becher fort,
Doch ſchwört der Wirth bei ſeinem Wort,
Der Wein ſei von der beſten Sort,
Ein wahrer echter Nibelungshort.
Und ſchenket dann noch einmal ein
Den Gäſten von dem klaren Wein,
Doch ſieh! drei Fiſchlein nett und klein,
Die hüpfen aus dem Krug herein.

Die drehten gar behendiglich
Im Becher dort inwendig ſich;
Es ward darum elendiglich
Der Wirth verlacht beſtändiglich:
Sie zahlten ihm den Wein nicht ſchlecht,
Auf daß er ſtäts der Fiſch gedächt;
Er thats nicht mehr; doch hör ich recht,
So iſt gar groß des Wirths Geſchlecht.

G. Görres.

St. Goar.

St. Goar und Goarshauſen haben ihre Namen und letzteres ſeine Entſtehung dem hei-

ligen St. Goar zu verdanken, welcher im Jahr 575 in diesem wilden Rheinschlunde seine Zelle aufschlug, um die bei der Bank Schiffbruchleidenden zu erretten und den armen Salmenfischern das Wort Gottes zu predigen. Wie ein anderer Johannes in der Wüste, saß er unter diesen genügsamen Leuten, und verkündete ihnen das Evangelium, indeß die Männer in ihren kleinen Kähnen auf die Fische lauerten, und die Weiber mit ihren Kindern die Netze strickten. Durch seine Wohlthaten und Wunder berühmt, wurde er an den Hof des Königs Siegbert berufen, und nahm diesen Fürsten durch seine Rede und Bescheidenheit so ein, daß er ihn zum Erzbischof von Trier anstellen wollte. Der demüthige Einsiedler zog aber seine schlechte Zelle am Rhein dem glänzenden Stuhle zu Trier vor. Er ging zurück zu seinen armen Salmenfischern, wo ihn Alter und ein zehrendes Fieber bald auf das Krankenlager warf. Bei seinem Tode empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß dem Könige Siegbert, und dieser schickte ihm zwei Priester, welche ihn bei einem großen Zulaufe der Geistlichen und des Volks zur Erde brachten und bald dabei ein Bethaus stifteten, was mit Gütern und Opfern beschenkt wurde.

Es scheint, daß die rheinischen Fürsten und Völker bei dem Grabe dieses Apostels vorzüglich die unter den Deutschen geheiligte Gast-

freundschaft verehren wollten, welche Tugend er hier mit so großem Eifer ausgeübt hatte. Die ersten Wunder, welche seine heiligen Gebeine hier gewirkt, und die ersten Schenkungen, welche Kaiser und Fürsten seiner Kirche gemacht hatten, werden den gastlichen Besuchen seiner Zelle zugeschrieben. Schon Philipp bestrafte den Vorsteher der Kirche, weil er seiner Gemahlinn Burtrade nicht gastfreundschaftlich begegnete, als sie dem heiligen Goar ihre Verehrung erweisen wollte. Eben so wurde hernach Karl der Große selbst bestraft, indem er bei einer Rheinreise an der Zelle des Heiligen leichtsinnig vorbei fuhr, und plötzlich von einem dicken und so finstern Nebel umgeben wurde, daß er auf offenem Felde zwischen St. Goar und Koblenz übernachten mußte. Dagegen wurden seine Söhne Pipin und Karl an dem Grabe des Heiligen aus den bittersten Feinden in Freunde verwandelt, und seine geliebte Gemahlinn Fastrade plötzlich von einer schmerzlichen Krankheit befreit, als sie da Zuflucht suchte. Eingedenk dieser wunderbaren Begebenheiten, schenkte der Kaiser dem heiligen Goar den Hof zu Näfen und ließ ihm zu Ehren eine neue Kirche bauen, welche mit aller Pracht von dem Erzbischof Lullus von Mainz eingeweiht und den Aebten von Prüm unterworfen wurde.

Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde späterhin von dem rheinischen Volke

in einer luſtigen fortgeſetzt. Die Mönche behaupteten, daß Karl der Groſse nebſt ſeinen andern Schenkungen auch dem Kloſter jährlich noch 20 Mark hinterlaſſen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie geben ferner vor, daß der dafür jährlich angeſchaffte Wein nie ausgeben könnte, ja, daß ſogar einmal, als der Pater Kellner den Krahnen am Faß offen gelaſſen, eine Spinne das Spundloch ſo dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen ſei. Aus dieſen Sagen und Stiftungen iſt bis auf dieſe Zeiten folgender gaſtlicher Gebrauch in Uebung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erſte Mal zu St. Goar einkehrte, mußte ſich ſogleich einen Pathen wählen, wenn er gaſtfreundſchaftlich aufgenommen, oder, wie man dort ſagt, gehänſelt ſein wollte. Dieſer legte ihm hierauf ein an dem Zollhauſe befeſtigtes Band um den Hals, mit der Frage: ob er in Waſſer oder Wein getauft ſein wolle? da nun die Antwort meiſtens für den Wein ausfiel, ſo mußte er einen Beitrag in die Armenbüchſe geben, und dreimal einen mit Wein gefüllten goldenen Becher auf die Geſundheit des Kaiſers, des Landesherrn und der Geſellſchaft austrinken. Hierauf wurde ihm eine vergoldete Krone aufgeſetzt, die Geſetze des luſtigen Ordens vorgeleſen, und die Fiſcherei auf dem Lurlei, die Jagd aber auf der Bank als Lehen gegeben. Nach vollendeter Zereme-

nie mußte er mit Tag-Datum seinen Namen in das sogenannte Hänselbuch einschreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundschaftlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Namen von vielen Jahrhunderten her enthält.

Gaib.

Sankt Goar.

Sankt Goar war ein frommer Mann,
Viele Mirakel hat er gethan.
Er wohnt' in einer Schlucht am Rhein
Vor langen Jahren ganz allein.
Es wuchsen da noch nicht die Reben,
Doch war dem Heiligen Kraft gegeben,
Daß er des Rheines grüne Fluth
Recht' wandeln in der Traube Blut.
Und weil er Wein so wohlfeil hatt',
Gab er dem Geize keine Statt,
Wer nur bei ihm vorüberschritt,
Dem theilet er vom Labsal mit.
So ist es, sagt man, denn gekommen,
Daß zu ihm wallten viele Frommen.
Solch ein Gewerbe hätte jetzt
Die Schenken all' in Brand gesetzt;
Allein zu der Zeit nahmen bloß
Daran die Pfäfflein viel Anstoß.
Sie mußten den Wein sich kaufen theuer
Konnten nicht Wasser machen zu Feuer.

Auch war noch locker des Glaubens Grund;
Ich trinke für euch, sprach wohl ihr Mund.
Doch den halben Heiden war es eben,
Als hätt' man ihnen nichts gegeben.
Zu trocken sie die Predigt fanden
Und sich zu Goars Zelle wandten.
Die Pfäfflein gingen voll Verdruß
Drob klagen beim Bischof Rusticus.
Als der zu Trier nun vernahm,
Wie's Goar triebe sonder Schaam,
Und daß er sogar den Zehnt geweigert,
Da ward des Hirten Zorn gesteigert;
Er rief: Bringt her den Wundermann,
Hier soll er zeigen, was er kann!
Sankt Goar hatte nichts dagegen,
Den Boten labt' er mit seinem Segen
Und ist dann mit ihm eingezogen
Durch der porta nigra alten Bogen.
Der Bischof sitzt zusammt dem Rath
Im weiten Saal in großem Staat;
Es dränget sich des Volkes Schaar, —
Vielleicht gibt es ein Feuer gar.
Sankt Goar tritt gelassen ein
Und grüßt den Bischof, die Väter fein.
Der Bischof spricht: Häng auf deinen Hut!
Das dünket auch dem Heiligen gut.
Er blickt hinauf, hinab die Wand
Einen Nagel nicht sein Auge fand.
Und wie schon Gelächter anhebt im Saal,
Da fällt durch's Fenster ein Sonnenstrahl;

Sankt Goar mit dem Hut ihn trifft,
Fest hängt der dran, wie am güldnen Stift.
Das war dem Bischof noch nicht genug,
Mit hoher Stimm' er den Heiligen frug:
Wenn du vom Geist erleuchtet bist,
So sage wer der Vater ist
Vom Säugling auf des Weibes Arm
Dort unten in des Volkes Schwarm!
Sankt Goar schauet sich langsam um,
Hebt auf den Finger ernst und stumm.
Der Säugling, kaum zwei Wochen alt,
Thut auf sein kleines Mündlein bald
Und ruft in verständlicher Rede aus:
Mein Vater ist Bischof Rusticus!
Den Bischof fasset frommer Graus,
Ohne Spruch schickt er den Heiligen nach Haus.

Adolph v. Marées.

Rheinfels.

Graf Philipp hatte seine Länder durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zu einem solchen Wohlstand gebracht, dessen sich zu seiner Zeit Keiner rühmen konnte. Er selbst galt für den reichsten Herrn am Rheine. So glücklich er aber als Fürst genannt zu werden verdiente, so unglücklich war er als Gatte und Vater. Er hatte Anna, die Tochter des Grafen Lud-

wigs von Würtemberg geheirathet, und mit ihr einen Sohn, Philipp den Jüngern, und eine Tochter gezeugt, welche den Namen der Mutter erhielt; allein diese häuslichen Freuden wurden ihm bald durch Zwist und Todesfälle verbittert. Anna war stolz auf ihre Herkunft, und von ihrer Mutter, der Henriette von Mompelgart, gebildet. Sie begegnete ihrem Gemahl mit Eigensinn, ihren Kindern mit Gleichgültigkeit, und ihren Untergebenen mit Härte. Ihr unfreundliches Wesen machte sie ihrem Gatten unerträglich. Er schied sich von ihr bei Tisch und Bett, und wies ihr das Schloß Lichtenstein zum Aufenthalt an.

Aber auch dort blieb er nicht von ihren Unarten frei. Sie plagte ihr Gesinde, mißhandelte die Bauern und Hofleute, und überwarf sich endlich mit dem Amtmann des Schlosses, weil er nicht blind ihren Launen fröhnen wollte. Philipp ließ den Zwist durch den Grafen von Isenburg, den Johann von Wallbrun und seinen eigenen Sohn untersuchen. Die aufgebrachte Gräfinn warf die ganze Schuld ihres Benehmens auf den Kellner und gab unter andern vor: „er habe ihr unnatürliche teuflische Künste lehren wollen, wodurch sie die Liebe ihres Gemahls wieder gewinnen könnte.“ Aus diesem erdachten Vorwande konnten die Bevollmächtigten wohl sehen, daß verschmähte Liebe die Hauptursache ihrer bösartigen Aufführ-

rung sei; sie riethen daher dem Grafen, dem aufgebrachten Weibe nachzugeben, und er versprach durch einen förmlichen Vertrag, daß er ihren Zustand verbessern, und sie bisweilen besuchen wollte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er bei ihr zu bleiben nicht verbunden sei.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Vertrag die Wünsche der schon in der Jugend verwöhnten Frau nicht befriedigte. Sie zettelte neue Verdrießlichkeiten, sowohl auf dem Schlosse, als unter ihrer Familie an. Philipp wandte sich demnach an den Papst Calixt III. und forderte von ihm, da er bei ihr weder seiner Gesundheit, noch seines Lebens mehr sicher sei, Scheidung von Tisch und Bett. Der Papst trug die Untersuchung einer so verwirrten Sache dem Erzbischofe von Mainz auf und der häusliche Unfriede wurde endlich dadurch gehoben, daß Graf Ulrich von Würtemberg sie zu sich nahm, und ihr eine schöne Wohnung in Weiblingen anwies, wo sie bald ihr unglückliches Leben endigte.

Nach dem Tode seiner Gattinn hätte Philipp das häusliche Glück wieder bei seinen Kindern finden können; denn sein Sohn Philipp war an Ottilien, die Tochter Grafen Heinrichs von Nassau-Dillenburg vermählt, wodurch er Ansprüche auf beträchtliche Länder in den Niederlanden erhielt, seine Tochter Anna hatte

Heinrich IV. Landgrafen von Heſſen zum Gemahle, wodurch ſie mit einem der erſten Häuſer in Deutſchland verbunden war; aber auch dieſe Freude ſollte ihm vernichtet werden. Sein einziger Sohn, auf den er die Fortpflanzung ſeines alten Geſchlechts gegründet, dem er ſo viele Länder und Schätze erworben hatte, wurde ſchon im Jahr 1454 zu Brügge in Flandern erſtochen, als er mit ſeinem Oheim, dem Grafen Johann von Naſſau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Anſprüche ſeiner Gattin auf die Grafſchaft Vianden zu behaupten. Nicht nur, daß dieſer frühe Tod ſeines geliebten einzigen Sohnes den Vater tief kränken mußte, auch die Ungewißheit, wer nach ſeinem eigenen Hinſcheiden ſeinen Stamm fortſetzen, oder wie er ſeine Länder unter ſeine Tochter Anna und ſeine Enkelin Ottilia vertheilen möchte, machte ihm großen Kummer.

Aus dieſer ſchmerzlichen Verlegenheit riß ihn eine Zeit lang Friedrich der Siegreiche, Kurfürſt von der Pfalz. Dieſer ſuchte nämlich um die Hand Ottiliens für ſeinen Neffen den Kurprinzen Ludwig an, weil er hoffte, durch dieſe Verbindung auch die Grafſchaft von Katzenellenbogen mit der Rheinpfalz verbinden zu können. Der Antrag ſchmeichelte dem alten Grafen ſehr. Er ſah dadurch ſeine Enkelin auf dem Throne eines mächtigen Kurfürſten glänzen, und erhielt damit die tröſtende Ausſicht, wenig-

stens von weiblicher Seite, seine Enkel unter die ersten Fürsten Deutschlands zählen zu können. Es schien aber, als wenn ihm diese stolzen Pläne nur darum vorgespiegelt werden sollten, um ihn noch mehr zu kränken und zu demüthigen. Der Kurprinz verwarf mit Widerwillen die Hand Ottiliens und er mußte sie an den Markgrafen von Baden, Christoph, vermählen, wodurch er neue Uneinigkeiten unter seinen Erben zu befürchten hatte. In diesem Drange häuslicher Mühseligkeiten entschloß sich Philipp, obwohl schon an Jahren ein Greis, eine zweite Gemahlin zu suchen, mit welcher er durch Gottes Hülfe noch einen männlichen Erben zu erzeugen hoffte. Er wählte dazu Anne, eine geborne von Nassau, welche die Wittwe Herzogs Otto von Braunschweig war, und in ihrem ersten Ehestande gelernt hatte, die letzten Tage eines zweiten Gemahls zu erheitern. Allein diese Verbindung war gegen den Vortheil vieler Anverwandten und fremden Fürsten, welche nach Philipps Tode dessen Länder theilen wollten. Diese versuchten daher alle, auch unerlaubte Mittel, um sie zu zerreißen, oder wenigstens für sie unschädlich zu machen, und sie fanden auch eins, selbst bei einem Priester. Graf Philipp hatte nämlich zu der Zeit, als er mit seiner neuen Gemahlin glücklich auf Rheinfels lebte, einen Schloßpfaffen, Johann von Bornich genannt, welcher ihm in der Kapelle die Messe

las und den Gottesdienſt beſorgte. Dieſer verruchte Böſewicht hatte ſich heimlich mit Giftmiſcherei abgegeben, und war ſchon mehrmals zur Vergiftung gedungen worden. An ihm fanden auch jene das Mittel ihres Zweckes, welche des Grafen Philipps Länder und Schätze erhalten wollten. Der Schloßpfaff wurde beſtochen, und erwählte ſelbſt das heilige Meßopfer zur Vollbringung ſeiner Schandthat. Es war üblich, daß, wenn die Gräfin die Meſſe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar geſtellt wurde, welchen der Prieſter nach der Wandlung ſegnete, und ihn ihr hernach zur Ehre des heiligen Johannes zum Trinken reichte. In dieſen Wein miſchte Vornik Arſenik, und da die Gräfin, als ſie den Becher an den Mund ſetzen wollte, eine gewiſſe trübe Gährung darin bemerkte, entſchuldigte er ſich damit, daß vielleicht Unrath hinein gefallen ſein möge. Die argloſe Gräfin ließ ſich durch dieſe Ausrede beruhigen. Sie trank von dem Weine, fühlte aber bald die Folgen des genommenen Giftes. Sie erkrankte ſogleich auf den Tod, und der Schloßpfaff beſtätigte durch ſeine ſchnelle Flucht den Verdacht der Vergiftung. Philipp fiel dadurch in einen Schmerz, der ihn ſelbſt mit dem Ende ſeines Lebens bedrohte. Er verließ das Bett ſeiner vergifteten Gattin nicht, und glaubte ſie bei jeder Ohnmacht oder Konvulſion ſchon verloren. Selbſt die Gegenwart ſeiner Kinder und Enkel

konnte ihn nicht trösten, obwohl seine Tochter Anna mit ihrem Gemahl Heinrich von Hessen, das Fortdauern seines Stammes wenigstens von weiblicher Seite versprach. Auch hatte zugleich der Vater der vergifteten Gräfin alle Mittel ergriffen, um den Meuchelmörder ausfindig zu machen. Er wurde zu Köln entdeckt, gefangen und verhört, wo er mit beispielloser Frechheit nicht nur dieses, sondern auch ähnliche Verbrechen eingestand, ohne aber diejenigen zu nennen, welche ihn dazu gedungen hatten. Hierauf wurde er als Priester degradirt, öffentlich seiner geistlichen Zeichen beraubt, und als ein bis zu seinem Tode verstockter Sünder bei dem Galgen lebendig verbrannt. Indessen hatte die noch blühende Jugend und Leibesstärke der Gräfin die Anfälle des Giftes besiegt. Sie genas allmählig von ihrer Krankheit, konnte aber dem leidenden Grafen keine Kinder mehr geben. Er wandte daher alle seine Liebe und Hoffnung wieder zu seiner Tochter Anna, und diese versüßte ihm seine letzten Tage an der Seite ihres wakkern Gatten, des Landgrafen Heinrichs. Blühende Enkel versprach er sich von Beiden als Sprößlinge seines alten Stammes. Dafür segnete er auch sein neues Geschlecht, und setzte seine Tochter, als Erbin seiner Länder ein. So kam also St. Goar mit dem Schlosse Rheinfels, und alle katzenellenbogische Aemter und Schlösser an das Haus Hessen, welches diese

ſtarke Felſenfeſtung bis auf unſere Zeiten, als eine Schutzwehr der deutſchen Rheingränze bewachte. Es gründete auch da eine neue Linie ſeines Stammes, welche von dem Schloſſe die Heſſen-Rheinfelſiſche genannt wurde. Im Jahr 1692 vertheidigte der tapfere heſſiſche Obriſt Görg die Feſte Rheinfels gegen Gallard, der zuletzt ſein eigenes Lager in Brand ſtecken und ſich zurückziehen mußte. Im Jahr 1794 dagegen ergab ſich Rheinfels einem franzöſiſchen Corps auf deſſen erſte Aufforderung und wurde geſprengt. Ein zu Ziegenhain eingeſetztes Kriegsgericht beſtimmte, daß „wegen eigenmächtig unternommener Räumung dieſer Feſtung nach Maaßgabe des verſchiedenen Grades ihrer Verſchuldung der erſte Kommandant mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, der zweite zu arquebuſiren, die übrigen Staabsoffiziere zu kaſſiren, die Subaltern-Offiziere aber mit Arreſt zu beſtrafen ſeien.“ Dieſes Urtheil ward von dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel dahin abgeändert, daß vor verſammelter Garniſon, nachdem das zum Arquebuſiren beſtimmte Detaſchement dem erſten Kommandanten gegenüber vorgetreten, demſelben der Degen zu zerbrechen, der infam zu kaſſiren und zu lebenslänglicher Gefangenſchaft nach der Feſtung Spangenberg abzuführen, der zweite Kommandant zu kaſſiren, und mit fünfjähriger Feſtungsſtrafe, die übrigen Offiziere aber mit verhältnißmäßigem Feſtungs-

arrest zu bestrafen seien, welche Urtheile auch sämmtlich vollzogen wurden. Das Innere der ehemaligen Festungswerke wurde durch den jetzigen Besitzer mit einem geschmackvoll erbauten Landhaus und schönen Anlagen, so wie mit Rebenpflanzungen, welche sich bis an den Fuß des Berges ziehen, geziert.

Malerisches Rheinland.

Die Zauberin Lore-Lei.

In den Tagen unserer altdeutschen Zeit lebte zu Bacharach eine wunderschöne Jungfrau, Namens Lore-Lei. Alles was man holdseliges von der Frau im Orient oder von den Göttinnen des griechischen Alterthums erzählt, vereinigte sich in ihrer Gestalt und ihrem Antlitze; denn sie besaß den niedlichsten Wuchs und das unwiderstehliche Lächeln der anmuthigen Cythere, die blonden Locken und das himmelblaue, göttlich leuchtende Auge der hohen Pallas, den zierlichen raschen Gang der schönen Jägerin Diana, und die mit blendendem Weiß umgebenen Rosenwangen der reizenden Fee, die sich Oberon selbst zur Gemahlin erkor. Auch ihr ganzes Wesen war lieblich und fein, ihr Herz mild, und ihr Geist verständig und weise. Viele, sehr viele Männer in der ganzen Gegend waren von

ihrem wonnigen Blick entzündet, viele baten flehentlich um ihre Liebe, jedoch umsonst; denn schnell gab sie Jedem zur Antwort, daß er sich keine Hoffnung auf ihren Besitz machen dürfe. Da irrten Manche voll tiefer Schwermuth in den Wäldern und Felsengründen umher, schnitten den Namen der Holden in die Rinde grüner Buchen, oder sangen der Wildniß ein trauriges Lied; Andere stürmten fort, oder suchten Ruhe oder Tod in Schlachten und Fehden. War aber die schöne Maid selbst frei von aller Liebe? Das war sie nicht. Auf einer nahen Felsenburg, die von wilder Höhe auf die Fluthen des Rheines herabsah, hauste ein Rittersmann, kühn, feuervoll und edel an Gestalt. Er liebte die Jungfrau, und ward eben so zärtlich von ihr geliebt. Sie hielten manchmal, wenn das Morgenroth erschien, oder im Mondenglanz ihre trauliche Zusammenkunft an einer einsamen Stelle des Waldes, doch stets in Züchten und Ehren. Auch wußte Niemand darum, und man ahnete es erst, als der Ritter mit einmal aus der Gegend verschwunden war; doch wurden nach wie vor die Männerherzen von ihrem Anblick entflammt, und Manche verfielen sogar in Wahnsinn. Da man in jener Zeit jede außerordentliche Wirkung der göttlichen Natur für Wunder, Zauberei oder Eingebung eines bösen Geistes zu halten geneigt war, so ward auch die arme Lore-Lei solcher Künste beschuldigt, ob-

ſchon Aufgeklärtere denken mochten, daß ihr magiſches Band kein anderes ſei, als das, wodurch uns der herrliche Walter Scott erzählt: die reizende und tugendhafte Rebecca den mächtigen Ritter Brian de Bois-Gulibert feſſelte. Der Biſchof von Köln, der in Rhenſe Hof hielt, lud ſie jetzt vor ſeinen geiſtlichen Richterſtuhl. Sie erſchien furchtlos, und jener ward von ihrer blühenden Jugend, ihrer Schönheit und ſittſamen Weiſe eben ſo gerührt, als der greiſe Vorſteher des Tempelordens von denen der Jungfrau, die jene Geſchichte verherrlicht. „Unglückliches Mädchen! (ſprach er mit huldreicher Stimme zu ihr). Ich kann nur Mitleid, aber nicht Haß gegen dich fühlen. Deine Unſchuld iſt gewiß von irgend einer böſen, dem Satan verfallenen Seele überliſtet und zur Zauberei verführt worden. Sage mir, durch wen geſchah es?“ — Da vergoß Lore-Lei bittere Thränen und als ſie ſich wieder etwas erholt, antwortete ſie mit edlem Anſtande: „Herr Biſchof! Mein Wunſch iſt der Tod. Ich bin freilich ein unglückliches Mädchen, weil Jedermann verderben muß, der mir in's Auge blickt. Denn zwei Flammen ſind meine Augen, und ein Zauberſtab iſt mein Arm. Darum brechet mir den Stab und übergebt mich dem Feuer! Ich bin des Lebens müde.“ — Nach einer Pauſe verſetzte der Prälat! „Schöne Jungfrau! Wie kann ich dir den Stab brechen, ohne daß mein eige-

nes Herz zerbricht? Darum laſſe ich kein Urtheil ergehen, bevor du mir bekannt haſt, warum ich ſelber ſchon, ſeitdem du vor mir ſtehſt, in dieſen Flammen brenne.“ — „Es iſt nicht recht, Herr!“ entgegnete ſie ſanft und traurig, daß ihr Spott mit einem armen Kinde treibt. Statt deſſen flehet zu dem Himmel, daß er ſich mein erbarmen wolle! Denn ſterben will ich, deßhalb kam ich zu euch her. Ich kann und darf nicht länger leben. Nur ein Einziger ward von mir geliebt und liebte mich wieder. Allein plötzlich ward er lau gegen mich; ihm gefiel nicht mehr das einſame Leben auf ſeiner Burg, er ſtrebte nach Ruhm und Glanz in fremden Landen, und zog mit ſeinen Reiſigen davon. O, er kehrt niemals wieder, oder vielleicht mit einer Dame von hohem Geſchlecht, die ihn ſeine treue Lore-Lei vergeſſen läßt. Man nennt mich eine Zauberinn. Sanfte und ſeelenvolle Augen, Wangen von lieblichem Weiß und Roth, zarte und milde Worte — dies allein iſt mein Zauberkreis. O, ich fühle wohl, daß ich ſelbſt darin untergehen muß. Mein Herz möchte vor Gram zerreißen, wenn ich mein Bild in einer Quelle des Thales erſchaue und das gewahre, was Andern durch mich Verderben bringt. Laßt alſo das Gericht über die Troſtloſe ergehen, und mich dann ſterben als eine Chriſtin! Denn Alles ſoll mir in Nacht verſchwinden, da er nicht mehr bei mir iſt.“ —

Der Biſchof ſann ein wenig nach, dann ließ er drei Ritter nach ſeinem Schloſſe beſcheiden, und bald traten ſie im Waffenſchmucke herein. „Geleitet, ſagte er, dieſe Jungfrau nach dem Kloſter, das ihrer Heimath nahe im Thale jenſeits des Rheines liegt. Gehe hin, gute Lore! Ich befehle Gott deinen zerſtörten Sinn. Dort ſollſt du mit einem ſchwarzen und weißen Gewande bekleidet und in die Zahl der Nonnen aufgenommen ſein. Dort in klöſterlicher Stille und Andacht wirſt du Troſt und Ruhe finden, und bereiteſt dich auf Erden ſchon zu der Todesfahrt.“ — Stumm und traurig folgte Lore-Lei den Rittern, ſie beſtieg im Hof einen Zelter, und jene geleiteten ſie zu Roß am Ufer des Rheines hin, und fuhren oberhalb St. Goar mit ihr über den Strom. Als ſie an den hohen Felſen gelangt, der ſchaurig in die Fluth ſich ſpiegelt, und wo das Echo ſiebenfach aus den Klüften des Thales zurückſchallt, da wandte ſich die Jungfrau bittend zu den Männern und ſprach: „Erfüllt mir, edle Ritter, einen Wunſch! Ich möchte dieſe Höhen erſteigen, damit ich noch einmal das Schloß meines Geliebten, das dort am jenſeitigen Ufer ſteht, und noch einmal fernhin die grünen Wogen des Rheines betrachten kann. Iſt dies geſchehen, dann zieh' ich gern nach dem Kloſter und will eine Braut des Himmels werden.“ — „Eure Bitte ſei gewährt, ſchöne Maid!“ ſagten die Ritter und hoben ſie

von dem leichten Roß. Die Jungfrau erklomm jetzt mit unglaublicher Schnelle die Felſenſpitzen und ſtand bald oben auf dem Gipfel des Berges. Düſter ſchaute ſie von dort herab auf den Strom, der wie in dumpfen Klagetönen dahin rauſchte, und dann mit einem tiefen Seufzer nach dem waldigen Hügel entragenden Burg.

Da ſegelte von fern ein prächtiges Schiff heran; es war grün und goldgeſchnäbelt, und die Flagge, grün und golden, wehte ſtolz im öſtlichen Winde. Lore-Lei blickte nach dem Fahrzeug und rief: „Was ſeh' ich? die Farben, die ſein Banner ſchmückten. Ach! ſie rufen mir noch einmal die Erinnerung holder Tage zurück; aber um ſo tiefer iſt auch mein Leid!“ ſie barg weinend ihr Geſicht in den Schleier. Endlich erhob ſie wieder das Auge, nahe war das Schiff; laut ſcholl der Matroſen freudiger Geſang, und ein Ritter, ſchön gewappnet, ſtand auf dem Verdeck. „Er iſt es, mein Geliebter! Er kehrt aus fernem Land; kein Weib ſteht neben ihm. O, er iſt noch mein! ich fühle mich ſo wohl, ſo leicht und munter! Es reißt mich wie auf Flügeln der Morgenröthe zu ihm hin!“ So rief ſie in wonniger Begeiſterung, bog weit ſich vor, glitt aus und ſtürzte von der jähen Felſenwand herab in die Fluthen des Rheines.

Carl Geib.

Lore-Lei.

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin;
Sie war ſo ſchön und feine und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.

Der Biſchof ließ ſie laden vor geiſtliche Gewalt,
Und mußte ſie begnaden, ſo ſchön war ihre Geſtalt.

Er ſprach zu ihr gerühret: „Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böſer Zauberei?“ —

„Herr Biſchof, laßt mich ſterben, ich bin des Lebens müd;
Weil Jeder muß verderben, der mir ins Auge ſieht.“

„Meine Augen ſind zwei Flammen! Mein Arm ein Zauberſtab:
O legt mich in die Flammen! O brechet mir den Stab!“ —

„Ich kann dich nicht verdammen, bis du mir erſt bekennt.
Warum in dieſen Flammen mein eigen Herz ſchon brennt.

„Den Stab kann ich nicht brechen, du ſchöne Lorelei.
Ich müßte denn zerbrechen mein eigen Herz entzwei.“ —

„Herr Biſchof, mit mir Armen treibt nicht ſo böſen Spott,
Und bittet um Erbarmen für mich den lieben Gott.

„Ich darf nicht länger leben, ich liebe keinen mehr;
Den Tod ſollt ihr mir geben, drum kam ich zu euch her.

„Mein Schatz hat mich betrogen, hat ſich von mir gewandt,
Iſt fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land.

„Die Augen ſanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte ſtill und milde, das iſt mein Zauberkreis.

„Ich ſelbſt muß drin verderben, das Herz thut mir ſo weh,
Vor Schmerzen möcht ich ſterben, wenn ich mein Bildniß ſeh.

„Drum laßt mein Recht mich finden, mich ſterben wie ein Chriſt,
Denn Alles muß verſchwinden, weil er nicht bei mir iſt.“ —

Drei Ritter läßt er holen: „Bringt ſie ins Kloſter hin! —
Geh Lore! Gott befohlen, ſei dein bethörter Sinn.

„Du ſollſt ein Nönnchen werden, ein Nönnchen ſchwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden zu deiner Todesreiſ'.“ —

Zum Kloſter ſie nun ritten die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten die ſchöne Lorelei.

„O Ritter, laßt mich gehen auf dieſen Felſen groß,
Ich will noch einmal ſehen nach meines Liebſten
Schloß.

„Ich will noch einmal ſehen wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloſter gehen und Gottes Jungfrau ſein.“

Der Felſen iſt ſo jähe, ſo ſteil iſt ſeine Wand,
Doch klimmt ſie in die Höhe, bis daß ſie oben ſtand.

Die Jungfrau ſprach: „Da gehet ein Schifflein auf
dem Rhein,
Der in dem Schifflein ſtehet, der ſoll mein Liebſter ſein.

„Mein Herz wird mir ſo munter, es muß mein
Liebſter ſein!“
Da lehnt ſie ſich hinunter und ſtürzet in den Rhein.

Klemens Brentano.

Die Jungfrau vom Lurlei.

Unterhalb Caub, wo das Rheinthal noch enger wird, der Strom ſich in mancher Krümmung durch die ſteilen Berge windet, und ſchauerliche Wildniſſe mit freundlichen Obſtgärten und Weinhöhen maleriſch wechſeln, glaubt man

sich mehr als irgendwo in die romantische Welt der Zauberer, Feen und abendtheuernden Ritter versetzt, besonders da, wo unweit Oberwesel die waldige Bergschlucht zum Vorschein kommt, deren Hintergrund ein Felsenschloß bildet, der sich in seltsamen Formen und Geklüften emporthürmt. Es heißt der Lurleifels. Wir geben hier das Bekannteste jener Volksmährchen.

In den Tagen der Vorzeit hörte man oft, wenn der stille Mond Wälder und Strom beglänzte, von dem Lurleifelsen herab eine Stimme, süß wie Flötenthon, schallen, und manchmal ward auf dem steilen Gipfel eine Jungfrau von der lieblichsten Gestalt erblickt, die aber, sobald jemand das Auge zu ihr empor gerichtet, wie ein Morgenduft entschwand und wehmüthige Sehnsucht in seinem Herzen zurückließ. Mancher auch erfuhr noch ein traurigeres Loos, denn auf seinem Kahne den Strom hinablenkend, horchte er im wonnigen Traume dem holden Gesange, stieß an verborgene Klippen und sank in's feuchte Grab. Aber in dem moosbedeckten Hüttchen am nahen Strande wohnte ein Fischer mit seiner jungen Gattin — ein treuliebendes und fleißiges Paar. Als dieses einmal im letzten Schein der Abendröthe noch hier sein Tagewerk trieb, erschien ihm plötzlich die holde Jungfrau, und in scheuer Ehrfurcht traten beide zurück, doch ein freundlicher Gruß der lächelnden Nymphe milderte ihre Furcht, und auf den

Wink derſelben folgten ſie zu einer Stelle des Rheins. „Fiſchet hier!“ ſo ſprach die Jungfrau, damit verſchwand ſie in das Gebirg. Und ſie warfen ihr Netz aus, und thaten den reichſten Fang.

Bald nun verbreitete ſich auf den Höhen und in den Thälern rings umher die wunderſame Kunde, wie jenes Fiſcherpaar das göttliche ſchöne Frauenbild geſehen. Damals herrſchte ein Pfalzgraf Namens Albrecht hier am Rhein. Sein Sohn, ein edler, feuervoller Jüngling, war ein großer Freund der Jagd. Darum hielt er gern ſein freudiges und glänzendes Hoflager in dieſer Gegend, wo er ſchon in der Morgenröthe Schimmer mit rüſtigen Jägern, bei Hörnerklang und Meutegebell, das Hochwild durch Flur und Hain verfolgte und manchen ſtattlichen Hirſch ſein ſicherer Bogen traf. Als aber nur zu ihm die Sage erſcholl, wie man dort am Strande das Felſenkind in ſo wunderſchöner Geſtalt erblickt, da ſchuf er ſich von dieſem Weſen ein ſo reizendes Bild, daß es, ihn Tag und Nacht verfolgend, ſein Herz mit Luſt und Gram bewegte; denn wie eine liebliche Fee des Morgenlandes, wenn ſie, mit den Roſen ihres Zauberreiches geſchmückt, aus einer Silberwolke tritt und ihrem Günſtling Wonne und Glück verheißt, ſo ſtand oft die holde Maid in nächtlichen Träumen vor ihm, und voll Trauer und Unmuth fuhr er auf, wenn der

heitere Tag ihn weckte. Er vergaß die Freuden des Hofes und der Jagd, und suchte nur einsame Stellen des Waldes, wo er den Gedanken seiner Sehnsucht nachhing. Aber diese ließ ihn endlich nicht mehr ruhen; er bot seine Sassen auf, und alsbald stiegen Alle mit ihm zu Roß; und stromabwärts ging der Ritt. Nicht weit von Wesel wurde Halt gemacht. Hier trat der junge Graf in einen Kahn, und fuhr gegen den Lurlei. Schon sank die stille Nacht auf Wiesen und waldige Höhen, und am klaren Himmel funkelten die goldnen Sterne. Mit einmal riefen die Ruderer: „Ach, Herr! Seht ihr dort die Zauberin? — Doch laßt uns ja nicht weiter fahren!“ — Der Jüngling schaute empor, und sah die Jungfrau im schneeweißen Gewand am Felsabhange sitzen, und jetzt tönte ihr himmlischer Gesang. Darauf erhob sie sich, wallte lächelnd zum Ufer herab und flocht, vom sanften Mond beschienen, sich einen Kranz von Wasserblumen, Binsen und Schilf für ihre Locken. „O edler Herr, riefen jene wieder, wie schön ist diese Wellenfee! Welch' bezauberndes Antlitz! Welch' langes, goldnes Haar! — Doch fahrt, o, fahrt ja nicht hin!“ — Aber wie ein westlicher Sturm die krause Wolke dahin jagt, so drängte ihn fort die süße Qual, und er gebot: Lenkt, ihr Schiffer, den Kahn zu jenem! Nur schnell und ohne Säumen!“ — Sie folgten seinem Befehl, obschon mit bangem Grauen,

und als man dem Strande nahe kam, da winkte freundlich die Jungfrau, und der Graf, nicht mehr seiner Sehnsucht mächtig, konnte die Landung nicht erwarten, sondern that, die Heißgeliebte zu umarmen, einen Sprung aus dem Kahn; doch erreichte er das Ufer nicht, und ihn rissen die Wellen des Stromes hinab, der grollend sich hier an dem Felsen brach.

Angstvoll und in rascher Eile fuhren die Knechte zurück, und meldeten dem Pfalzgrafen die traurige Geschichte. Wer beschreibt den unsäglichen Schmerz, der dem Vater um den geliebten, ihm so schrecklich entrissenen, Sohn ergriff? Doch gebot er mit wildem Grimme seinen Reisigen: „Auf! hascht mir die Unholdin und bringt sie, lebendig oder todt, in meine Gewalt!“ — „Hochedler Herr, sprach der Hauptmann dieser Schaar, euer Wort in Ehren. Doch halte ich für's Beste, wir stürzen die Hexe gleich dort hinunter in die Fluth, sonst kommt der Teufel selbst, und lös't ihr wieder die Ketten und Bande.“ — „Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!“ versetzte der Pfalzgraf — und die Reiter zogen ab.

Schon erblaßten die Sterne, und halb kam der junge Morgenstrahl über das rauhe Gebirg, und erhellte rings den Strom, die Auen und das wilde Thal. Der Ritter fuhr mit seinen Waffenknechten über den Rhein, und sie umgaben zu Roß den Lurleifels von jeglicher Seite.

Mit drei sehr wackern Kämpen erstieg der Hauptmann die Höhen; da erschien auf der obersten Spitze die Jungfrau. Ihre Locken weh'ten im Zephyrwind, und in der lilienweißen Hand hielt sie eine Schnur von Bernstein. „Ihr Männer von jener Flur des Rheins! So rief sie mit melodischer Stimme den Abgesandten zu, wen sucht ihr an dieser steilen Felsenwand!" — „Niemand als dich, verwünschte Zauberin! gab der Führer zur Antwort, du bist unsere Gefangene, und darum sollst du auch sogleich den Sprung in's Wasser thun." — Lachend erwiederte jene: „Wohlan! das Wasser hole mich!" Und leichten Ganges wandelte sie dreimal auf und ab, warf dann ihre Bernsteinschnur in den Rhein, und sang mit schauerlichen Tönen:

Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, deinem Kind
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!

Da, plötzlich war der Himmel rings umdüstert, ein gewaltiger Sturmwind braus'te mit Regengüssen heran, hoch schäumte die Brandung am jähen Gestade, und — zwei Wellen fast an Gestalt zwei weißen Rossen gleich, erhoben sich aus dem Fluß, wandelten hoch zum Lurleifelsen empor, und trugen schnell wie der Blitz die Jungfrau in den Strom. Sie fuhr hinab, da legte sich des Orkan's Wuth, die Wolken

zogen davon, und neu bestrahlte Sonnenglanz die Fluren.

Staunend ob dem Wunder, erkannte nun die reisige Schaar, daß jene zu den weiblichen Wassergeistern gehörte, die man Undinen nennt, welche krystallene Grotten im Schooße der Fluth, auch schön gewölbte Klüfte am Ufer bewohnen, und den Guten oft hülfreich, dem Tückischen oder Mißtrauischen oft feindlich sind. Als sie nun mit dieser Kunde zu ihrem Herrn zurück eilten, da trat auch zugleich mit ihnen — o, welch' ein Glück für das Vaterherz! — der todtgeglaubte Sohn wieder ein. Den Halbbetäubten hatte ein Wellenspiel aus dem Strom emporgehoben und ihn dann sanft an das Ufer gebracht.

Selten nur ließ seitdem die Jungfrau hier sich sehen. Doch rief sie, wenn Schiffe vorüber gingen, aus der Felsenkluft mit neckendem Schall die Stimme der Segler nach.

Karl Geib.

Die sieben Schwestern.

Die sieben Schwestern! habt Acht! habt Acht!
Wir könnten scheitern, da würdens acht.

Sie trieben immer mit Liebe Spott,
Die Felsenherzen; das rächte Gott.

Dort über Wesel, wo Schönberg ragt,
Da haben sie manchen Verliebten geplagt.

Erst angezogen, verlacht hernach
Und heimgesendet mit Hohn und Schmach.

Hier sind sie versunken dafür im Rhein,
In Fels verwandelt und harten Stein.

Und wenn ein Schifflein vorüber fährt,
Das sei mit Sprüchen nur nicht beschwert.

Die niemals liebte, sie muß herbei,
Daß bei den sieben die achte sei.

Ist eine Sprüche hier auf dem Schiff
So wirds zerschellen am Felsenriff.

„Wir dreie hätten nicht Schuld daran,
Denn wir sind Frauen und lieben den Mann."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„So bin ich eine verlobte Braut,
Die nie verlangend nach andern schaut."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Ich bin noch ledig, doch will ich gestehn,
Daß ich den und jenen nicht ungern gesehn."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Mir alten Jungfer spricht Niemand Trost,
Doch dieses Hündchen mir freundlich kost."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

Zwölfjährige.

„Daß ihr nicht jämmerlich ertrinken müßt,
Hab ich heimlich des Nachbars Gottfriedchen geküßt.

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

K. S.

St. Theonest.

Ihr Männer Kaubs, warum vergeßt
Ihr eures Heilgen, Theonest?
O säht ihr euer altes Siegel,
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe sanft hinab,
Die Kaub erst einen Namen gab.

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Besargt in lecker Kufe Boot,

So wiegen ihn die blauen Fluten
Und wecken neue Lebensgluten.
Er fühlt sich heil, das Wasser dringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den seltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,
Das Rheingau grüßt mit freudgem Rufe
Den heilgen Mann und seine Kufe,
Aufjubelnd rauscht der Niederwald:
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun schnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinstein denkt: o käm er doch!
Geselle es ihm bei uns zu hausen!
Erseufzen Lorch und Trechtingshausen,
Erwählt' er unser warmes Thal,
Nuft Bacharach und Steg zumal.

Ihr Alle haltet ihn nicht fest,
In Kaub erst landet Theoneſt:
Er pflanzte mit dem Christenglauben,
In Kaub die ersten süßen Trauben.
In seiner Kufe preßt' er sie:
Ihr Kauber, das vergeßt ihm nie.

Wann feiern wir St. Theoneſt?
In den October fällt sein Fest,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.

Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket des, der ihn gepflanzt.

K. S.

Pfalzgrafenstein.

Ueber die Grundbestimmung dieser Pfalz im Rheine giebt es verschiedene Vermuthungen, von denen die prosaischste das Ganze für einen Wartthurm erklärt, welcher Kaub gegenüber angelegt wurde, um die Schiffe, welche hier den Rheinzoll entrichten müssen, beobachten zu können. Die poetischere Sage dagegen erzählt von einer Liebe des tapfern Herzogs Heinrich von Braunschweig zur schönen Agnese; der Tochter Pfalzgrafs Konrad von Staufen; welche jener Absichten zuwider war, weil Kaiser Heinrich VI. sich bei ihm um die Hand der Jungfrau für einen seiner nächsten Verwandten bewarb. Um die Tochter vor jedem Versuche des feurigen und mächtigen Braunschweigers zu hüten, ließ Konrad die Pfalz im Rheine erbauen, und schloß Agnesen bis zu völlig entschiedener Sache ein. Die Mutter aber nahm sich der Liebenden an, und ließ dem jungen Herzoge, wenn er zur Nachtzeit im Fischerkahne zur schönen Rheinundine heranschwamm, das Fallgatter der Wasserburg öff-

nen, damit das Pärchen vertraulich zusammen kosen könne. Dieses geschah denn auch nach der Ordnung der Natur, und Agnese fühlte bald ein süßes Pfand der stillen Liebe im Schooße erblühen. Jetzt entdeckte die Pfalzgräfin ihrem Gatten das Geheimniß, und dieser eilte, außer sich, nach Speyer zum Kaiser, und bat um Schonung und Verzeihung. Heinrich aber, der, weil Konrad keine männlichen Nachkommen hatte, die schöne Pfalz beim Rhein schon seinem Hause anvermählt sah, zürnte gewaltig auf, und verweigerte ihm die Anerkennung seiner Erben zu Pfalzgrafen, so lange, bis er ihm ein förmliches Dokument über die Trauung sowohl, wie über die erfolgte Geburt eines Enkels würde vorgelegt haben. Die schlaue Pfalzgräfin wußte auch hierin Rath zu schaffen, und der tapfere Braunschweiger brachte so eines der schönsten deutschen Länder zu seinem sächsischen Erbe, und wurde zugleich Pfalzgraf bei Rhein. Konrad aber gab, um für die Zukunft der Zeugen bei solchen Vorfallen sicher zu sein, ein Hausgesetz, vermöge dessen alle künftigen Pfalzgräfinnen ihr Wochenbette hier über den Fluthen des Rheins aufschlagen und auf dem Pfalzgrafenstein coram testibus, die neugeborenen Erbrechte ihres Stammes darlegen sollten. Dieses einzige Kämmerlein, welches nur eben für das Wochenbett und den Geburtsprozeß selbst Raum hat, weiset man noch jetzt vor, wenn man zur

einſamen Pfalz hinüberſchiffen und auf ſchmaler Treppe durch die Falltüre eingehen will.

Maleriſches Rheinland.

Pfalzgrafenſtein.

„Das Kämmerlein iſt eng und klein,“
Sprach Otto der Erlauchte
Zu Agnes, die in ſolcher Pein
Viel guten Troſtes brauchte:
„Dich und die Amme faßt es kaum,
Die Sonne ſchielt nur in den Raum,
Und unten ſpritzt die Welle Schaum;
Doch denk an deine Mutter.

„Ihr diente Heinrich, Braunſchweigs Sohn,
Den man den Welfen nannte,
Als zwiſchen Welf und Staufe ſchon
Die Fehde im Reich entbrannte.
Der Pfalzgraf Konrad gar vernahm,
Daß Heinrich oft nach Stahleck kam
Zu Agnes, denn ſo war der Nam
Auch, Agnes, deiner Mutter.

„Der ſich wohl liſtig nur erdicht
Wie er die Pfalz erwerbe,
Dem Staufenfeinde gönnt' er nicht
Die Tochter und das Erbe.

Schön Agnes iſt ein einzig Kind,
Man weiß, wie die zu hüten ſind:
Da baut' er dieſes Schloß geſchwind
Zu hüten deine Mutter.

„Er baut' es mitten in die Flut
Mit Thürmen und mit Zinnen;
Da hielt er ſie in ſtrenger Hut
Vor aller Welfen Minnen.
Doch auf den Wäſſern Nächte lang,
Da ſeufzt' und flebt' es wie Geſang:
Deine Mutter hörte gern den Klang
Und deiner Mutter Mutter.

Die Alte ſprach: „Ich weiß was frommt,
Laß ihn ein Weilchen ſchmachten,
Doch wenn er mit dem Pfaffen kommt,
Iſt Welf nicht zu verachten.
Mich dünkt doch beſſer Freund als Feind,
Die Sonne Deutſchlands heller ſcheint,
Wo Welf und Stauſe ſich vereint."
Dem folgte deine Mutter.

„Man ließ ihn mit dem Pfaffen ein,
Der gab ſie bald zuſammen,
Mit vollen Wogen ging der Rhein,
Doch kühlt er nicht die Flammen.
Da ward die enge Kammer weit,
Die Sonne ſtrahlte Seligkeit,
Der Welfen und der Stauſen Streit
Verſöhnte deine Mutter.

„Der Pfalzgraf und der Kaiſer zwar
Ergrimmten erſt, die Staufen,
Doch weil es nicht zu ändern war,
So ließen ſie es laufen.
Der Kaiſer ſprach: „Sam mir der Bart!
Das giebt Pfalzgrafen ſondrer Art:
Drum hütet fleißig und verwahrt
Auf jener Pfalz die Mütter.“

„Von ſolchen Eltern ſtammteſt du,
Kein Pfalzgraf ward geboren,
Nun bringſt du mir die Pfalzen zu,
Den du dir frei erkoren.
Und liebſt du recht den Wittelsbach,
So ſchwindet bald dein Weh und Ach,
Und Raum genug hat dies Gemach
Für eine frohe Mutter.

K. S.

Die Teufelsleiter.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, ſieht man noch die wenigen Ueberreſte einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An ſeiner Pforte klopfte einſt, in ſtürmiſcher Nacht, ein kleines, altes Männlein und bat um Herberge. Der

Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. „Das will ich Dir gedenken", brummte das Männlein in seinen grauen Bart und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter; als aber des andern Tages zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgends zu finden. Man schickte Boten aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde einzog, erzählte: er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben, am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs Blumen gebrochen. Da seien plötzlich einige kleine graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bei den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behende hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und gesegnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen und leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah' mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als strecke sie ihre Hände nach ihm aus. — Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbeizuholen und einen Weg in den

Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; aber die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herabflog, der Alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch!"

Herr Sibo wendete Alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreien. Er that mancherlei Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate vergingen, und des armen Vaters einziger Trost war die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe; denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Rodrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und herabschauen. Die Grauen ließen es dem Mägdlein auch wirklich an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Kristallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbände von Korallen und anderm Schmuck, suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mährchen aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar hold gegen sie, und nannte ihr

oft ins Ohr: „Getrost Goldkind, ich sammle dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter erhält.“

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wiederzusehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Kriegsmann, aus dem Ungarlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in seiner Seele der Gedanke, sie zu befreien. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben. Sibo drückte ihm die Hand und sagte: „Ich bin reich, und habe nur dieses einzige Kind. Wirst du mir sie wiederbringen, so magst du sie als Gattin heimführen.“

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Rechrichs, um die Gelegenheit des Berges auszuspähen; aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurücknehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete: „Nicht wahr, Herr Ritter, ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da

drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegetochter, und wenn ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft ihr sie nur abholen." — „Ein Mann, ein Wort!" entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. — „Ich bin gegen euch nur ein Zwerg, erwiederte dieser, aber mein Wort ist ein Riese. Die Jungfrau überlaß ich euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mägdlein dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand und züchtigem Wesen." Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend ins Gebüsch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Besten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann halblaut vor sich hin: „Ja wer nur Flügel hätte, die First zu erschweben!"

„'s geht wohl auch ohne Flügel," sagte jetzt eine Stimme. Der Ritter sah sich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihn freundlich auf die Schultern klopfte. — „Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu euch gesprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun seit vier Jahren dafür, und das Mädchen hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie ist schön und fromm und mitleidig, und versagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe sie

liebgewonnen wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann sie zur Hausgenossin erkiese. Mein Bruder hat euch sein Wort gegeben, und unser Wort brechen wir nie. Nehmet dieses silberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wisperthal. Dort findet ihr einen abgebauten Schacht, an dessen Eingang eine Buche und eine Tanne stehen, die in einander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich euch schicke. Bittet ihn, euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich und so mögt ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht, und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein mit einem Grubenlicht in der Hand aus der Tiefe kam und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, der Alte hieß ihn gutes Muthes sein und er möchte sich mit Tagesanbruch an dem Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff dreimal, und im Nu wimmelte das

Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beim ersten Hahnenschrei eilte er zum Redrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erste, was sein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwischen wilden Rosen und würzigten Kräutern, lag sie hingegossen in süßem Schlummer. Unbeweglich stand der Ritter vor ihr, und sein Auge sog sich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher sich einsogen in die Kelche der Blumen. Aber als sie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen sich vor ihm aufthat, da versank er im überströmenden Gefühl; er ließ sich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und sagte, daß er gekommen sei, sie zu ihrem Vater zurückzubringen. — Garlinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mairegen.

Jetzt erschien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beim Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zusammenhang ahnete, lachte es laut auf und sagte: — „Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgesponnen. Aber Wort ist Wort und bleibt Wort. Nimm sie, die du suchst, und sei gastfreundlicher als ihr Vater. Doch allzuwohlfeil sollst du die schöne Jungfrau auch nicht haben; darum gehst du den Weg zurück, welchen du gekommen bist; unserer Pflegetochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.“ — Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen; Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteinertem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: „Nimm, mein Kind, das ist der Mahlschatz, den ich für dich gesammelt.“ — Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, je-

den Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich, und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

Der Ritter von Lorch.

„Hinauf trotz Furcht und Zagen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen,
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit goldnem Kamm,
Und ewig mit Brot der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

Drum immer ohne Zagen,
Mein treues Roß, hinauf;
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.

Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen
Oder stürzen in den Schlund."

So ruft der kühne Reiter
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Ha sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldnes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlts wie Himmelsglanz —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater ruft bezwungen:
„Willkommen, mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen
Dem Kühnen gehört die Welt."

A. v. Stolterfoth.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehreren Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustwandelten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuren Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale spitz zulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms. Aus einem der Fenster schauten, neben und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes: „Bst!“ zu, und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen.“ Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und

kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thür und öffnete sie. — Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. — „Seid uns willkommen!“ riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt den drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu und sagte: „Ihr seid wohl gekommen, meine Töchter zu freien? Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem Jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.“ — Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie

denken oder sagen sollten. — „Nun, so nehme sich ein Jeder die Seinige" — rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: „Ich will's euch bequemer machen." Er führte jetzt einem Jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen ums Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — „Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen — sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr." — Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schooßthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freier, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen."

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel nebeneinander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Staarmatz, sag uns Dein Räthsel!“ — rief einer der Gesellen. —

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter und sagte:

Sprich, was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du sieh'st im Spiegel nicht? —

„Rabe, Rabe, sing' Dein Liedlein!“ — rief der Zweite. — Der Rabe sang, mit etwas heiserm Ton:

Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehrten die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland
Und schwören, bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein
Die Mäuler aber viel größer sein.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herabflatterte,

und ſich dem zweiten Geſellen auf den Kopf ſetzte.

„Elſter, Elſter, erzähl' mir die Geſchichte von Deiner Großmutter,“ rief jetzt der Dritte.

Die Elſter warf ſich in die Bruſt und erzählte: „Meine Großmutter war eine Elſter und legte Eier, und daraus wurden wieder Elſtern, und wenn ſie nicht geſtorben wäre, ſo lebte ſie noch.“

Mit dieſen Worten ſchlug ſie ihre Fittige, und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe ſo leicht beſtanden zu haben, und ſie eilten Hals über Kopf der Felſenburg zu, welche ſie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als ſie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu ſehen, und eben ſo wenig von den ſchönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Niſchen ſtanden drei Tiſche, mit Wein und Speiſen beſetzt. Drei uralte, zahnloſe Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unſere lieben Freier, krähten ſie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge ſo herzlich, daß es dieſe kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu ſchnattern und zu

klappern an, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein, und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. — Kurz es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verstehen mochte.' Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, und führte ihn an einen der drei Tische, und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie miteinander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer wild zerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und sich in's Freie zu arbeiten. Voll Schaam und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber an allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte: „Bst, Bst!" herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen

der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüber ging: „Guter Freund, kannst Du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?“

„Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, — antwortete der Bauer, so deut ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie Mancher wohl schon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählt eine Geschichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen werden.“

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie wieder auf ein „Bst!“ zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Aloys Schreiber.

Pfalzgraf Hermann von Stahleck.

Pfalzgraf Hermann zieht vor seiner Schaar
Stumm und düster, ein gelähmter Aar,
Und ihm folgen traurig die Vasallen
Wieder heim in Stahleck's stolze Hallen,

Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie ſonſt der Harfner froher Sang.

Tief verwundet ward ſein kühnes Herz,
Aber nicht von heißem Liebesſchmerz,
Längſt vergeſſen ruht nach mancher Klage
Die Geliebte ſeiner Jugendtage.
Was ihm nun den innern Frieden nahm
Iſt ein andrer nie gefühlter Gram.

Kaiſer Friedrich, weiſe, groß und kühn,
Häufte Schmach auf Arnold und auf ihn,
Denn ſie brachen wild des Landes Frieden,
Und zum Reichstag waren ſie beſchieden,
Dort erklang des edlen Kaiſers Spruch:
„Traget Hunde für den Friedensbruch.“

Und der hohe Pfalzgraf beugt das Haupt,
Wie die Eiche, die der Sturm entlaubt,
Und dann folgen traurig die Vaſallen
Wieder ihm nach Stahlecks ſtolzen Hallen,
Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie ſonſt der Harfner froher Sang.

Und er ſtützt ſich matt aufs treue Schwert,
Einſt in jedem Kampf ſo gut und werth,
Blickt hinab in's Thal mit tiefem Trauern,
Ueber Stahlecks hochgethürmte Mauern:
Aus der Tiefe rauſchet leiſ' der Rhein,
Und die Berge grüßet Abendſchein.

Lange ſteht er ſtumm und ſtarrt hinab,
Wie in eines Freundes offenes Grab —
Aber endlich aus dem wunden Herzen
Brechen wild die lang verhehlten Schmerzen,
Und mit alter ſchnellentflammter Glut
Schleudert er das Schwert hinab zur Flut.

Und er ruft die Mannen allzumal
Und die treuen Diener in den Saal.
Als ſie ſtill und ſtaunend ihn umringen,
Läßt er ſeine reichen Schätze bringen,
Gold und Silber, Waffen und Gewand,
Und er theilet ſie mit güt'ger Hand.

„Lebet wohl!" ſo ruft er endlich aus:
„Ewig laß ich nun mein Vaterhaus
Und verborgen hinter Kloſtermauern,
Will ich ob verlorner Ehre trauern."
Eilig legt er ſeine Rüſtung ab,
Und ergreift den dürren Pilgerſtab.

Alle weinen, Alle klagen laut,
Die ſo kühn und ſtolz ihn geſchaut,
Und ſie ſinken flehend vor ihm nieder:
Aber ſchweigend ſteigt der Graf hernieder,
Denn beſchloſſen iſt ſein Heldenlauf,
Und ein ſtilles Kloſter nimmt ihn auf.

Adelh. v. Stolterfoth.

Gilgen Lorch vom Rheinberge.

Mit dem heil'gen Kreuz geſchmücket,
Zog ins Land der Sarazenen
Gilgen Lorch, ein deutſcher Ritter,
Von des Rheinbergs altem Schloſſe,
Wo auf ſteilem Felſengipfel
Seiner harrte Frau Gertrudis.
Länger nicht im fremden Lande
Bleibt er fern von ſeiner Holden,
Kehret heim auf ſchnellem Schiffe,
Sieht, wie Rheinbergs Fels und Zinnen
Stattlich ihm entgegen blicken.
Aber fremde Zeichen tragen
Reiſige, die Damm und Mauer
An des Berges Fuß bereiten;
Und erſtaunt befragt er dieſe.
Heinz der wilde, iſt die Antwort,
Hauſt dort oben, Gilgen Lorch kann
Sein Ehweib wieder holen,
Wenn er dieſes Berges Gipfel
Hat erreicht im ſchnellſten Rennen.

Ha, wie warf er da die Augen
Glühend um und um im Kopfe!
Ha, wie ziſchten aus der Scheide
Da des Schwertes Flammenblitze!
Doch der Unhold auf dem Felſen
Lachte deß mit lautem Hohne,

Und des Ritters Augen glühen
Wandte ſich zu düſterm Starren,
Und des Schwertes Flammenſpitze
In der Mitternächte Grauſen
Zog im Sande Zauberkreiſe.
Sieh! und plötzlich ſeinem Rufen
Trat hervor aus Schutt und Moder
Nah an eines Sumpfes Gähren
Ein gebeugtes altes Männlein,
Graus geſtaltet, zum Entſetzen.
Aber Lorch, voll Wuth und Liebe,
Schaute nicht die Teufelsfratze,
Ruft: Auf, auf, du alter Unhold,
Schaff im ſchnellſten Flug zur Stelle
Einen Gaul, der Teufelseile
Mir zum Felſenritt, beſitzet!
Laut auf wieherte das Männlein,
Hob den Nacken hoch gewaltig,
Und die zottigen, ſchwarzen Haare
Flatterten von Haupt und Schulter
Schnell zur Mähne umgeſtaltet,
Und es ballten ſich die Krallen
Feſt zum Hufe, der die Felſen
Schlug, daß Funken aufwärts ziſchten.
Da mit Grauen und mit Wüthen
Schwang der Ritter ſich behende
Auf des Teufelroſſes Nacken:
„Gute Fahrt!“ rief eine Stimme
Kreiſchend aus des Rheines Tiefen,
Schickte nach ein wild Gelächter.

Und der Rappen und der Ritter
Sauſten von des Berges Fuße
Schnell hinan zum ſteilen Gipfel
Hinz der Wilde ſtand vom Donner
Angerühret, und des Feindes
Schwerthieb ſchlug ihn gar in Stücke.
Da voll Schrecken Frau Gertrudis
Eilt herbei, und ſieht den Theuren,
Sinket nieder, ruft in Ohnmacht:
Nicht mit Menſchenkraft erlanget
Haſt du deines Lebens Freuden!
Biſt dem Böſen heimgefallen!
Jeſus Chriſtus ſei dir gnädig!
Rufts und ſinkt entſeelet nieder.
Ach, als Gilgen ſieht die Schöne
Niederſinken und erbleichen
Und zu Tode gar erſtarren.
Arger Teufel, ruft er zürnend,
Hölliſch haſt du mich betrogen.
Sätt'ge deine wilde Rache!
Stößt das Schwert ſich in den Buſen,
Und die ſchwarze Seel' entführet
Kreiſend durch die Luft der Böſe,
Schlägt mit wildgewalt'gem Hufſchlag
An des Thurmes hohe Zinne
Und das Schloß verſinkt in Trümmer.

W. Smets.

Des Rheinbergers Grab.

Kommt eine junge Maid gegangen,
Mit Muſchelhut und Pilgerſtab,
Ihr Blick iſt trüb und bleich die Wangen,
Sie ſuchet ihres Liebſten Grab.

Er gab ihr einſt in ſchönern Tagen
Der Treue Schwur und hielt ihn nicht.
Lebt er beglückt — ſie hätt's ertragen,
Doch ſeinen Tod erträgt ſie nicht.

Und wo des Rheinbergs Thürme ſchauen
Hoch übers wilde Wisperthal
Da zeigt ein Landmann ihr voll Grauen,
Wo ihn getroffen Feindesſtahl.

Da ruht er in dem lockern Grunde,
Des Landes Furcht, der wilde Graf.
In ſeiner Bruſt die Todeswunde
So ſchläft er nun den längſten Schlaf.

Er iſt im kühnen Kampf gefallen
Mit Biſchof Werners Uebermuth.
Verödet nun ſind Rheinbergs Hallen
Verheert ſein Land, geraubt ſein Gut.

Es blieb kein Freund ihm, kein Getreuer
Die Bundesgenoſſen fielen ab;

Doch — einem Herzen iſt er theuer,
Rauſcht gleich der Bannfluch um ſein Grab.

Gebete tonten nicht und Lieder,
Weihwaſſer netzt die Stelle nicht. —
Doch heil'ge Thränen fallen nieder,
Verdunkelnd ihrer Augen Licht.

Und mit dem ſchwachen Pilgerſtabe
Gräbt ſie ein Eichenbäumchen aus,
Pflanzt es zu Häupten an dem Grabe
Und wandert fort in's Gotteshaus.

Doch wenn in ſtillen Kloſterhallen,
Sie ausgeträumt den Lebenstraum,
Wenn längſt des Ritters Grab zerfallen,
Dann rauſcht noch ſtolz und ſchön der Baum.

A. v. Stolterfoth.

Burg Rheinſtein.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte dieſe Burg Sifrid von Rheinſtein, ein eben ſo reicher und mächtiger als ſeiner Räubereien und Uebelthaten wegen berüchtigter Ritter.

Einſt als von einem ſeiner Streifzüge er mit ſchwerer Beute heimkehrte, brachte er ein Weib von ausgezeichneter Schönheit mit, das

er aus Frankenland entführet hatte. Aber wie er als Sieger über die Erbeutete triumphirte, fühlte er bald auch von der Sanftmuth der schönen Frau sich besiegt.

Der edlen Jutta Ankunft auf Rheinstein bewirkte in des Ritters Wesen eine überraschende Aenderung. Von nun an keine Gewaltthätigkeiten, keine Räubereien mehr; ruhig zog der Kaufmann vor dem sonst so gefürchteten Schlosse vorbei und furchtlos steuerte der Schiffer an den Mauern der Veste vorüber — Jutta's schmeichelnde Stimme hatte den Ritter beredet, der früheren Lebensweise gänzlich zu entsagen; so viel vermag die Liebe!

Vordem der geräuschvolle Aufenthaltsort frecher Wegelagerer, ward Rheinstein jetzt die trauliche Behausung des Friedens und harmlosen Genusses. Die wilden Gäste verließen es nach und nach, und die rauhen Kriegsgesellen, lüstern nach Beute und Willkühr, suchten anderwärts Dienst; im Dienste Sifrid's war kein Raubgewinn mehr zu erndten, seit auf seiner Burg das Glück stiller Häuslichkeit herrschte. So hatte es Jutta gewollt, und Sifrid ehrte sie hoch, wie Schönheit und Tugend man ehrt.

Aber dies stille Glück sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Nach einem Jahre ihres häuslichen Waltens starb Jutta bei der Geburt eines Töchterlein, das sie dem Gatten hinterließ. Der Verlust des geliebten Weibes versetzte den

Ritter in eine tiefe Schwermuth, die nach und nach zu einer düsteren Menschenscheu ward. Nur der Trost, in dem Kinde ein theueres Andenken zu haben, und die Sorge um dies kostbare Unterpfand fesselten ihn noch am Leben, und der Pflege und Erziehung der Tochter widmete er seine Tage.

Gerda, so hieß das Mädchen, entwickelte bald jene herrlichen Eigenschaften, die das Erbtheil der edelen Mutter; wie eine zarte Blume allmälig zur Pracht sich entfaltet, wuchs sie auf zu Anmuth und Liebreiz unter der schirmenden Sorgfalt des Vaters.

Indeß, wie zurückgezogen auch bisher Sifrid lebte, so konnte er doch ermüdeten Wanderern oder frommen Pilgern, die am Fuße des Berges anhielten, gastliche Aufnahme nicht versagen, und so ward denn gar bald der Schatz, welchen Rheinstein barg, entdeckt und verbreitete sich der Ruf von Gerda's Schönheit weit im ganzen Gaue und im Lande umher. Nicht lange sodann währte es, als auch schon eine Menge Ritter, hohen sowohl wie niederern Adels, auf Sifrid's Burg sich einfanden, alle in dem Wunsche, eine Ehe zu schließen, welche doppelten Gewinn verhieß, nebst den Reizen der herrlichen Jungfrau die großen Reichthümer des Vaters. Um sich endlich der Freier, die mit jedem Tage sich mehrten, mit einem Male zu erwehren, beschied der alte Herr von Rheinstein

sie alle nach Mainz, zu einem Turniere, welchem daselbst er mit Gerda beiwohnen wolle; die Hand der schönen Erbin solle der Preis des tapfersten Kämpfers sein.

Nicht leicht zählte ein Turnier mehr Theilnehmer als dieses, und der Ritter prangend Gefolge und glänzender Waffenschmuck vermehrte die Pracht des Festes; aber die schönste Zierde dabei däuchte Allen sie selber, Gerda, die zu gewinnen, so viele Edle in die Schranken jetzt traten, während von hohem Balkone sie mit ihrem Vater dem Kampfspiele zusah.

Unter den anwesenden Rittern zeichneten vor Allen sich zwei aus, Kurt von Ehrenfels, Besitzer der Burg gleichen Namens, und Kuno von Reichenstein, das, dem Schlosse Rheinstein benachbart, damals wohl mit diesem noch nicht zusammen gehörte. Beide Ritter führten einen rühmlichst bekannten Degen, und hatte Kuno, jünger als sein Gegner, die Vorzüge einer feineren Bildung und eines edleren Gemüthes, so überbot ihn der rauhe Kurt, der den Beinamen der Böse trug, an Reichthum und an ausgebreiteten Besitzthümern. Sifrid wünschte daher dem Ehrenfelser den Sieg, Gerda indeß hegte schon längst eine stille Neigung zu dem liebenswürdigen Reichensteiner; aber wie die Laune des Glücks meist wunderlich entscheidet, so entschied es auch diesmal zu Gunsten dessen, welchem die Liebe den Sieg so gerne entwun-

den hätte. Nachdem Kuno alle andere Nebenbuhler vom Kampfplatze entfernt und mehr als einen der Heirathslustigen schon auf den Sand geworfen, mußte er endlich der überlegenen Kraft des von Ehrenfels weichen, und freudig begrüßte Sifrid nun Kurt den Bösen als seinen zukünftigen Eidam.

Und es kam sodann der zur Vermählung bestimmte Tag, ohne daß Gerda's Bitten und Thränen den Entschluß des Vaters wanken zu machen vermochten. Mit bleichen Wangen und vom Weinen getrübten Augen schien sie, im reichen Gewande und glänzenden Hochzeitsschmucke, nicht eine glückliche Braut, sondern einem Opfer gleich, das man einem feierlichen Tode geweiht. Aber bevor sie zum Opfer des unbeugsamen Willens ihres Vaters würde, bevor an den Altar man sie zwänge, wollte sie erst noch Trost und Hülfe bei der mächtigen Beschützerin leidender Jungfrauen suchen, ihr, der Himmelskönigin sich zu Füßen werfen und in der Kapelle des Schlosses zu ihr beten. Und so eilte sie denn in die Kapelle und warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hin. Ohne Deinen Beistand, o Maria, die Du voll der Gnaden, bin ich auf immer verloren, Schmerz und Gram wird mich tödten! o beschütze mich, schirme Dein Kind vor solchem Elende!" Also flehte sie zu der Heiligen und lange lag vor ihr im Staube sie da, als endlich ungeduldig

Kurt herbeieilte und sie ungestüm zum Hochzeitszuge aufforderte. Aber das inständige Gebet hatte Gerda's Muth wunderbar gestärkt, und mit ruhiger Miene trat sie dem Ritter entgegen, warf einen letzten Blick nach der Seite hin, wo auf der Zinne von Reichenstein Kuno düster und traurig nach der Burg Rheinstein herüberſah, und folgte voll Vertrauen auf des Erlösers Mutter dem voraneilenden Ehrenfelser.

Zu den sie erwartenden Gästen des Festes gekommen, bat sie, daß man, um zur Kirche zu reiten, den weißen Zelter ihr sattle, den ihr Kuno von Reichenstein an ihrem achtzehnten Geburtstage geschenkt. Man that, wie sie wünschte, und nun ging der festliche Zug den Berg hinab zur St. Clemenskirche, deren Reste zwischen den beiden alten Behausungen heutigen Tags wieder hergestellt sind.

Kuno von seiner Burg herab sah den Zug, und unentschlossen, ob er an seinem Nebenbuhler sich rächen oder sich auf immer in ein Kloster begraben solle, starrte er, in Kummer versunken, vor sich hin, als plötzlich ein außerordentlicher Anblick ihn aus dem schwermüthigen Sinnen weckte. In dem Augenblicke, da eben der Zug bei der Kirche angelangt war, begann Gerda's Pferd, welches bis jetzt ganz ruhigen Schritt gehalten, heftig sich zu bäumen, und Alles, was sich ihm näherte, über Haufen werfend, riß es wüthend aus. Sogleich jagten die

Reiter ihm nach, es zurückzuführen; aber vergebens: es ſtürmte dahin, erſt dem Rheine zu, in welchen ſich zu ſtürzen, Gerda, auf das Zurufen Kurt's nicht achtend, es noch antrieb, denn der Tod im kühlen Strome wäre ihr erwünſcht geweſen; am Ufer des Fluſſes jedoch wandte das treue Thier um, und ſchnell wie ein Pfeil flog es nun den ſteilen Felſen hinauf, auf deſſen Gipfel Reichenſtein mit ſeinen gewaltigen Mauern ruhte; kaum, daß Kuno ſchnell genug die Zugbrücke niederlaſſen konnte, die Geliebte zu empfangen, welche auf ſo wunderbare Weiſe ihm in die Arme geführt wurde.

Dann, nachdem ſich beide der lebhafteſten Freude hingegeben, befahl er, daß man ſogleich die Thore ſchließe, die Schießſcharten verſorge und überhaupt Alles in beſten Vertheidigungsſtand ſetze — unnöthige Mühe jedoch! der Himmel hatte ſchon ſein Urtheil ausgeſprochen. Wenige Minuten nach Gerda's Ankunft wurde Sifrid, ihr Vater, durch einen Sturz ſeines Pferdes ſchwer verwundet, auf einer Bahre an die Thore Reichenſteins gebracht; er begehrte freundſchaftlichen Einlaß, und ſegnete, aus freiem Antriebe, eine Verbindung, die zu vollziehen, Gott unverkennbar ihm vorgeſchrieben. Das dem Ritter von Ehrenfels gegebene Verſprechen aber hatte bereits der Tod gelöſt; denn in demſelben Kahne, in welchem vor einigen Stunden Kurt frohlockend nach Rheinſtein gefahren war,

fuhr man jetzt eine hochzeitlich geschmückte Leiche nach Ehrenfels zurück: in blinder Wuth hinter den Spuren des Zelters, der Gerda entführte, nachjagend, war der Unglückliche an einem Felsen des Ufers mit seinem Rosse gestürzt und hatte den Schädel zerschellt. — Die Ueberlieferung erzählt nicht, ob Sifrid noch lange nach der Vermählung Gerda's lebte und ob blühende Enkel ihm das Greisenalter erheiterten, und eben so wenig, ob seitdem Rheinstein und Reichenstein einen Namen erhalten....

A. d. Franz. n. Savoye v. H. J. Kieser.

Der Mäusethurm.

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann:
Denn als Hatto, Bischof von Menz,
Das Korn sammelt' in seiner Grenz,
Und arme Leute kamen gelaufen
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt' er die in einer Scheur
Und ließ sie verbrennen im Feur.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei huben an,
Lacht der Bischof von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:

„Wie ſchön können die Kornmäus ſingen!
Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen.“
Von Stund an ſah er Abenteur,
Die Mäus liefen zu ihm vom Feuer,
So häufig, daß Niemand konnt wehren,
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut' er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rothem Stein,
Den Euer Viele haben geſehen,
Darauf den Mäuſen zu entgehen.
Aber es war verlor'ne Sach,
Sie ſchwammen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

Froſchmäuſeler.

Der Mäuſethurm.

Am Mäuſethurm um Mitternacht
Des Biſchofs Hatto Geiſt erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenſchein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen haſt du Hatto gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht!
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuſelein

Du ſtehſt auf den Rhein in den Inſelthurm,
Doch hinter dir rauſchte der Mäuſeturm:
Du ſchloſſeſt den Thurm mit ehrner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speiſen, die Lagerſtatt,
Sie fraßen die Tiſch dir und wurden nicht ſatt.
Sie fraßen dich ſelber zu Aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn ſchwirrend dein irrender Geiſt erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenſchein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Aug. Kopiſch.

Die Klemenskirche.

Wenn man durch den ſchauerlichen Felſenſchlund bei Bingen, an Hattos geſpenſtigem Thurme vorübergeſchifft iſt, und Aßmannshauſen hinter ſich hat, macht der Rhein eine ſtarke Krümmung, und das linke Ufer tritt wie eine Halbinſel hervor. Dicht am Strome, unter Wallnußbäumen, liegt die verlaſſene Clemenskirche, und hinter derſelben erheben ſich Rheinſtein und Reichenſtein, welche Rudolph der Habsburger als Raubneſter brechen ließ. Von

der Stiftung dieser Kirche hat sich folgende Sage in einem alten Liede erhalten.

Auf einer Burg im benachbarten Sauerthale lebte ein schönes, züchtiges Fräulein. Der Ritter von Reichenstein warb um die Hand des Mägdleins, wurde aber abgewiesen. Da faßte er den Entschluß, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und es gelang ihm auch, sie zu rauben und auf ein Schiff zu bringen. Aber plötzlich entstand auf dem Rhein ein gewaltiger Sturm, desgleichen die Steuerleute nie erlebt hatten, und Jedermann auf dem Schiffe verzweifelte an seiner Rettung. Da that die Jungfrau ein Gelübde, dem heiligen Clemens eine Kirche am Ufer zu erbauen, wenn er sie aus der Gefahr des Todes und aus den Händen ihres schändlichen Entführers befreien würde. Jetzt sah man plötzlich den Heiligen in seinem bischöflichen Anzuge auf dem Wasser erscheinen. Er reichte der Jungfrau die Hand, und sie wandelte mit ihm so sicher über die schäumenden Wogen hin an's Ufer, als wär's auf dem festen Lande. Das Schiff aber mit den Menschen, die sich auf demselben befanden, wurden vom Abgrund verschlungen.

Aloys Schreiber.

Aßmannshausen.

Der Burg Rheinstein gegenüber liegt das Dorf Aßmannshausen, berühmt wegen seines trefflichen auf dem Hellenberge wachsenden rothen Weines. Von hier gelangt man auf einem schattigen Bergpfade zu dem Weiler Aulhausen, der meist von Töpfern bewohnt wird, und von wo man tief unten im Thale das ehemalige Kloster Marienhausen, so wie weiterhin das aufgehobene Kapuzinerkloster Noth Gottes, dessen berühmtes Wallfahrtsbild jetzt in der Kirche von Rüdesheim ist, erblickt. Die Legende erzählt von demselben Folgendes: Der Ritter Hans Brömser von Rüdesheim wurde auf einem der Kreuzzüge in Palästina gefangen und von den Sarazenen in Ketten und Banden geschlagen. In dieser traurigen Lage dachte er oft und lange zurück an sein schönes Rheingau, an seine liebe Gattin und Kinder; endlich tröstete er sich mit dem bittern Leiden des Heilandes und that das Gelübde, ein Kirchlein zu bauen, wenn ihn Gott wieder glücklich zu den Seinigen bringen würde. Kaum war dieser Wunsch aus seinem frommen Gemüthe gekommen, so gelang es ihm, seine Ketten zu zerreißen, und ohne von den Wächtern bemerkt zu werden, aus dem Gefängnisse zu entrinnen.

So, gleichsam durch ein Wunder wieder in freie frische Luft gebracht, vergaß der Ritter das Gelübde, dem er seine Freiheit zu verdanken hatte. Auf dem Heimwege dachte er mehr daran, wie ihn die Küsse seiner schönen Frau, der Trank seines Rüdesheimer Weins schmecken, als wie er das versprochene Kirchlein erbauen würde. Darum brachte ihn Gott in neue Gefahr. Als er nämlich bei seiner Rückreise durch einen großen dichten Wald reiten mußte, siehe da regte sich aus einer Höhle ein schrecklicher Drache, und blitzte ihn mit seinen funkelnden Augen an. Der tapfere Ritter, welcher in so vielen Schlachten die wilden Gesichter der Sarazenen nicht gescheut hatte, wollte sich von diesem Unthier nicht schrecken lassen. Er ritt entschlossen durch den Wald fort, aber der Lindwurm legte sich ihm mitten in den Weg, und dehnte gegen ihn den schrecklichen Schlund hervor. Durch den Anblick eines so gräßlichen Thiers geschreckt, fing sein Pferd an zu scheuen; es bäumte sich schwitzend und zitternd zurück. Er gab ihm die Sporen, trieb es vorwärts und schleuderte seine Lanze. Da schoß das getroffene Unthier pfeilschnell auf ihn zu, packte mit seinen Krallen das Pferd, und umwand mit den Ringen seines Schweifs Roß und Reiter. In dieser neuen Gefahr dachte Hans Brömser wieder an das Gelübde, das er im Gefängniß gethan. Er wandte seine Blicke gen Himmel,

und wiederholte Gott sein Versprechen. So durch neues Vertrauen gestärkt, stieß er seinen Kreuzschild in des Drachen aufgesperrten Rachen, zog schnell sein Schwert aus der Scheide, und hieb damit so gewaltig auf das Unthier ein, daß es seine Krallen und Schweifringe zurückzog, und todt zur Erde niederfiel. Zum Andenken dieses neuen Sieges schnitt der Ritter dem Drachen die Stachelzunge aus dem Halse, packte sie zu den Ketten, worin er gefangen lag, hinten auf das Pferd, und kam so glücklich wieder zurück zu den Seinen nach Rüdesheim. Aber auch hier wurde Herr Brömser noch ein Mal treulos. Statt nach so glücklich überstandenen Gefahren Gott zu danken, und das versprochene Kirchlein erbauen zu lassen, lag er in den Armen seiner schönen Frau, tummelte mit seinen Knappen das Streitroß und zog bei einer Flasche Hinterhäuser Wein auf Jagden und Gelagen umher. Er mußte noch einmal an sein Versprechen gemahnt werden. Während er also in Rüdesheim seine Tage in Wohlleben dahin brachte, fuhr einstmals sein Knecht mit dem Ochsen nach dem Walde, um Holz zu laden, und als er so tiefer in das Dickicht kam, hörte er von Ferne ein Stimmlein, welches „Nothgottes" rief. Erstaunt über diesen seltsamen Laut, ging er mit seinem Ochsen dem Stimmlein nach, und als er an eine große Eiche kam, wollte sein Thier nicht

mehr fort, obgleich er es peitſchte. Während dieſes Aufenthalts blickte er hinauf an den Baum und fand in der Höhle des Stammes ein Bildchen ſtehen, welches den Herrn Chriſtus am Oelberge vorſtellte. Ueberzeugt, daß dieſes ein Wunder ſei, holte er es mit frommer Ehrfurcht aus dem Baume und brachte es den jungen Ritterknaben mit, auf daß ſie es mit kindlicher Andacht in die Hauskapelle ſtellen möchten. Am folgenden Tage, als der Knecht abermal zum Walde gefahren war, um das noch übrige Holz nach Hauſe zu bringen, hörte er abermals das Stimmlein „Nothgottes.“ Erſchrocken ob dieſes neuen Wunders ſuchte er den Baum auf, wo er das Bild am vorigen Tage gefunden hatte; ſein Ochs blieb abermal ſtehen, und grub mit ſeinen Hörnern ſo lange an der Wurzel, bis das Bildchen aus der Erde zum Vorſchein kam. Nun dachte der fromme Knecht, daß dieſes eine beſondere Bedeutung für ſeinen Herrn haben möge. Er brachte es wieder nach Hauſe und erzählte dem Ritter die ganze Geſchichte. Da ergriff dieſen Reue und das Andenken an ſein Gelübde. Er ließ ſogleich an dem Ort, wo der Knecht das Bildchen fand, eine Kirche, und auf dem Stamm des Baumes einen Altar errichten, wo ſie bis auf unſere Zeiten unter dem Namen „Nothgottes“ verehrt wurde. — Die Anzahl der Wall-

fahrer hierher in der Fastenzeit wurde früher auf 16,000 und mehr gerechnet.

Mal. Rheinland.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, der das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha genannt. Diese vermählte er an den zwar tapfern, aber wilden Fürsten Rohland, in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reize fesselten auch eine Zeit lang den unbändigen Krieger, aber bald trieb ihn die wilde Lust wieder zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur mögliche Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Demohngeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers rief sie öfters aus: „Ach Gott, wann werde ich einmal von der Tyrannci dieses Unholden befreit werden!“ — Da aber die Unarten des Gatten eher zu-

als abnahmen, gelobte ſie das Kind, das ſie von ihm unter ihrem Herzen trug, dem himmliſchen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert. Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und ſuchte ihn zu einem frommen chriſtlichen Helden zu erziehen. Da ſie die rohe Kriegsluſt ihres Gatten für die Haupturſache ihres erduldeten Unglücks hielt, ſo flößte ſie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der chriſtlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidniſchen Heldenthums ein. Dadurch machte ſie aber das Herz ihres Gatten ſich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche ſie ihrem Sohne gab, weil er ſie für weiblich hielt, und warf ſich deſto frecher in den Armen ſeiner Buhldirnen und Rebsweiber herum. Er lag von nun an beſtändig zu Felde in heimiſchen und fremden Fehden, und wurde endlich in einer Schlacht vom Feinde erſchlagen. Nach ſeinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo ſie bisher ſo viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme, und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt in der Einſamkeit zu leben. Kaum war dieſer Entſchluß in dem Lande bekannt, als ſogleich eine Menge von fürſtlichen und ritterlichen Freiern zu ihrem Schloſſe ritten, um das Herz und die Hand

einer eben so schönen als reichen Witiwe zu erhalten. Bertha verwarf jedoch alle Anträge, so vortheilhaft und einladend sie auch für eine junge Frau gewesen sein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintenan setzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder sein wollte. Wenn er viele solcher Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha, und sagte: „Siehe, Mutter, deine Kinder!“ — Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des jungen Heiligen billigend: „Mein lieber Sohn, es sind auch deine Brüder.“ Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Breche erst den Hungrigen dein Brod, bedecke erst die Nackenden mit deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes.“ So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm

umgeben. Sie gaben ihm zu verſtehen, daß es ſeinem hohen Stande angemeſſener ſei, ſich mit ihnen in Ritterſpielen zu üben, als ſich durch den Umgang mit ſolchen Bettelbuben zu entehren. Doch dieſe Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürſten nicht abhalten, ſeine bisherige Lebensart fortzuſetzen, und den armen Kindern ſeine Wohlthaten angedeihen zu laſſen. Nur von himmliſchen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er ſeine Blicke von dem fürſtlichen Glanze ſeiner Hoheit und richtete ſie nach dem Himmel. Unter ſo frommen Gedanken ſchlief er eines Abends auf einem bemoosten Felſen am Ufer des Rheins ein, und ihm erſchien im Traume folgendes Geſicht. Er ſah an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich ſchönen Angeſicht ſtehen, und um ihn her ſprangen viel muntere Knaben in das helle Waſſer des Rheins. Der Alte wuſch einen jeden ganz rein, und ſo kam er in einer ſchönern Geſtalt aus den Fluthen hervor. Als Rupert eine Zeit lang dieſer Handlung zugeſehen hatte, erhob ſich aus dem Fluſſe eine gar reizende Aue. Sie war mit den ſchönſten Blumen und Kräutern beſetzt und aus ihnen duftete ein köſtlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüſchen umgeben, und an denſelben prangten die köſtlichſten Früchte. Auf den Aeſten, mit wei-

ser und röthlicher Blüthe geschmückt, flatterten muntere Vögelchen umher, in den schönsten Farben erglänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern, und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O, laß mich doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue weilen!“ Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden.“ Unter diesen Worten des Alten sah der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend und tausend schöne liebliche Engelchen mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm kniete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes reines Lämmlein verführend, womit

sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: „Sehet dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.“ Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christkindlein ausstrecken; aber die Erscheinung verschwand; er erwachte, und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken. Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich und erzählte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sei, sie zu verlassen, und in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch mein liebster Sohn, daß du das einzige Kind bist, das ich mit Schmerzen geboren habe, und auf dem die Erhaltung unsers edlen Fürstenstammes beruht. Wie will ich ohne dich die Einsamkeit meines

Wittwenstandes ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende unsere Schätze willig hingegeben; wie kannst du Gott besser und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und Almosen? Bleibe doch bei deiner Mutter und erhalte mir meine einzige Hoffnung und die Hoffnung unseres fürstlichen Geschlechts." Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach der gekränkten Bertha, sie nicht zu verlassen. Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen Fürstenhauses und den christlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Diese ermahnten ihn auch, daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer sein Leben nicht durch niedere Beschäftigung mit Bettlern und Landstreichern verächtlich machen dürfe. Sie sagten ihm, daß es nun Zeit sei, durch Uebung in Waffen und edle Sitten den Preis der Ehre und Minne zu erkämpfen. So wollten die fürstlichen Jünglinge seinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Ansprüche auf eine so hohe

Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieses Alles aber, ohne den geistlichen Helden zu reizen, bestimmte ihn viel fester in dem Vorsatze, seine Wallfahrt nach Rom zu beschleunigen, um dadurch, wie er glaubte, diesen Fallstricken des Teufels zu entgehen. Statt des stolzen Fürstenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an, und statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab, und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen. Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostelfürsten geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner traurigen Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese anstrengenden Beschäftigungen untergruben seine ohnedies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, aber seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandten. Bald nach Ruperts und seiner Mutter Bertha Tode 864, kamen die Normänner den Rhein herauf und zerstörten, nebst vielen andern Städten, auch Bingen und die Einsiedeleien beider Hei-

ligen. Die Einwohner, welche bisher ihre Wohnung auf dem linken Naheufer aufgeschlagen hatten, zogen nun auf das rechte, und legten dort die jetzige Stadt an, welche wahrscheinlich der Erzbischof von Mainz, Hatto, nach dem Tode des heiligen Rupert seinem Erzstift einverleibte; wenigstens bestätigen sowohl Urkunden als Sagen, daß er die neuerbaute Stadt mit Mauern umgeben, den Grund zu den Schlössern Klopp und Ehrenfels gelegt, und den Mauththurm, jetzt Mäusethurm genannt, auf der Rheininsel oberhalb des Bingerlochs erbaut habe.

Malerisches Rheinland.

Die goldne Brücke.

Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewaltger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er iſt heraufgeſtiegen zu Aachen aus der Gruft
Und ſegnet ſeine Reben und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Waſſer hinein,
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiſer geht hinüber, und ſchreitet langſam fort,
Und ſegnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und ſchläft in ſeiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer und trinken in goldnem Saft
Uns deutſches Heldenfeuer, und deutſche Heldenkraft.

Emanuel Geibel.

St. Nikolaus.

Zu Rüdesheim an Brömſers Burg, da ſteht ein ſteinern Haus,
Und drin ein wunderwirkend Bild des heil'gen Nikolaus.

Ein Schiffer kniet davor und fleht: „Laß Gnade mir geschehn,
Mich und mein Schifflein unversehrt durchs Loch zu Bingen gehn.

„Und wenn du, heilger Nikolaus, mich des gewähret haſt,
Eine Kerze ſtift' ich deinem Haus wie meines Schiffes Maſt."

Der Heilge nickt Erhörung zu und pfeilſchnell fliegt das Schiff
Auf glatten Wellen unversehrt, übers lauernde Felſenriff.

Da ſprach der Schiffer und lachte derb; die Gefahr iſt nicht ſo groß,
Ich ſehe wohl, mich beißen nicht die Fiſch im Wellenſchoß.

„Und du, habſüchtger Heilger du, will ewig ſein verdammt,
Wenn nur ein Stümpfchen, fingersgroß, vor deinem Bilde flammt."

Das Wort iſt geſprochen, da kracht das Schiff, das Waſſer ſchießt herein:
Die Fiſche beißen den Schiffersmann; noch zeigt man ſein Gebein.

Rüdesheim.

Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im Abendſtrahl — —
O Rüdesheim, wie ſchön und mild
Stralt aus der Flut zurück dein Bild!
Manch' halb verklung'ne Sage hallt
Um deine Burgen grau und alt,
Von ihren Thürmen wehn der Flieder,
Die Birke jetzt als Banner nieder;
Doch hört der Schiffer oft bei Nacht,
Auf ſpäter Fahrt, eh' Sturm erwacht,
Ein leiſes Klagelied verhallen,
Und ſieht bei'm matten Sternenlicht,
Ein Frauenbild vorüber wallen;
Giſela war's, er zweifelt nicht!
Doch Brömſer's herrliches Geſchlecht,
Einſt kühn und tapfer im Gefecht,
Fromm und gerecht und mild im Haus
Ruht längſt in Grabeshallen aus.
Nicht mehr, wie ſonſt, zieht hoch zu Roß
Der Erzbiſchof von Mainz herab,
Auf jene Inſel — Ludwigs Grab
Des Gaues Huld'gung zu empfahen;
Nicht mehr ertönt, wenn Feinde nahen,
Von Ort zu Ort der Glocken Klang
Und Feldgeſchrei und Schlachtgeſang;
Nicht ſind von Bürgern mehr geſchirmt
Des Landes Burgen hochgethürmt,

Nicht beten Mönch und Nonne mehr
Für ihrer Waffen Ruhm und Ehr'.
Nur selten wallet gramerfüllt
Ein Pilger noch zum Gnadenbild,
Das einst auf waldumgrünter Haide
Ein Stier gewühlt aus feuchtem Grund.
Vorüber alles — alles fort,
Zerstäubt, vergessen und vergangen!
Nur noch die Rebenberge dort
Mit Kränzen reich wie sonst behangen,
Und d'rüber hingebreitet blau
Der Frühlingshimmel mild und lau,
Und noch wie sonst der alte Rhein
Umglüht vom Abendpurpurschein.
Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im letzten Strahl. — —

Adelheid v. Stolterfoth.

Die Felsenkirche zu Oberstein.

Ich komm als ein büßender Pilger gegangen,
Vergebung der Sünden, Herr Papst, zu erlangen,
Die Firnen der Alpen, den ewigen Schnee
Schon hab ich geröthet mit blutendem Zeh.

„Laß dein Vergehen uns, Ritter, erfahren,
Die wir die Schlüssel des Himmels bewahren.
Und haben dich Flammen der Reue durchwallt,
Uns wurde zu binden, zu lösen Gewalt."

Wohl muß ich unseliger That mich verklagen:
Ich habe den eigenen Bruder erschlagen.
Von der Väter Schloß auf ragendem Stein
Warf ich hinab sein zerschmetternd Gebein.

„O wehe, wie sprichst du gelassenen Muthes!
Gedenke des himmelanschreienden Blutes.
Kein Opfer versühnte, vertilgte die Spur,
Ihr schaudert, im tiefsten empört, die Natur."

Mich reizte der Bruder auch widernatürlich:
Er wußte zu wohl, wie mir unwillkürlich
Jede Fiber erbebte, das Blut mir gerann,
Wenn eine Katze mich schleichend umspann.

Da steckte der Bruder mir, heiliger Vater,
In den Stiefel den scheußlichen, blinzenden Kater.
Ich fuhr hinein und wie ward ich begrüßt!
Das hat mit dem Leben der Spötter gebüßt.

„Nein lächelt nicht, Säulen des römischen Stuhles,
Beweinet die Seele, die Beute des Pfuhles.
Sie ward nicht vom Feuer der Reue durchlebt,
Ihr ist mit dem ewigen Feuer gedroht.

„Du batest um Segen, ich sollte dir fluchen,
Geh hin in die Wüste Zerknirschung zu suchen;
Du findest bei Thieren wohl menschlichern Sinn:
Da wohne, so ist es der Welt ein Gewinn.

„Doch fühlſt du im Buſen die Folter ſich regen,
So haben wir Buße dir aufzuerlegen:
Kehr heim mit gebrochenem, ſeufzendem Muth
Und gieb an die Armen dein Geld und dein Gut.

„Und wo der Erſchlagne vorübergefallen,
Da laſſe die Schläge des Hammers erſchallen,
Erweiche mit Thränen den harten Stein
Und grab eine Kirche dem Felſen ein.“

Der ſtrafenden Worte gieng Keines verloren,
Sie waren ihm Dolche ſein Herz zu durchbohren.
Er hatte ſich ſelbſt wie im Spiegel geſehn,
Ein Scheuſal, mußt' er entſetzt ſich geſtehn.

Nicht braucht' er in Wüſten Zerknirſchung zu ſuchen,
Er möchte ſich ſelber viel härter noch fluchen.
Da wandt er ſich heim mit gebrochenem Muth
Und gab an die Armen ſein Geld und ſein Gut.

Und wo der Erſchlagne vorübergefallen,
Da ließ er die Schläge des Hammers erſchallen,
Erweichte mit Thränen den harten Stein
Und grub die Kirche dem Felſen ein.

Er hämmerte fleißig den Tag und die Nächte,
Und ſank ihm ermattet die nervige Rechte,
Du büßeſt, gedacht' er, den Brudermord,
Und hämmerte wieder und meißelte fort.

So trieb er es Jahrelang ohne zu ſtocken:
Da luden zur Kirchweih fröhliche Glocken.

Und als die Gemeinde verſammelt war,
Der Graf lag todt vor dem Hochaltar.

Da ſangen die Chöre: Nimm dieſen nach Oben:
Er gab uns dies Haus dich zu flehn und zu loben.
Denn Dein iſt der Preis und die Ehre ſei Dein,
Du ſchmelzeſt die Herzen und ſchmeidigſt den Stein.

K. S.

Karl und Elbegaſt.

Eines Abends, da der Kaiſer ſchlief
Auf ſeiner neuen Pfalz am Rhein,
Da weckt' ein Engel ihn und rief:
Auf, Kaiſer Karl, ein Dieb zu ſein!

Auf, Karl, und ſtiehl, es iſt Gottes Gebot,
Auf, groſſer Kaiſer, werde zum Dieb,
Und ſtiehlſt du nicht, es iſt dein Tod,
Geſchwinde ſtiehl, wenn das Leben dir lieb.

Da ſprach der Kaiſer: „Ich bin ſo reich,
Mir zollt der Rhein und der Donauſtrom,
Wer iſt an Schätzen dem Kaiſer gleich,
Dem Köln gehorcht und das ewige Rom?

„Mit Ehren noch iſt das Haar mir ergraut;
Sollt ich nun ſtehlen, das wär ein Spott!

Meinen Ohren hab ich zu viel getraut:
Warum geböte mir solches Gott?"

Der Engel warnte: Grüble nicht nach,
Was der Herr dir räth, dem folge blind,
Und dünkt dich Diebstahl eitel Schmach,
So wisse, du bist an Witz noch ein Kind.

Da regte der Engel der Flügel Gold
Und hob sich empor zu himmlischen Höhn.
„Du stehst nicht in der Hölle Sold,
Dazu ist dein Gefieder zu schön!

Muß ich nun stehlen, ich alter Mann!
Es war kein Spuk, mir hat nicht geträumt;
Doch wie beginn ichs, wie greif ichs an?
Ich hab es in jungen Jahren versäumt."

In Stahl und Eisen kleidet' er sich,
Zu Häupten band er den lichten Helm,
Er nahm das gute Schwert und schlich
Sich vor das eigne Thor als ein Schelm.

„Wie waren Diebe mir stets verhaßt!
Wüßt ich nun einen, das wär mir lieb;
O käm zur Hülfe mir Elbegast,
Der schlaue Zwerg, der berüchtigte Dieb!

„Ich hab ihm oft mit dem Galgen gedroht,
Durch Heid und Busch ihm nachgesetzt:
Nun wäre mir solch ein Lehrer Noth,
Der ist mit allen Hunden gehetzt."

Da vermißt' er den Harniſch auf der Bruſt,
Den Helm vermißt' er auf dem Haupt,
Auch bemerkt' er ſeines Schwerts Verluſt:
Die hatte ihm Elbegaſt geraubt.

Da ſtand vor ihm der kleine Wicht
Und ſprach: Sie ſchienen allzuhell,
Gewaffen taugt zum Stehlen nicht,
Ich trugs zurück in die Kammer ſchnell.

Wo willſt du nun ſtehlen? ſag mir bald,
Ich bin dir beizuſtehn bereit;
Doch meine Geſchäfte ſind mannigfalt,
Verlieren wir nicht die köſtliche Zeit. —

„Wo," ſprach der Karl, „iſt einerlei,
Wenn es nur ſonſt der Mühe verlohnt.
Einen Kaufherrn weiß ich hier nahebei,
Und dort iſts, wo ein Bäuerlein wohnt.

„Der Kaufherr hat ſchon längſt zu viel,
Das Bäuerlein heut erſt Geld gelöſt:
Nun wähle dir, wen du willſt, zum Ziel,
Und morgen ſind ſie von Allem entblößt." —

Dem Bauer ſtehl ich nicht ſein Obſt:
Wer den Bauer ſchädigt, der verdirbt,
Der Bauer iſt kein feiſter Probſt,
Der mit Händefalten Gut erwirbt.

Den Kaufherrn koſtet's auch den Schweiß
Ihn zu berauben, das bleibe fern;

Den Abt, den Biſchof geb ich Preis
Und Mönch und Knönch und geiſtliche Herrn.

Ich kenn ihrer viel im römiſchen Reich:
Ob die Seel aus dem Feuer ſpringt,
Gilt dem gierigen Pfaffen gleich,
Wenn ihm das Geld im Kaſten klingt. —

„Du Heide, der du an Klötze glaubſt,
Laß Chorrock und Kaputz in Ruh!
Was du dem Pfäfflein beute raubſt,
Das legt der Bauer ihm morgen zu.

„Ein würdger Prieſter, ein treuer Hirt
Der Herde, die ihm Gott vertraut;
Von welchem Der geärgert wird,
Dem gieng es billig an Haar und Haut.

Weißt du nicht einen Reichsbaron,
Der ſich mit ſechzehn Ahnen ſpreizt?
Er thut, als ſtützt' er Altar und Thron,
Doch ſeh ich nur, daß er birſcht und baizt."

Der Kleine ſprach: In der Burg dort ſitzt
Eine rechte Plage für Stadt und Land;
Bei dem hab ich ſchon oft ſtipitzt,
Er iſt Graf Harderich genannt.

Er macht ſich des Volkes Noth zu Nutz,
Er bricht den Frieden und beugt das Recht,
Bis ſich der Freie in ſeinen Schutz
Begiebt als ein leibeigner Knecht.

Er iſt auch ſeinem Herrn nicht treu,
Er wünſcht ſich nur des Kaiſers Tod,
So dürft er hauſen ohne Scheu,
Und brächte das halbe Reich in Noth. —

„Da iſt gut ſtehlen, das iſt mein Mann!“
Sprach Karl, den des Vaſallen verdroß.
Da gingen beide, der Zwerg voran,
Sie kamen bald vor ein ſtolzes Schloß.

Das Zwerglein raunt' ein Zauberwort,
Das öffnete Thor und Thür zumal:
Der Kleine ſchlich in den Stall ſofort,
Der Kaiſer trat in den weiten Saal.

Neben dem Saal im Schlafgemach,
Da ſchlief die Gräfin und der Graf;
Doch plötzlich ward jetzt Harderich wach,
Pferdegewieher ſcheucht' ihm den Schlaf.

Das Zwerglein wollt ihm leiſe nahn,
Da wieherte laut das treffliche Pferd.
Nun rief der Graf einen Knappen an:
„Geh, ſchau mir was den Hengſt beſchwert.“

Der Knappe taumelte ſchlummerfaul
Zu ſchauen, was den Hengſt erſchreckt:
Da hatte der Zwerg ſich über dem Gaul
Lang hin auf einen Balken geſtreckt.

Als da der Knappe Niemand ſah,
Zu dem Grafen ſprach er aufgeräumt:

Es iſt keine lebende Seele da,
Dem Hengſt hat wohl was Liebes geträumt.

Harderich ſchickte ſich zu ruhn;
Doch lauter wieherte jetzt das Roß.
Da rief der Graf: Was ſagſt du nun?
Ich ſag, es ſind Räuber in meinem Schloß.

Die braune Fackel brannt er ſich an,
Stieg ſelbſt hinunter in ſeinen Stall:
Da ſuchte lange der ſorgende Mann,
Die Räume durchforſcht' er, die Winkel all:

Er fand von Räubern doch keine Spur;
Unwillig kehrte zurück der Graf.
Da ſprach ſein Weib: „Geſteh es nur
Dir rauben andre Sorgen den Schlaf.

„Du ſchliefſt ſchon nicht die dritte Nacht,
Dir ſchmeckt kein Eſſen, mundet kein Trank,
Gern wüßt ich, was dich ſo trübe macht,
Ich fürchte, du wirſt noch ernſtlich krank."

Er wollt es nicht ſagen, ſie ließ nicht nach,
Sie küßt' ihn bleich und wieder roth;
Zuletzt ergab er ſich und ſprach:
„So wiſſe, wir ſchworen des Kaiſers Tod.

„Wir unſer Zwölfe" (er nannte ſie ihr)
„Wir reiten morgen in ſeine Pfalz,
Zwölf ſcharfe Dolche wie dieſer hier,
Die bohren wir ihm durch Bruſt und Hals."

Das hörte der Kaiſer Wort für Wort
Und behielt es wohl in ſeinem Sinn,
Er ſchlich ſich leis zu dem Zwerglein fort;
Das dachte nur auf des Hengſtes Gewinn.

„Ich ſtehle dir Eier aus der Brut;
Dies Pferd litt nicht, daß ichs beſtieg:
Ich weiß kein Roß, ſo wacker und gut,
Und wer es reitet, mit dem iſt Sieg!

„Es hat gewiehert, und ſich gebäumt" —
Der Kaiſer ſprach: „Laß mich heran."
Der hat es geſattelt und hat es gezäumt,
Lammfromm trug es den herrlichen Mann.

Der Kaiſer ritt es aus dem Thor,
Er ritt zu ſeiner Pfalz in Haſt,
Den Zwerg er aus den Augen verlor,
Nie ſah er wieder den Elbengaſt.

Die Seinen rüttelt' er aus dem Schlaf,
Er rüttelte Manchen aus ſüßem Traum:
„Kommt mit den Zwölfen der falſche Graf,
Die hängt mir an den höchſten Baum."

Sie kamen am Morgen zur Pfalz geſprengt:
Da ritt der Kaiſer des Grafen Roß.
Dem Grafen ward das Herz ſo beengt.
Wehrlos ergab er ſich dem Troß.

Sie fanden alle den grimmen Tod,
Der Zwölfe kehrte Keiner heim:

Von dem Engel, der ihm zu stehlen gebot,
Hieß Karl die Pfalz nun Ingelheim.

K. S.

Trinklied von Karl dem Großen.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße mit seinem Becher an!

Er thronte dort in Aachen, dem altberühmten Ort,
Und Völker vieler Sprachen gehorchten seinem Wort.

Es hat der große Kaiser, trotz seinem langen Bart —
Er war um desto weiser — den Ernst mit Lust gepaart.

Er liebte warme Quellen und schwamm an manchem Teich:
An schönen Badestellen ist Aachen durch ihn reich.

Den edeln Ingelheimer zog er bei seinem Schloß,
Wovon schon mancher Eimer die Kehl uns niederfloß.

Am Rüdesheimer Berge hat er den Wein gepflanzt,
Wo Niren sonst und Zwerge um Hatto's Thurm getanzt.

Wenn wir den Rheinwein trinken, so werde sein gedacht:
Auch die westphälischen Schinken hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen; es war ein strenges Muß.
Er zog sie bei den Sachsen wohl in den Weserfluß.

Die heroischen Westphalen, die schlachteten nicht ein:
Die Mönche drauf befahlen ein fett St. Martinsschwein.

Dem heiligen Mann zu Ehren hieng man sie in den Rauch:
So sah man sich vermehren den lebenswerthen Brauch.

Es lebe Karl der Große, ein edler deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße bei seinem Namen an!

A. W. v. Schlegel.

Auch ein Held.

Wir kleine freiwillige Schützenbaar,
Wir haben auch unsern Helden fürwahr,
So gut als wie die großen,
Die uns wie nichts verstoßen.

Wir kleine freiwillige Schützenschaar,
Wir haben 'nen Helden und das ist wahr.
Der läßt sich nicht verdrießen,
Dem Feind in die Scheibe zu schießen.

Wir freien Schützen, wir standen vor Mainz,
Wir standen aber davor nicht allein:
Es standen aus vielen Landen
Viel andere noch, wo wir standen.

Wir freien Schützen, da stehn wir vor Mainz,
Hier ist kein Ruhm zu gewinnen, scheints;
Es wird kein Blut nicht vergossen,
Es wird nicht gehaun noch geschossen.

Ihr freien Schützen, und obs euch verdrießt,
Ich sags euch, daß mir keiner schießt;
Das Schießen ist verboten
Mit Kugeln und auch mit Schroten.

Da stand wohl unser Schützenheld
Auf einem Posten postiert im Feld,
Ihm stand in langer Hose
Gegenüber ein Franzose.

Da kam dem Herrn Franzosen es an
Mit Hohn zu begegnen dem deutschen Mann:
Er zieht die Hose vom Leibe
Und zeigt' ihm die nackende Scheibe.

O freier Schütze, es ist nicht Noth,
Daß du jetzt haltest das Gebet;

O laß dich nicht verdrießen
Dem Feind in die Scheibe zu ſchießen.

Den freien Schützen, da faßt ihn der Grimm,
Da geht es dem Herrn Franzoſen ſchlimm;
Er ſchießt ihm keck in die Scheibe,
Daß er nicht Hohn mehr treibe.

Der Franzmann hinkt mit Schmach nach Haus,
Der freie Schutz iſt ſtolz garaus;
Gar über ſein Verhoffen
Hat ihn ſolch Glück betroffen.

O freier Schütze, dir iſt es geglückt,
Daß du die Büchſe haſt abgedrückt,
Und nach einem ſolchen Ziele,
Wie außer dir wohl nicht viele.

O freier Schütze, dir iſt es geglückt,
Daß du allein dich mit Ruhm haſt geſchmückt;
Wir alle müſſen, wir andern,
Nach Hauſe ruhmlos wandern.

O freier Schütze, wir bitten darum,
Mit deinen Kamraden theile den Ruhm,
Daß wir, mit Ehren zu melden,
Doch haben auch einen Helden.

Du Schütze, du Held im erſten Glied,
Wir ſingen auf dich dies Ehrenlied,
Doch machen wirs uns zum Verdruße,
Daß es kein Andrer uns ſinge.

Rückert.

Die goldene Luft.

Zu Mainz iſt eine Straße die goldne Luft genannt
Als einſt von Gaſſe zu Gaſſe die Peſt die Stadt durchrannt
Und was darin gewohnet hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verſchonet ſagt man die goldne Luft.

Und als die goldnen Lüfte vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüfte der Stadt ſich wieder auch;
Ausgoß von dort allmählig ſich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngſt erzählet von Einem, den ich mir
Zum Führer hat erwählet; der zeigte mir die Zier
Der Stadt, die alterthümlich, einſt Deutſchlands Schutz und Wall
Jetzt wieder pranget rühmlich nach des Tyrannen Fall.

Die Peſt, die hier gehauſet, wem iſt ſie nicht bekannt?
Sie iſt es, die durchgrauſet das ganze deutſche Land.
Verſchont iſt nichts geblieben von ihrem Moderduft,
Bis daß ſie ward vertrieben von goldner Freiheit Luft.

Rückert.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz iſts öd' und ſtille, die Straßen wüſt und leer,
Nur Schmerzgeſtalten ziehen im Trauerkleid umher
Nur Glockentöne ſchwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt ſich und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leiſem Flug,
Da naht dem heilgen Dome ein ſtiller, ernſter Zug.
Viel Männer, Greis und Kinder, der Frauen holde Zahl,
Jedwed im Auge Thränen, im Buſen herbe Qual.

Sechs Jungfraun in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr,
Und nahn mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar;
Der giebt ſtatt Heiligenbilder der Menſchheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenſchwarzen Grund.

Auf ſchwarzem Sargtuch ruhet ein friſches Lorberreis,
Die grüne Sängerkrone, des hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die klopft leis und lind,
Die Saiten beben trauernd durchwebt vom Abendwind.

Wer ruht wohl in dem Sarge von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied.
Drum ist auch welk die Hülle und alt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen da die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Anastasius Grün.

Willegis.

Es saßen am Thum zu Mainz die adeligen Herrn
Den Willegis zum Bischof nicht allewege gern.
Der war ein Wagnerssohn:
Sie malten ihm zum Hohn

Mit Kreide Räder an die Wand:
Die sah er wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Aergerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da ersehn,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler gehn:
„Komm Maler, male mir
Ob jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im rothen Feld,
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk woher du kommen bis!"

Nun wurde von den Herrn am Thum nicht mehr geprahlt,
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt:
Sie sahn, dergleichen thut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein Jeder das Rad ins Wappen nahm:
Also ward Willegis
Glorie das Aergerniß.

August Kopisch.

Das Fräulein vom Steine.

Und ziehst du zum Gestade des vaterländschen Rheins
Und kommst auf deinem Pfade ins altergraue Mainz,

Durchwalleſt du die Thore, die Gaſſen breit und eng,
Wo Haus und Pfalz ſich reihet in rührigem Gedräng,

So wall hinein mit ſtolzem und feſtem Siegertritt,
So wall als ob ein König vor ſeinem Volke ſchritt',
So wall als ob du zögeſt an deinem Ehrentag
Ein Bräutigam, zu führen ein hochzeitlich Gelag.

Denn dieſe Straßen kehrte die allerſchönſte Hand,
Das edelſte der Fräulein im weiten deutſchen Land.
Dort auf dem Felſen hauſte der Lahn der Herr von Stein,
Zu Mainz die Gaſſen kehrte ſein holdes Töchterlein.

Die Franzen hatten lange das deutſche Reich verheert,
Sie maßen wie mit Ellen das Land ſich mit dem Schwert,
Sie riſſen von den Gauen ſich ab den beſten Theil,
Sie griffen zu, wo irgend für Sinn und Gaumen Heil.

Im deutſchen Volk mit Zürnen erwacht der alte Geiſt,
Das noch an kühnen Herzen, an Helden nicht verwaiſt.
Und wie die Männer rüſten, da will auch keine Frau,
Die zarte Maid nicht fehlen am großen Wiederbau.

Da ſchrieb das edle Fräulein vom Stein dem Bräutigam:
Der Rettungstag wird tagen, und enden unſre Scham.

Mein Trauter darf nicht feiern, tritt in die Reihen ein,
Nur nach dem Kampf, dem Siege mag ich sein eigen sein.

Der Brief lief gar behende, doch tückisch lauscht Verrath:
„So greift die Dirn und ihre Verwandten auf der That!
Der Vater ist in Preußen, wo er die Kriegsglut schürt:
Die Tochter drum ergriffen, gefangen wie sichs gebührt.“

Zu Mainz dort auf den Gassen, was ziehn die Trommeln auf?
Sie wirbeln frisch zusammen das Volk in hellem Hauf.
Geschäftig schreiten Büttel in ihrem Scharlachkleid,
Viel grimme Schergen stehen, viel Laurer da bereit.

Sie führen in der Mitte ein Kind, wie Engel hold,
Im weißen Kleid der Unschuld, die Locken lang entrollt:
Den Besen muß sie führen in ihren Händen weiß,
Die Gassen muß sie kehren dort in der Spötter Kreis.

Zwischen Scherg und Büttel fegt sie her und hin:
Ihr Bürger und ihr Bauern, verhöhnt sie nicht euer Sinn?
Nein, keiner will da lächeln, ernst ist jedwes Gesicht:
Darüber möcht sich ärgern mancher Franzosenwicht.

Iſt nicht das Kehren Schande in der Büttel Geleit?
Doch alles Volk verneigt gar tief ſich vor der Maid,
Die Köpfe ſich entblößen, wie wird ſie hochgeehrt!
Man wandelt wie zur Wallfahrt auf der Straße, die ſie kehrt.

Ein Jeder denkt das Seine, Gedanken ſind noch frei:
Gott gebe ſeinen Segen zu dieſer Kehrerei.
Sei Sie der Reigenführer nach altem deutſchen Brauch
Und laſſe Kehraus tanzen bald jeden wälſchen Gauch.

Die Büttel und die Schergen ließen die edle Maid.
Bald ward mit Kehraustanzen das Vaterland befreit.
Was lang in treuen Herzen Stoßſeufzer nur gehaucht,
Das war in voller Wahrheit ans Tageslicht getaucht.

Drum wandelſt du am Rheine zu Mainz hindurch die Stadt,
So blicke mit Verehrung auf deiner Füße Pfad,
So wandle wie ein Bräutigam, der zum Altare tritt,
So wandle wie ein König in ſtolzem Siegerſchritt.

Wilhelm von Waldbrühl.

Adolphseck.

Der deutſche König, Adolph von Naſſau war in einen Krieg mit dem Könige von Frank-

reich verwickelt, denn dieſer wollte gerne Unfrieden ſtiften im deutſchen Reiche, und bei ſolcher Gelegenheit ſeines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elſaß gegen den Biſchof von Straßburg, der den Franzoſen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Nonnenkloſter gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, beſonders eine junge Novize, welche oft die Nacht über bei ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina, und ſtammte von einem edlen Geſchlecht in den Vogeſen ab. Die klöſterliche Tracht gab den Reizen der ſchönen Novize etwas Verführeriſches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in ſeinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand ſeiner jungen Wärterin, und ſagte: ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch danken ſoll. Durch Eure Pflege bin ich geneſen, aber Eure ſchönen Augen und Euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novize erröthete und entfernte ſich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß ſie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber ſtatt ihrer erſchien eine andere Nonne, und von dieſer vernahm er, die Schweſter Imagina ſei von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Dieſe Nachricht fiel wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling ſeiner

Liebe, und tödtete die Blüthen seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und seine neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. Drei Tage gingen so hin. Am Abend des dritten Tages, um die zehnte Stunde, da schon Alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thür seines Gemachs, und die schöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, sagte sie, der Bischof von Straßburg stellt Euch nach, und will Euch diese Nacht, hier im Kloster, aufheben lassen. Ich komme, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt, und den Schlüssel zur Gartenthür hab' ich mir verschafft.

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Diener bei sich; diesen schickte er auf der Stelle mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Fürth und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu

verlassen, daß die Liebe zu Adolph, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rhein zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbesuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrsale, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Untergange. Albert von Oesterreich strebte nach der deutschen Krone, und die Absichten desselben beförderte der Erzbischof von Mainz. Der König zog seinem Widersacher mit einem starken, sieggewohnten Heer über den Rhein entgegen. Imagina konnte sich diesmal nicht von ihm trennen und folgte ihm in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph sie bereden, im Kloster Rohnethal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber sein würde. Nicht weit davon geriethen beide Heere aneinander. Der tapfere Nassauer fiel durch sein Ungestüm und sein Tod zog den Verlust der Schlacht nach sich. Die arme

Imagina lag die ganze Zeit über in der Klosterkirche auf den Knien und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte sie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond stieg herauf — es wurde stiller und stiller — da sprang das treue Windspiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlassen hatte, winselnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewand und lief dann gegen die Thür und wieder zurück — und fing von Neuem zu winseln und zu zerren an. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen und folgte dem Thier, welches sie mitten auf das Schlachtfeld, zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer schauerlich beleuchtet. Imagina warf sich in unendlichem Jammer auf den entseelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tages im Kloster Rosenthal zur Erde bestattet. — Die schöne Imagina nahm von nun an weder Speise noch Trank, und eines Morgens fand man sie todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht versöhnt durch den Tod seines Gegners, zerstörte auch jetzt Adolphseck, an dessen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

Aloys Schreiber.

Falkenstein.

Hinter dem obstreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, sieht man, auf einer Felsenspitze, die einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, fast unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor derselben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: Ich will um ihre Hand werben.

In dieser Absicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweiten Besuch auf Falkenstein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie standen miteinander in einem Bogenfenster, und

ſahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt ſo ſchön' wie die Eurige, ſagte Kuno, aber der Weg herauf iſt gar zu beſchwerlich.

Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, verſetzte der alte Falkenſteiner, etwas ſpitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein ſchlimmes Zeichen. — Herr Kuno, ſagte er nach einigem Stillſchweigen, ihr ſollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gebe ſie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, ſagte der Ritter von Falkenſtein, ſo laßt einen bequemen Weg in dieſen Felſen haven, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieſer Felſenweg gemacht werden, hört Ihr's?

Kuno ſtutzte — der Alte ſchmunzelte, faſt etwas tückiſch: und ſie ſchieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum ſchien es ihm nicht unmöglich, das Wageſtück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, und rief dort seinen alten, treuen Steiger, und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: Ich kenne das verwünschte Felsennest; und wenn ihr dreihundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu Stande, geschweige denn in einer.

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er, zufällig die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, sagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann aber das Handwerk versteh ich besser.

Wer bist Du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig luftiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderspiel, den Felsenweg auf die Burg Falkenstein in einer Stunde zu machen.

Wenn Du das könntest und wolltest —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, versteht sich. — Laß Deine St. Margarethen-

grube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, so kommen sie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlassen. Du sollst dabei nicht verkürzt werden; das Gebirg dort zur Linken ist reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magst. Sie streichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeister aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die schöne Irmengard geben, und das graue Männchen versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den nächsten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hause, aber auf der Burg Falkenstein saß die holde Irmengard gar traurig am Fenster, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um sie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war schon spät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke schlug eilf — da mit Einem glaubte sie das Geklirr und Geräusch von Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Muth, aus dem Fenster zu sehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöse hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube, der Herr Ritter von Sayn ist

toll geworden, sagte er, und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf- und ablassen müssen. — Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forsts schüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte, und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille, und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

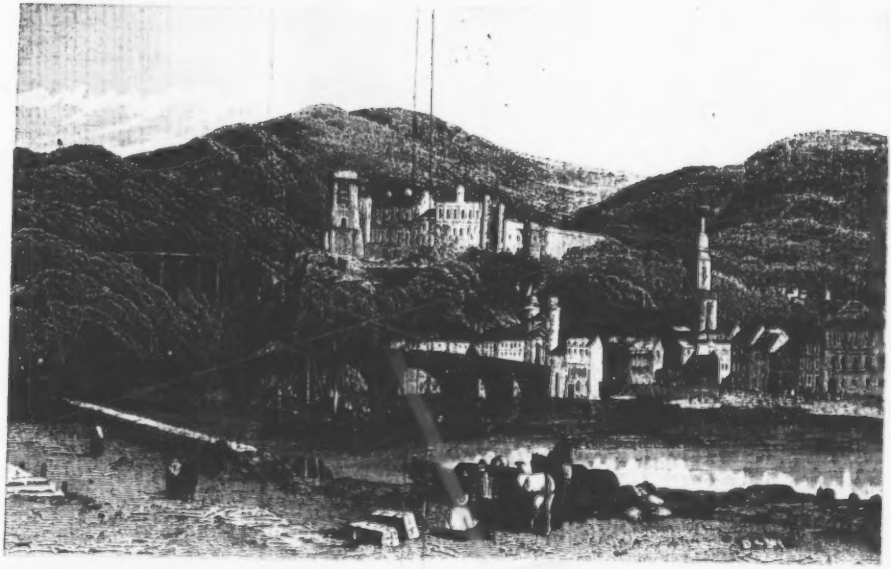
Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freier, und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sei der wilde Jäger gewesen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war nicht so rein, wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Rothschimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und

Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte ans Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hof erblickte, müsse durch die Luft gekommen sein. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und setzte lachend hinzu: jetzt reitet sich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenstein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus seinem Fenster, einen Theil des neuen, breiten Weges, der im Zickzack in den Felsen gebauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie Alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, sagte der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Doch jetzt führt der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein, und das anwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.



Heidelberg

Rheinischer
Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.

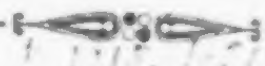
Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

4.



1843.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Inhalt des vierten Bändchens.

		Seite.
Frankfurt.	Frankfurt. Von Aug. Kopisch.	145
Gelnhausen.	Kaiser Friedrich I. u. Gela. Von Aloys Schreiber.	146
Worms.	Der Staar und das Badwännlein. Volkslied.	150
„	Der Zweikampf. Von Aloys Schreiber.	155
„	Eberhard im Bart. Von K. Grüneisen.	157
Bergstraße.	Der Minneberg. Von Aloys Schreiber.	160
Oggersheim.	Der Hirt von Oggersheim. Von Langbein.	162
Neckar.	Die Entstehung des Klosters Frauenalb. Von Aloys Schreiber.	165
„	Der Ritter von Hirschhorn. Von K. Geib.	169
Kaiserslautern.	Friedrich Barbarossa. Von Rückert.	172
Speier.	Kaiser Rudolfs Grabritt. Von W. Wackernagel.	173
„	Die Glocken zu Speier. Von Max v. Oer.	175
Karlsruhe.	Karls Ruhe. Von Max. Sachs.	176
Baden.	Graf Eberstein. Von Uhland.	179
Pfalz.	Der Jungfernsprung. Von K. Geib.	180
„	Entstehung des Klosters Limburg. Von K. Geib.	185
„	Die Teufelskanzel. Von A. Stöber.	189
Tryberg.	Die Wallfahrt zu Tryberg. Al. Schreiber.	191
Rummelsee.	Rummelsee. Von A. Schnetzler.	193
„	Rummelsees Rache. Von A. Schnetzler.	194

Seite
Straßburg. Die Reiſe des Zurcher Breitopfs. Von Langbein. 196
„ Das Münſter zu Straßburg. Von L. A. v. Arnim 202
„ Das Alphorn und der Schweizer. Volkslied. 207
„ Das Uhrwerk im Münſter. Von Ad. Stöber. 208
Zabern. Der Gang nach dem Eiſenhammer. Von Schiller. 213
Kolmar. Das Lügenfeld. Von Adolf Stöber. 222
Eckartsberg. Das blinde Roß. Von Langbein. 225
„ Der getreue Eckart. Von L. Tieck. 230
Wieſenthal. Geſpenſt an der Kandererſtraße. Von Hebel. 243
„ Der Gang des Herrn von Ramſtein. Von G. Schwab. 245
Rheinfelden. Die Wölfe. Von Wagner von Laufenburg. 247
Seckingen. St. Fridolin. Von G. Schwab. 250
Hauenſtein. Der Hauenſtein. Von König Ludwig von Baiern. 255
Schaffhauſen. Der Zimmergeſell. Volkslied. 256
Conſtanz. Der Fleiſcher von Conſtanz. Von G. Schwab. 259
St. Gallen. Der Kaiſer und der Abt. Von Bürger. 262
Toggenburg. Ritter Toggenburg. Von Schiller. 269

Frankfurt.

Die beſten ſeiner Helden lagen in Sachſen todt,
Da flohe Karolus Magnus der Kaiſer in groſſer Noth.

„Laßt eine Furt uns ſuchen längshin am ſchönen Main:
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind iſt hinterdrein!“

Nun betete Kaiſer Karol auf Knien an ſeinem Speer:
Da theilte ſich der Nebel, eine Hirſchin ging daher.

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Rand:
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt

Hinüber zogen alle wie Iſrael durchs Meer,
Die Sachſen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da ſchlug der Kaiſer Karol mit ſeinem Speer den Sand:
„Die Stätte ſei hinfüro der Franken Furt genannt.“

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachſen Lande zu ſeinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich iſt aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiſer gekrönt mit Karols Kron,
Und feierlich geſetzet auf goldgeſtickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es ſtrömte der Fülle Horn,
Es ſchöpfte jeder Arme Wein ſich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiſer der Erzſchenk den Pokal:
Mit Kaiſerbildern wurden bedeckt alle Wänd im Saal.

Bedeckt ſind alle Wände bis an den letzten Saum:
Kein neuer Herrſcher fände zu ſeinem Bildniß Raum.

Der erſte deutſche Kaiſer gab Namen dieſer Stadt,
Die auch den letzten Kaiſer in ihr gekrönet hat.

August Kopiſch.

Kaiſer Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenſtaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erſt 23

Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Brust des Jünglings eine heftige Liebe, die bald sein ganzes Wesen erfüllte. Eines Tages begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingerissen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und sagte, mit fast zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' euch, und kann es nicht länger verbergen. — Die Jungfrau stand da, hocherröthend und verwirrt, und schlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an seine Lippe und entfernte sich eilig.

Von dieser Stunde an schien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübsinnig und fast menschenscheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Ursache errathen. Die schöne Gela allein wußte recht gut Bescheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Busen.

Eines Abends begegneten sich beide in einem einsamen Gehölz an der Kinzig. Gela suchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schwester. Friedrich grüßte sie ehrerbietig — doch als sie auf dem schmalen Pfad an ihm

vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor seinen Blicken, mit einem dumpfen Ach! taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, sich an dem Stamm desselben aufrecht zu erhalten. — Gela wurde ergriffen von seinem Zustande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und sagte: Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand sich bald nach Mitternacht an dem bestimmten Ort ein, denn der Schlaf floh seinen Augen. Gela erschien, mit dem ersten Hahnenschrei: Sie zog ihn sanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, setzte sich neben ihn, und sagte: Ihr liebt mich, und ich mag euch nicht verbergen, daß ich euch liebe, wenn ich schon nicht die Eurige werden kann, denn ihr müßt euch eine Hausfrau wählen, aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge. — Friedrich wollte sie unterbrechen, aber sie legte ihm sanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort: Ich mag nichts haben außer dieser meiner Liebe, ihr dürft euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte ist heilig, und wenn ich fehle, so ist mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will euch, wenn ihr's wünscht, jeden Tag, in eben dieser Stunde und an eben diesem Orte sehen — aber sonst nirgendwo ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte

sie einst mit hinüber nehmen, wenn ich scheide. Der Jüngling schaute sie an, wie ein höheres Wesen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegossen. Er hätte jetzt alle seine Ansprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabscheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unterſank in dem Strom weicher Gefühle. Die Liebenden sahen sich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte in stiller Seligkeit, an Gela's Wangen, an Gela's Busen, doch stieg noch nie eine unreine Begierde auf in seinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiser Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit sei, der Ehre seine Schuld zu bezahlen. Unsere Liebe ist ewig, rief der edle Hohenstaufe, und bot ihr die Hand zum Abschied. Ewig, sagte Gela und sank an seine Brust.

Er ging nach Palästina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinzig zurück. Sein Vater war inzwischen gestorben, und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich suchte seine Gela auf, aber sie hatte den Schleier genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

„Du bist Herzog, und mußt dir eine
„Gattin wählen. Ich habe ein glückli-
„ches Jahr verlebt, und dies reicht aus

„für mein übriges Leben. Unſere Liebe
„iſt ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten ſeiner Geliebten, und ſchwur, ihrer werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beſtändig auf ſeiner Bruſt, und als er nach einigen Jahren ſich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher gewiß war, daß er ſie nie lieben könne. An der Stelle, wo er ſeine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundſtein einer Stadt, und nannte ſie Gela'shauſen, und in dieſem Namen bewahrt ſich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenſtaufen.

Aloys Schreiber.

Der Staar und das Badwännlein.

Herr Konrad war ein müder Mann,
Er band ſein Roß am Wirthshaus an.

Das Mägdlein ſprach: Steig ab, ſteig ab;
Ihre Aeuglein ſchwankten auf und ab.

„Ach Jungfer, liebſte Jungfrau mein,
Schenkt mir einen Becher kühlen Wein.

„Frau Wirthin, liebe Frau Wirthin mein,
Iſt dies fürwahr euer Töchterlein?“ —

Mein Töchterlein iſt ſie nicht fürwahr,
Sie iſt meine Magd für immerdar. —

„Wollt ihr zur Braut ſie geben mir,
So nehmt das rothe Gold dafür.“ —

Gebt ihr das rothe Gold dafür,
Nehmt ſie zu einer Braut von mir.

Nun richt dem Herrn ein Fußbad an
Mit Rosmarin und Majoran.

Sie ging in Garten und brach das Kraut,
Da ſprach der Staar: „O weh du Braut!

„In dem Badwännlein iſt ſie hergetragen,
Darin muß ſie ihm die Füße zwagen.

„Der Vater ſtarb in Leid und Noth,
Die Mutter grämt ſich ſchier zu Tod.

„O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht wo Vater und Mutter ſind.“

Da trug ſie das Badwännelein
Wohl in des Herrn Schlafkämmerlein.“

Sie fühlt hinein, obs nit zu warm
Und weint dazu, das Gott erbarm!

„Ach meine Braut, was weinſt du dann?
Bin ich dir nicht gut für einen Mann?“

„Du biſt mir gut für einen Mann,
Ich wein über was der Staar mir ſang.

„Ich war im Garten und brach das Kraut,
Da ſang der Staar: O weh du Braut!

„In dem Badwännlein iſt ſie hergetragen,
Darin muß ſie ihm die Füße zwagen.

„Der Vater ſtarb in Leid und Noth,
Die Mutter grämt ſich ſchier zu Tod.

„O weh du Braut, du Findelkind,
Weißt nicht wo Vater und Mutter ſind."

Da ſah der Herr das Badwännlein an,
Da war das burgundſche Wappen dran.

„Das iſt meines Herrn Vater Schild allein:
Wie kommt dies Wännlein ins Wirthshaus herein?"

Da ſang der Vogel am Fenſterladen:
„In dem Badwännlein iſt ſie hergetragen.

„O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht wo Vater und Mutter ſind."

Herr Konrad ſah an ihren Hals,
Da hatte ſie ein Muttermahl:

„Grüß Gott, grüß Gott mein Schweſterlein,
Dein Vater iſt König an dem Rhein.

„Chriſtina heißt deine Mutter,
Konrad dein Zwillingsbruder.

Da knieten ſie nieder auf ihre Knie
Und dankten Gott bis morgen früh,

Daß er ſie hielt von Sünde rein
Durch den Staar und das Badwännelein.

Und als zu Morgen kräht der Hahn,
Frau Wirthin fangt zu rufen an:

„Steh auf, ſteh auf, du junge Braut,
Kehr deiner Frau die Stuben aus.“ —

„Sie iſt fürwahr keine junge Braut,
Sie kehrt der Wirthin die Stube nicht aus.

„Herein, Frau Wirthin, nur herein,
Nun bringt uns einen Morgenwein.“

Und als die Wirthin zur Stuben eintrat,
Herr Konrad ſie gefraget hat:

„Woher habt ihr das Jungfräulein?
Sie iſt eines Königs Töchterlein.“

Die Wirthin ward bleich als die Wand,
Der Staar verrieth da ihre Schand.

In einem Luſtgarten im grünen Gras,
Das Kind in einem Badwännlein ſaß.

Da hat die böſe Zigeunerin
Geſtohlen das zarte Kindelein.

Herr Konrad war ſo gar entrüſt't,
Sein Schwert er durch ihre Ohren ſpießt.

Er bat ſein Schweſterlein um einen Kuß,
Ihr Mündelein reicht ſie ihm mit Luſt.

Er führt ſie bei der ſchneeweißen Hand
Und hob ſie auf den Sattel bald.

Das Wännlein trug ſie auf dem Schoß,
Da ritt er vor der Frau Mutter Schloß.

Und als er in das Thor einritt,
Die Mutter ihm entgegenſchritt.

„Ach Sohne, lieber Sohne mein,
Was bringſt du für eine Braut herein?“

„Es iſt fürwahr keine junge Braut,
Es iſt eure Tochter Gertraud.“

Und als ſie von dem Sattel ſprang,
Die Mutter in eine Ohnmacht ſank.

Und als ſie wieder zu Sinnen kam,
Ihre Tochter ſie in die Arme nahm.

„Laß ſie ſichs eine Freude ſein,
Ich bin Gertraud ihr Töchterlein.

„Heut sind es fürwahr achtzehn Jahr,
Daß ich der Frau Mutter gestohlen war.

„Und ward getragen über Rhein
In diesem kleinen Badwännelein."

Und als sie sprach, da kam der Staar
Und sang die Sach ganz offenbar.

Und sang: „O weh, mein Ohr thut weh,
Ich will keine Kinder stehlen mehr."

„Ach Goldschmied, lieber Goldschmied mein,
Nun schmiede mir ein Gitterlein.

„Schmied mirs wohl vor das Badwännlein,
Das soll des Staaren Wohnung sein."

Volkslied.

Der Zweikampf.

In der Reichsstadt Worms wurde ein Turnier ausgeschrieben. Dabei fand sich auch der Herr von Grevenstein ein mit seiner Tochter Bilhild, die den Preis austheilen sollte. Der Ritter von Wolfseck liebte die schöne Bilhild

und hoffte auch den Preis aus ihrer Hand zu erhalten, denn an Leibesstärke und Gewandtheit mochten ihm wenige gleich kommen. Auch hatte er beim ersten Stechen bereits alle Gegner aus dem Sattel gehoben, als Kolb von Wartenstein in die Schranken ritt, und den Wolfsecker in den Sand warf. Dieser ergrimmte über den Schimpf, welcher ihm widerfahren, und gab vor, der Wartenberger habe das Zaubern gebraucht. Kolb forderte den Gegner zum ehrlichen Zweikampf. Der Tag erschien, welcher dazu anberaumt war, und alle in Worms anwesende Herren, so wie eine zahllose Menge Volkes versammelte sich auf dem Platze. Der Ritter von Wolfseck hielt in den Schranken, allein der Wartenberger blieb aus, auch wollte ihn den Tag zuvor Niemand in Worms gesehen haben. Ein lautes Gemurmel erhob sich, und die Kampfrichter waren schon bereit, das Urtheil nach den Kampfgesetzen zu sprechen, und den Angeklagten für schuldig zu erklären, als ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir daher sprengte. An dem Wappen auf seinem Schilde und an seiner Feldbinde, so wie an der edlen, hohen Gestalt glaubte Jedermann den Herrn von Wartenberg zu erkennen. Er ritt in die Schranken, jedoch sein Gegner schien zu zaubern, und die ihm nahe standen, wollten ein Zittern an ihm bemerken. Endlich mußte er

sich zum Kampfe bequemen. Als aber beide die Lanzen eingelegt hatten und auf einander los ritten, bäumte sich Wolfsecks Pferd, und warf seinen Reiter ab, mit schnellem Ungestüm, daß ihm die Rippen zerbrachen. Der schwarze Ritter aber jagte mit Blitzesschnelle davon. Der Niedergeworfene gestand nun, daß er seinen Gegner, Tags zuvor, als dieser spät durch den Wald geritten, habe ermorden lassen. Kaum war das Geständniß abgelegt, als seine Sinne sich verwirrten und er in wilder Raserei seine Seele aushauchte.

Aloys Schreiber.

Eberhard im Bart.

Es saßen einst zu Worms am Rhein
Der Kaiser Max bei frohem Mahl
Und um ihn her in buntem Reihn
Die deutschen Fürsten ohne Zahl.
Da dufteten rings die Braten frisch,
Da perlt der Wein zum Becherklang,
Und um den reich besetzten Tisch
Erschallt Trompet und Festgesang.

Schon labte sich der heitre Muth,
An mancher Rede froh und traut
Und von dem edeln Rebenblut

Alsbald ward jede Zunge laut.
Und wie sie nun ein Bruderbund
Umjauchzt den kaiserlichen Hort,
Da that mit Lächeln seinen Mund
Der Pfälzer auf und sprach das Wort:

„Ihr Herrn, wer rühmt ein Erbe sein
Gleich mir? von meinen Höhn ergießt
Aus vollem Borne sich der Wein,
Der Allen heut zur Labe fließt.
Wie herrlich ists von diesen Höhn
Hinunter nach dem alten Rhein
Aufs fruchtgeschwellte Land zu sehn
Bei einem solchen Glase Wein!"

Drauf sprach der Sachse streng und schlicht:
„Hat euch allein das Glück gelacht?
Wohl auf den Bergen sind ichs nicht,
Doch unten tief im Bergesschacht.
Ich nenn euch gültigen Ersatz:
Seht nur mein liebes Sachsen an!
Ist nicht das Eisen auch ein Schatz,
Das ich im Schweiße mir gewann?"

Dann hub der Baiern Kurfurst an:
„Nicht Wein, noch Eisen ist mein Glanz;
Doch steh auch ich nicht hinten an
In deutscher Fürsten stolzem Kranz.
Seht der Palläste kühnen Bau,
Der Gotteshäuser Kuppelreihn,

Die Burgen steht in jedem Gau —
Und dieses Alles nenn ich mein!

So rühmte, wie's begonnen ward,
Sich Jeder nach der Reihe fort,
Und kam zuletzt an Eberhard,
Den Grafen Würtembergs, das Wort:
„Fast sollt ich schämen mich, ihr Herrn,
Vor eurer Länder prunkem Schein:
Doch wollt ihr hören, preis ich gern
Auch meines Landes Edelstein!

„Verirr ich mich in einem Wald,
In einem dichten, finstern Tann,
Und kommt des Weges alsobald
Ein Würtemberger mir heran,
So leg ich mich in seinen Schooß
Und schlafe sanft und sicher ein:
Und selger als im Fürstenschloß
Wird mein erquickt Erwachen sein."

Da blickten sie den frommen Herrn
Mit großen Augen staunend an,
Und reichten ihm den Preis so gern
Und schämten sich vor solchem Mann;
Er aber strahlte licht und hehr
Und so von Lust und Liebe warm,
Als ob er just entschlafen wär
In eines Würtembergers Arm.

K. Grüneisen.

Der Minneberg.

Bei Doffenheim an der Bergstraße liegen auf einer waldigen Höhe die Trümmer der einst festen Schauenburg. Hier lebte Berthold, der letzte seines Stammes, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er hatte eine einzige Tochter, Ida genannt, die in jugendlicher Anmuth heranblühte. Ein junger, wackerer Ritter, Hug von Habern, kam manchmal auf die Schauenburg, und es entging dem Fräulein nicht, daß sie es war, die ihn anzog. Auch blieb er ihrem Herzen nicht lange gleichgültig. Beide liebten sich, ohne daß es Hug gewagt hätte, von Liebe zu sprechen. Auch trat jetzt ein unwillkommenes Ereigniß zwischen die Wünsche und Hoffnungen des Ritters. Als pfälzischer Vasall mußte er mit seinem Herrn gegen König Ludwig in den Krieg ziehen. Der Abschied auf Schauenburg war traurig. Hug bat das Fräulein, seiner zu gedenken, und schenkte ihr ein schönes Windspiel, das ihn gewöhnlich begleitete, und an welchem Ida immer ein großes Wohlgefallen gezeigt hatte.

Der Krieg dauerte lange und Hug kehrte erst nach einem Jahre in die Heimath zurück. Sein erster Ausflug war nach der Schauenburg. Aber schon unterwegs vernahm er, der alte Berthold sei inzwischen gestorben, die Herrschaft

von dem Lehnsherrn eingezogen worden und Fräulein Ida verschwunden. Der Ritter wurde sehr traurig ob dieser Nachricht; er suchte da und dort Erkundigung einzuziehen von dem Fräulein. Allein die zurückgebliebenen Diener selbst wußten keine weitere Auskunft zu geben, als daß sie wenige Tage nach dem Begräbnisse ihres Vaters, von einem einzigen alten Diener begleitet, die Burg verlassen, weil sie gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt gewesen.

Hug stellte jetzt Nachforschungen an in den Klöstern und überall, wo er eine Spur der verlornen Geliebten zu entdecken hoffte. So gingen viele Monden vorüber, und er wurde täglich schwermüthiger und mied alle Gesellschaft der Menschen. Manchmal durchstrich er den finstern Odenwald, weniger um sich an der Jagd zu ergötzen, als weil die Einsamkeit der Wälder ihm zusagte. Einst kam er an den Fuß des Minneberges, wo er sich ermüdet an einer Quelle niederlegte. Ida's Bild trat lebendiger als je vor seine Seele. Da rauscht es durch's Gebüsch, er springt auf und greift nach dem Bogen, in diesem Augenblick sieht er das Windspiel, welches er Ida beim Abschied geschenkt. Es kannte seine Stimme, sprang an ihm hinauf und gab seine Freude durch hunderterlei Bewegungen zu erkennen. Dann eilte er in's Gebüsch, kam dann wieder hervor, und schien den Ritter einzuladen, ihm zu folgen.

Hug that es, und das Thier führte ihn auf die Höhe des Berges zu einer Felsenhöhle, an deren Eingang Ida mit dem alten, treuen Knechte saß. Die Freude des Wiedersehns war unbeschreiblich. Sie erzählte, wie sie nach dem Verluste der väterlichen Güter und bedrängt von dem Ungestüm eines rohen Edelknechts, der sie zu entführen gedachte, in diese Einöde ihre Zuflucht genommen, da jeder andere Weg zu gefährlich gewesen.

Hug brachte sie zu einer frommen Wittwe in Sicherheit, bis er sie, nach wenigen Monaten, als Braut zum Altar führte. Wo die Höhle stand, baute er eine stattliche Burg und nannte sie Minneberg. Zum ewigen Gedächtniß ließ er das Windspiel, welches ihn zu der Geliebten geführt, am großen Portal des Schlosses aushauen, wo es erst in der letzten Zeit weggenommen und an der Ziegelhütte unten im Thale, beim Dorfe Guttenbach, über eine Stallthüre eingemauert wurde, und noch zu sehen ist.

Aloys Schreiber.

Der Hirt von Oggersheim.

Im dreißigjährgen Kriegsgewühl
Nahm sich die Pfalz am Rhein
Ein spanscher Feldherr einst zum Ziel

Und zog mit Schaaren ein.
Er ließ um ſiegend vorzudringen
Das Städtchen Oggersheim umringen.

Den Bürgern wurde kalt und heiß,
Bis noch der Troſt ſich fand,
Daß unentdeckt im ehrnen Kreis
Ein Fluchtweg offen ſtand.
Da griffen ſie geſchwind zum Stabe
Und flohn mit Weib und Kind und Habe.

Hans Warſch, der Schaafhirt, blieb im Ort
Der Männer ganzer Reſt.
Denn Ehehaften hielten dort
Den wackern Burſchen feſt;
Sein Weib, ein ihm ſehr liebes Weſen,
War eines Kindleins erſt geneſen.

„Sieh zu, was ſiehet dir bevor?“
Rathſchlagte Hans mit ſich:
„Das Volk umlagert Wall und Thor
Und tobet fürchterlich.
Doch nur getroſt! wie ſichs auch ſtelle,
Es ſtammt denn doch nicht aus der Hölle!

„Tritt mannhaft ihm vors Angeſicht
Und ſprich ein tapfres Wort!
Das war des Bürgermeiſters Pflicht,
Doch lief die Memme fort.
So biſt du leicht der Stadt mehr nütze,
Als jene ausgewichne Stütze.“

Und zwiſchen Donnerbüchſen ſtand
Er plötzlich auf dem Thor,
Schwang muthig mit der rechten Hand
Ein weißes Tuch empor
Und rief faſt trotzig: „Hört, ihr Degen,
Ich ſoll mit euch Verhandlung pflegen.

„Gelobt ihr Schutz und Sicherheit
Uns allen redlich an,
So wird flugs ohne Widerſtreit
Das Thor euch aufgethan.
Doch wollet ihr die Stadt verheeren,
So werden wir uns grimmig wehren.“

Dem Feldherrn ward was Jener ſprach,
Vom Dolmetſch treu erklärt.
Er ſann darob nicht lange nach,
Er rief: „Es ſei gewährt!“
Und Hans vertrauend dieſem Worte
Eröffnete ſogleich die Pforte.

Wie ſtaunten jetzt die Spanier
Auf ihres Einzugs Bahn,
Als ſie das Städtchen um ſich her
Wie ausgeſtorben ſahn!
„Wo?“ fragten ſie, „wo ſind die Andern,
Die ſonſt durch dieſe Gaſſen wandern?“

„Sie flohn!“ verſetzte Hans. „Nur mir
Hieng eine Kett am Fuß,
Weil ich heut oder morgen hier

Kindtaufe geben muß.
Doch dürft ihr drum nicht feindlich schalten,
Was ihr versprochen, müßt ihr halten!"

„Ei!" rief der Feldherr, „ei wie hat
Der Schalk uns angeführt!
Doch fruchten sollt der ganzen Stadt,
Was seinem Muth gebührt."
Drum herrscht' er wie ein Freund gelinde
Und stand Gevatter bei dem Kinde.

Langbein.

Die Entstehung des Klosters Frauenalb.

Im alten Zaberngau, der an dem Kraichgau und Neckargau gränzte, lebte Graf Erchinger auf seinem Schloß, Magenheim genannt. Zu diesem kam einst Herzog Friedrich von Schwaben, Albert von Zimmern, Berthold von Eberstein und andere Herren, um sich Kurzweil zu machen. Nahe bei Erchingers Schloß lag der Stromberger Wald, reich an allerlei Gewild. In diesem Walde ließ sich von Zeit zu Zeit ein ungemein großer Hirsch sehen, dessen aber der Graf und sein Jäger nicht habhaft werden konnten. Als nun der Graf mit seinen Gästen bei Tische saß,

meldete ein Diener, der große Hirsch sei neuerdings zum Vorschein gekommen. Des freute sich die Gesellschaft höchlich, und alle die Herren, welche da beisammen waren, und viele ihrer Leute gingen hinaus, den Hirsch zu fangen oder zu erlegen. Albert von Zimmern ritt getrennt von den übrigen, und erblickte auf einmal den Hirsch, desgleichen ihm noch nie zu Gesicht gekommen war. Er verfolgte ihn mit großem Eifer durch die Wildniß, bis er ihn plötzlich aus den Augen verlor, und nicht wußte, wo er sich befand. Da begegnete ihm ein Mann von schrecklicher Gestalt, über dessen Anblick der von Zimmern erschrack, obgleich es ihm gar nicht an Muth gebrach. Er bezeichnete sich mit dem Kreuz; der Mann aber redete ihn an und sagte: er möchte ohne Besorgniß sein, und ihm ruhig folgen, denn er sei gesandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen. Albert willigte ein, und der Mann ging vor ihm her, bis sie zum Walde hinauskamen. Da däuchte es jenem, er befinde sich in einem lustigen Wiesengrunde, und vor ihm stand ein prächtiges Schloß, wie er nie eines gesehen. Als er sich mit seinem Führer dem Schloß näherte, kamen ihm viele Diener entgegen; aber keiner sprach ein Wort, sondern still nahmen sie ihm das Pferd ab. Sein Wegweiser sagte darauf zu ihm, er solle sich nicht wundern über das Schweigen dieser Leute, auch nicht mit ihnen reden,

sondern nur ihm folgen und thun, wie er ihm weisen würde. Sie traten hierauf in das Schloß, und wurden in einen großen, schönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit seinen Hofleuten bei der Tafel saß. Sie standen vor Albert alle auf und neigten sich vor ihm, und setzten sich dann wieder zum Essen und Trinken. Albert hatte sein bloßes Schwert in der Hand, und wollte selbiges durchaus nicht von sich legen. Er betrachtete mit Verwunderung die ungemein kunstreichen silbernen Gefäße, und sah, wie man Speisen auf- und abtrug, doch alles im tiefsten Schweigen.

Nachdem er lange so gestanden hatte, und die an der Tafel sich weiter nicht um ihn zu bekümmern schienen, winkte ihm sein Führer, sich zu entfernen. Albert bückte sich gegen die Gesellschaft, die es erwiederte, und ging mit dem Manne, der ihn begleitete, hinaus in den Hof, wo einige Diener sein Pferd hielten. Sie setzten ihm den Bügel zurecht, und kehrten, als er aufgestiegen war, ohne ein Wort zu sagen, in das Schloß zurück. Der Mann führte ihn nun wieder über den Weg, den sie gekommen waren, nach dem Stromberger Walde. Albert befragte den Führer über das Schloß, und was er daselbst gesehen. Da gab ihm das Gespenst zur Antwort: der Herr an der Tafel war einst dein Oheim, Friedrich von Zimmern, der gar tapfer wider die Ungläubigen gestritten.

Da er aber auch seine Unterthanen sehr drückte, und wir, seine Diener, ihm getreulich dazu verhalfen, ihren sauren Schweiß zu erpressen, so müssen wir nun gerechte Strafe leiden, bis es Gott anders fügen wird. Ich mache dir dies offenbar, damit du nicht dein Leben mit ähnlicher Schuld beladest. — Schlage nun den Weg ein, er bringt dich zu deinen Freunden; doch thue vorher noch einen Blick rückwärts, damit du siehst, wie sich der Glanz in Elend verwandelt.

Nach diesen Worten verschwand das Gespenst; Albert aber drehte sich um, und sah, wo das Schloß gestanden, nichts als Feuer und Flammen, und vernahm ein lautes Wehklagen, welches aus den Flammen hervorging. Von Angst ergriffen, jagte er nach Magenheim zurück, wurde jedoch von Herzog Friedrich und den Uebrigen nicht gleich wieder erkannt, denn sein Haar und Bart waren weiß geworden. Er erzählte, was ihm begegnet, und bat Erchingen um die Erlaubniß, auf der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt, eine Kirche bauen zu dürfen. Erchingen gewährte die Bitte augenblicklich, und Berthold von Eberstein, der mit zugegen war, that zugleich ein Gelübde, im Albthal ein Frauenkloster zu bauen, und stiftete hierauf das Kloster Frauenalb.

Aloys Schreiber.

Der Ritter von Hirschhorn.

Zu dem Walde und felsenreichen, vom Neckar durchflossenen Thal, oberhalb Neckarsteinach, erscheint das Städtchen Hirschhorn, dessen Lage mit seiner auf der Höhe thronenden, theils zerfallenen Burg einen sehr malerischen Anblick gewährt. Schon seit 1232 wohnte hier ein angesehenes ritterliches Geschlecht, das Burg und Stadt von Churmainz zu leben trug. Im Jahr 1439 ertheilte Herzog Otto von Mosbach, als Vormund des minderjährigen Churfürsten Ludwig IV. von der Pfalz, dieser Familie das Truchseßenamt, welches sie fast zwei Jahrhunderte lang begleitete. Sie stand in Heirathsverbindungen mit fürstenmäßigen Häusern, besaß einen Lehenhof adelicher Vasallen, und war sehr reich an Geld und liegenden Gütern aller Art. Keiner dieser Ritter jedoch war stolzer auf die gedachte Würde, als Friedrich von Hirschhorn, der unter Churfürst Friedrich IV. lebte. Das uralte Geschlecht der Edlen von Handschuhsheim, dessen Stammhaus sich in dem ohnweit liegenden Dorfe gleichen Namens befand, hatte sich immer durch ritterliche Thaten bewährt. Johann von Handschuhsheim leistete noch als Edelknecht dem Churfürsten so treffliche Dienste, daß ihm dieser seine besondere Gunst zugewandt, ihn im Jahr 1500 selbst zum Rit-

ter schlug, und ihm Schwert und Wehrgehäng gewährte. Als Friedrich von Hirschhorn solches vernahm, entbrannte sein ungeheurer Stolz, weil er in der Meinung war, daß keiner, der sich nicht auf einer so hohen Stelle, wie die seinige befand, diese Auszeichnung unmittelbar von dem Landesherrn empfangen könne. Er sandte deshalb dem Ritter von Handschuhsheim ein Schreiben, worin es hieß: „der Pfalzgraf hat einen Irrthum begangen. Ich bin Erbtruchseß, und nur einem solchen gebührt aus seiner Hand das Schwert und Wehrgehäng. Bedenke dies, mein Freund, und liefere mir Beides aus!“ Johann fand diese Zumuthung sehr lächerlich; doch entgegnete er dem Truchseß in bescheidenen Worten: „Das Wehrhaftmachen ist Lohn und Lob für treu und gut erwiesenen Dienst; darum will ich das, was mir geschenkt ward, behalten.“ Da überstieg der Zorn des von Hirschhorn alle Gränzen; er schickte jenem einen Fehdebrief, und forderte ihn auf Hieb und Stoß zum Kampfe. Der muthige Jüngling war sogleich dazu bereit, und sie begaben sich mit ihren Waffenzeugen hinter das Heidelberger Schloß, wo der Churfürst sein Hoflager hielt. Der Zweikampf begann; Hirschhorn focht mit Erbitterung als älterer schwertgeübter Ritter, Handschuhsheim ruhiger, doch mit Kraft und Geschicklichkeit. Unentschieden war der Sieg, als im erneuten Gang ein un-

glückseliger Nachstoß, den der Truchseß führte, die Brust seines edlen Gegners mit einer so tiefen Wunde traf, daß er bald darauf an den Folgen derselben starb. Die Kunde vom Tode ihres geliebten Sohnes versenkte Johanns verwittwete Mutter Amalia, aus dem Hause der Beusser von Ingelheim, in die tiefste Traurigkeit. Er war der letzte männliche Zweig seines Namens! „Ich flehe, so rief sie in ihrem Schmerze, vor Gottes Thron um Rache wider den, der den einzigen Sprößling meiner Hoffnung erschlagen hat. Wie Trauben von der Rebe, wie Rosenblätter von ihrem Strauche, so mögen auch seine Kinder fallen, und er, der Bösewicht, möge sie alle überleben!“

Friedrich von Hirschhorn war zuerst mit Ursula von Sternenfels vermählt, die ihm mehrere Kinder gebar, sein zweiter Ehebund mit Agnes Margaretha von Helmstatt blieb ohne Erben. Jedoch alle seine Kinder starben nach einander hin, und der allein noch übrig gebliebene Sohn, Johann Kasimir ward am 3. August 1632 bei Heilbronn durch einen Jagdschuß getödtet. Von Reue und Gram gebeugt, folgte ihm der Vater den 22. September desselben Jahres nach und so erfüllte sich der flehende Wunsch jener unglücklichen Mutter. Der Stamm von Hirschhorn war mit ihm erloschen.

Karl Geib.

Friedrich Barbaroſſa.

Der alte Barbaroſſe, der Kaiſer Friederich,
Im unterirdſchen Schloſſe hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben, er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit
Und wird einſt wiederkommen mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern, darauf der Kaiſer ſitzt,
Der Tiſch iſt marmelſteinern, darauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe, er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen, darauf ſein Haupt ausruht.

Er nickt als wie im Traume, ſein Aug, halb offen, zwinkt,
Und je nach langem Raume er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben: geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben verfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen verzaubert hundert
Jahr.
Rückert.

Kaiſer Rudolfs Grabritt.

Was wandelt denn durchs Land für Trauerkunde?
Die Leute ſtehn und weinen an den Wegen,
Und alle Glocken klagen in die Runde.
Und einen Zug ſeh ich herab bewegen
Zum Thale ſich von Germersheim dem Schloſſe,
Und auf der Straße weit den Staub erregen.
Und herrlich raget über all dem Troſſe,
Der weinend folgt und ſchmerzlich wehklagend,
Ein Greis hervor auf langſam gehndem Roſſe.
Und Prieſter ihm zur Seite, Kreuze tragend,
Gebete ſprechend, feierliche Lieder
Mit Schluchzen ſingend, Segensworte ſagend.
Und durch die Felder geht der Zug hernieder
Zum Rheine hin; und alle Leute weinen
Und ſtaunn und fragen ſich und weinen wieder.
„Der Kaiſer iſts, den dieſe Klagen meinen,
Der Kaiſer Rudolf iſts; er will mit denen,
Die ſchon in Speier ſchlafen, ſich vereinen.
„Der Kaiſer Rudolf iſt es: da, wo Jenen,
Die vor ihm herrſchten, iſt das Grab bereitet,
Will er ſein Haupt aufs Sterbekiſſen lehnen.

„Der Kaiſer iſts: er weiß, ſein Engel leite
Zu dreien Tagen ihn zur Todespforte:
Der Kaiſer iſt es, der zu Grabe reitet!“ —
Und er iſt todt! mit ſolchem Schmerzensworte
Gehn Zähr und Seufzer in das Land als Boten,
„Rudolf iſt todt.“ So klingts von Ort zu Orte.
Und alles kommt und drängt und will mit rothen,
Verweinten Augen nur noch einmal ſchauen,
Nur einmal noch den heißgeliebten Todten.
Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen:
„Seht, dieſe Hand ließ einſt ſich das verwaiſte
Deutſchland als Braut in rechter Liebe trauen.“
Sie ſtehn und jammern; doch die allermeiſte
Wehklag erhebt ein Alter, dem an Kinne
Und Scheitel längſt die Locke ſchon ergreiſte.
„Ihr Fürſten, gönnt mir Eins nur zum Gewinne,
Nur eins zum Troſt. Ich ſchuf aus feſtem Steine
Einſtmal ſein Bild mit meinem beſten Sinne,
„Das Werk der Lieb und Treue, laßt es ſeine
Ruhſtätte nun für alle Zeit bewahren;
Zu Rudolfs Denkmal genügt ſein Bild alleine.
„Zu Rudolfs Denkmal, der mit grauen Jahren
Die Krone wie ein Jüngling hat getragen,
Drin Mild und Recht die ſchönſten Steine waren.“
Der Meiſter ſprachs und trat mit neuen Klagen
Zum todten Kaiſer, welchem tiefgefaltet
Der unbewegten Stirne Furchen lagen.
„Noch iſt das Bild zu Ende nicht geſtaltet!
So rühre, Meiſel, manches Bilds Geſtalter,
Noch einmal dich, eh meine Hand erkaltet!

„Denn eine Falte grub ihm noch das Alter.
Nun sei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig!
Wer so in Sorgen war des Reichs Erhalter
An dessen Stirn ist jede Falte heilig."

W. Wackernagel.

Die Glocken zu Speier.

Zu Speier im letzten Häuselein,
Da liegt ein Greis in Todespein,
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
Viel Thränen rinnen in seinen Bart.

Es hilft ihm Keiner in seiner Noth,
Es hilft ihm nur der bittre Tod!
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tönts auf einmal wundersam.

Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken groß und klein
Mit vollem Klange fallen ein.

Da heißts in Speier und weit und breit:
Der Kaiser ist gestorben heut!
Der Kaiser starb, der Kaiser starb!
Weiß Keiner, wo der Kaiser starb?

* * *

Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
Da liegt auf goldner Lagerstatt
Mit mattem Aug und matter Hand
Der Kaiser Heinrich, der Fünfte genannt.

Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiser röchelt tief und schwer; —
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tönts auf einmal wundersam.

Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die Armensünderglocke summt,
Und keine Glocke stimmet ein,
Sie summet fort und fort allein.

Da heißts in Speier und weit und breit,
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?

Max von Ser.

Karls Ruhe.

Von kühnen Kriegesthaten, verübt mit tapfrer Hand,
Kehrt Markgraf Karl von Baden zurück ins Heimathland.

Dem Schlosse seiner Ahnen zu Durlach eilt er zu
Und bringt den Unterthanen des Friedens Glück und Ruh.

Er will die Stadt erweitern, den Bürgern zum Gewinn,
Doch seine Plane scheitern an ihrem Eigensinn.

Das soll euch noch gereuen! sprach Karl erfüllt von Zorn.
Drauf ruft, ihn zu zerstreuen, zum Wald des Jägers Horn.

Und wie er um zu fechten sonst zog in Kampf und Schlacht,
So ritt mit Herrn und Knechten der Markgraf jetzt zur Jagd.

Des Hifthorns Töne schallen im Hartwald und Gefild,
Die Büchse hört man knallen, und stöhnend fällt das Wild.

Doch von dem Jagdgekümmel verirrt sich Karl allein,
Und unter freiem Himmel im Walde schläft er ein.

Umrauscht von dichten Bäumen, allein mit seinem Pferd
Ruht er in süßen Träumen auf weichbemooster Erd.

Er träumt von blutgen Degen und Sieg nach schwerem Streit,
Und wie des Volkes Segen sein fürstlich Herz erfreut.

Hoch über dunkeln Eichen erblickt er eine Kron,
Dran glänzt mit Sternenzeichen: „Das ist des Edeln Lohn!“

Und rings um die Juwelen, die an der Krone glühn,
Kann er die Strahlen zählen am Himmelsbogen hin.

Und wie die Strahlen gehen, so glaubt er lichtbegrenzt
Die schönste Stadt zu sehen, da wo die Krone glänzt.

Er will die Kron erreichen, doch wie er schnell erwacht,
Da schimmert durch die Eichen die helle Sternennacht.

Und wie ob dem Gesichte der Markgraf sich erfreut,
Sieht er im Mondenlichte den Sattelknecht zur Seit.

„Ha,“ spricht zu dem Getreuen der Markgraf wohlgemuth,
„Ich habe hier im Freien gar wonniglich geruht.

„Ich will auf diesem Raume mir eine Stadt erbaun,
Und hier, beim stillen Baume, soll man mein Grabmahl schaun:“

Der Traum der Sternenkrone war gar ein schöner Traum —
Zu Karlsruh, wo ich wohne, da stand der Eichenbaum.

Maximilian Sachs.

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen:
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kanns nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein,
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein.“

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß,
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte, da wimmelts von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Und als der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeie die Burg ſchon genommen.

Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all.

„Herr Kaiser! beschleicht ihr ein andermal Schlösser,
Thuts Noth, ihr verstehet aufs Tanzen euch besser.
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Veste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen
Da flüstert er leise, nicht kann ers verschweigen
Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein.

Uhland.

Der Jungfernsprung.

Bei Dahn, im wilden Thale der Vogesen, wo sich die Natur im mannichfaltigen Wechsel schauerlicher Felsgruppen, die zum Theil wie

Burgtrümmer geſtaltet ſind, mit düſtrer Waldung, grünen Wieſen und rauſchenden Bächen darſtellt, iſt auf dem Gipfel eines vorragenden Berges die Stelle bezeichnet, welche man den Jungfernſprung nennt. Hiervon erzählt ſich das Volk eine wunderſame Begebenheit.

Heerdenpflege und Jagd waren ehedem hier das alleinige Treiben der umher angeſiedelten Bewohner. Die graſigen Matten des Thales gewährten treffliche Weide, und in den hohen Bergwäldern fand ſich zahlreiches Edelwild. Damals lebte unter den Hirten dieſer Gegend eine Jungfrau, die an Schönheit alle andern überſtrahlte; aber auch keine war frömmer und tugendhafter, keine erſchien ſo ſittſam, beſcheiden und klug. Mancher Schäfer ſchmachtete nach ihr, und klagte ſein Leid auf einſamen Fluren; Doch keiner fand Gehör; denn unberührt war noch ihr Herz von den Pfeilen der Liebe. Selten auch erblickte man ſie in der Geſellſchaft anderer Mädchen. Sie trieb oft die Heerde nach einer entlegenen Trift, wo ihre Schafe, die ſingenden Vögel des Waldes, Bäume, Blumen und Quellen ihre einzige Freude waren. Hier weihte ſich die fromme Maid tiefſinnigen und frommen Betrachtungen. Auch erforſchte ſie Pflanzen und Kräuter des Feldes und ihre verſchiedene Wirkſamkeit, und gab gern denen,

die sie darum fragten, einen freundlichen und weisen Rath.

Unter den Jägern, welche ringsum das Gebirg durchstreiften, war einer vor allem als ein schöner, rüstiger Waidmann, aber auch als ein gar lustiger und wilder Gesell bekannt. Seine Stärke übertraf die des wüthenden Ebers, dem er den scharfen Jagdstahl entgegenhielt; er sprang mit der Sehnenkraft des Hirsches über Klippen und Gehäge, und sein sicherer Bogen fehlte kein Wild. Doch nicht allein auf Hirsch und Reh, auch auf liebliche Mädchen der Flur ging oft sein heißer Drang, und manche schüchterne Hirtin, die ihn von fern im Haine sah, floh und verbarg sich im dichten Gesträuche.

An einem schönen, der feierlichen Andacht geweihten Frühlingstag, als eben die Morgensonne hinter der fern ziehenden Reihe dunkler Höhen emporgestiegen war und die Wipfel der Tannen vergoldete, ging die zarte Jungfrau den Berg herauf, und suchte einen einsamen Ort zum stillen Gebet. Auf dem Rasenplatze, den duftendes Gebüsch umschloß, kniete sie unter Blumen hin, und ergoß sich in frommen Gefühlen. Dann wandelte sie leisen Ganges zurück; ihr dem höchsten Wesen huldigendes Lied scholl sanft durch den bethauenden Wald, und die leichten silbernen Morgennebel umgaukelten sie wie Luftgeister, und zerflossen im son-

nigen Strahl. Plötzlich aber hörte sie nicht weit den Gesang eines Mannes ertönen:

Rasch bin im Waidmannsgang
Durch Wald und Flur!
Früh', wenn die Sonn' erwacht,
Eil' ich zur kühnen Jagd —
Auch nicht, wo Schönes lacht,
Fehl' ich die Spur. —

Die Jungfrau erschrack, und noch mehr, als nun zwei scharfzahnige Doggen mit Gebell aus dem Eichendickicht sprangen. Doch bald stand der wilde Jäger vor ihr, und rief die Hunde zu sich. „Zittre nicht, schönes Mädchen!“ so sprach er mit glühenden Blicken. „Du bist die Reizendste auf diesen Auen, und schon lange fleht meine Sehnsucht nach dir. Gewiß! Die holdselige Elfin, welche, wie man sagt, dort drüben im Thal, unter den Weidengebüschen des Teichs, mit luftigem Tritt im Mondschein wallt, und vor langer Zeit einen Hirten mit ihrer Liebe, mit Perlen und Edelsteinen lohnte, kann dir den Preis der Schönheit nicht bestreiten. Aber kennst du auch unser Jägerrecht, wenn Mädchen sich zu weit im Forste wagen?“ „Mann!“ sagte die Jungfrau, mit hohem Ernste zurücktretend, „ich kam hierher, um den Schöpfer zu loben. Aber du stürmst in der Frühe des heiligen Tages mit Geräusch heran, falle nieder und bete! Dann wird Er

auch den Werken Deines Berufes günstig sein, und Du wirst den Schlingen des bösen Feindes entgehen, in die der Leichtsinnige und Gewissenlose oft spät, doch sicher fällt." — Aber zu heftig war die Leidenschaft des Jägers. Er wollte die Jungfrau in seine Arme schließen, und entsetzt eilte sie von dannen. Mit donnerndem Ruf hetzte er die gehorsamen Hunde in den Wald, damit ihr kein Leid von ihnen geschehe, und rannte ihr bittend und drohend nach. Aber wie auf Flügeln des Westes floh sie weit vor ihm her, und stand jetzt vor der hohen und steilen Felsenwand. Schaudernd blickte sie in die ungeheure Tiefe. Kein Ausweg mehr — und nahe schon tönten die stampfenden Schritte des Verfolgers. „Ihr himmlischen Mächte!" rief jetzt die Unglückliche mit emporgerichtetem Antlitz, „ich vertraue mich Eurem Schutze; rettet, o rettet die Unschuld!" — Von göttlichem Muthe beseelt, sprang sie von der Zinne des Berges hinab, und — stand unversehrt auf der Wiese des Thals. Kaum aus der Betäubniß erwacht, dankte sie weinend und betend dem rettenden Himmel, und — o Wunder! aus dem Fuße des bemoosten Felsen sprudelte, zum Gedächtniß der seltsamen Geschichte, ein Quell, so rein und klar, wie die Seele der Jungfrau.

Staunend hatte der Jäger ihr von der Höhe nachgeblicket und erschüttert ging er zu-

rück in die Tiefe des Hains. Aber seit diesem Tage ward er düster und traurig, sein lustiger Sinn und seine Wildheit verschwanden immer mehr, und oft dachte er in einsamen Schatten mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit an die Jungfrau. Einst saß die Gerettete bei ihren Schafen am Rande eines buschigen Hügels. Da vernahm sie die sanften Töne eines Waldhorns, und darauf des Jägers Gesang:

Ich bin nicht ihrer Liebe werth!
So folg' ich meinem Sterne;
Leb' wohl, der Heimath froher Heerd!
Ich scheid', ich scheid' in's Ferne. —

Mitleidsvoll, aber mit tröstendem Gefühl, daß sein Herz reiner geworden, hörte ihn die Jungfrau — und die Töne des Jagdhorns entfernten sich und verhallten im weiten Gehölze.

Karl Geib.

Entstehung des Klosters Limburg.

Konrad II., Herzog von Rheinfranken, war der erste Kaiser und König aus dem Stamme der Salier, von dem Deutschland im 11. Jahrhundert beherrscht wurde. Bei seiner Krönung erschienen zwei Könige, der von England und der von Dänemark. Er selbst war ein mächti-

ger und tapferer Herr, der sich aber auch durch Liebe zu den angenehmen und nützlichen Künsten, durch Tugend und Gottesfurcht auszeichnete. Mit Gisela, seiner Gemahlinn, einer schönen, frommen und häuslichen Dame, lebte der Kaiser im zärtlichsten Ehebund. Unter allen deutschen Landen liebte er am meisten die Gegend seiner Heimath, namentlich die von Speier. Auf einer Höhe des Hardtgebirges, in welchem sich der nördliche Theil der Vogesen endigt, zunächst der Stadt Dürkheim, da, wo der Bach Isenach aus dem Thale rauscht und den alten Worms- und Speiergau theilt, lag eine große und schöne Burg der rheinfränkischen Herzoge, Limburg genannt. Konrad weilte gern mit der liebenden Gattin auf dem Burgschloß seiner Väter, in der frischen, schönen Natur jener Haine, Felder und Wiesen. Schon blühte dem fürstlichen Paare ein edler Sohn heran, der auch Konrad hieß, und der Kaiser sah in ihm, den er ganz nach seinen Grundsätzen erzog, einen würdigen Sprößling, der einmal, stark und mild wie er, die Zügel des Reiches lenken würde. Aber wie oft zerstört ein grausamer Schlag des ehernen Schicksals die süßesten Hoffnungen und die theuersten Plane des Menschen — des Fürsten auf dem Throne, wie des schlichten Landmannes! — Der Kaiser hatte eine große Jagd auf Hirsche und Eber in diesem wilden Gebirge veranstaltet. Beim

frühen Morgenschimmer zog er mit seinem ritterlichen Jagdgefolge aus der hohen Burg den Eichenwald hinab. Das Schmettern der Hifthörner, das Gebell entkoppelter Hunde rief den Wiederhall in Klüften, Thal und Gebüschen, und schon sank manches flüchtige Wild unter dem Geschosse der Jäger. Da sprang ein stattlicher Kranhirsch, wie man noch keinen gesehen, aus dem Dickicht. Mit tobendem Getümmel stürzte Mann und Roß ihm nach; allen voran aber sprengte, wie immer feurig und kühn, der junge Fürstensohn. Doch der schnelle Hirsch floh weit voraus auf die unwegsamsten Pfade; der muthige Jüngling achtete sie nicht, und zu sehr der Kraft seines Streithengstes vertrauend, setzte er über einen steilen Felsen hinweg, und stürzte mit dem Roß in den Bergschlund. Hier fand man ihn blutig und entseelt, und keine Hülfe, kein Heilmittel konnte ihn wieder zum Leben bringen. Wer schildert Konrads Schmerz, wer den Jammer seiner Gattin, den er, selbst des Trostes bedürfend, umsonst zu lindern strebte? Der unglückliche Prinz ward in der Gruft des Burgschlosses bestattet. Eines Abends, als schon der silberne Mond sanft und traut, als nehme er mitleidig Antheil an dem Grame der Aeltern, durch die Wipfel der Buchen glänzte, welche die Burg umschlossen, trat Gisela, die auf dem Grabe ihres Entrissenen gebetet, vor den Kaiser und sprach: „Liebster Gemahl! Ich

fühle mich heute ruhiger nach der Stunde, da meine Seele sich zu Gott gewandt. Er hat uns den Einzigen genommen; aber seine Wege sind immer gerecht. Wir sehen den Sohn einst dort wieder, wo ihn eine schönere Krone schmückt, als ihm die Welt verleihen konnte. Laß uns, zum Lobe des Höchsten und zum Gedächtniß der harten Prüfung, die er uns auferlegt, diese Burg in ein Gotteshaus verwandeln!" „Gesegnet, meine Liebe, sei dein frommer Entschluß! Auch mein Gemüth stärkt er mit neuer Kraft und Ruhe. Deine Bitte wird erfüllt. Ich stifte sogleich das herrliche Denkmal, und dieser Ort sei forthin allein der Andacht und der Wohlthätigkeit gewidmet!" — Und schon am folgenden Tage ließ der Kaiser den Abt von Stablo, im Lütticher Lande, nach Limburg bescheiden, und als dieser kam, befahl er ihm, hier den Bau eines Klosters und einer Kirche anzuordnen. Konrad und Gisela legten selbst am 12. des Heumonats 1030 den Grundstein zu dieser Kirche. Limburg ward von ihm zur Abtei erhoben, aus seinen eigenen Krongütern reichlich begabt, und unter den Schutz der Bischöfe von Speier gestellt.

Karl Geib.

Die Teufelskanzel.

Du ſchauerſt, Wandrer, ob dem Graus
Der hier im Thal und Wald umher;
Du ſiehſt nur Felſen grau und ſchwer
Kein freundlich Blümchen ragt heraus.
Du fragſt, woher der Schrecken kam?
Das weiß die Sage wunderſam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten,
Der Teufel hergezogen kam,
Aufſteigend aus den heißen Fluthen,
Aus Badens tief verborgnem Quell,
Noch flammend von der Hölle Gluthen,
Den Blick von rothem Lichte hell:
So bricht er auf, erklimmt die Höhn
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß ſie verſammelten um ihn
Der Bäuerlein und Ritter viele:
Man ſahs von Schloß und Hütte ziehn
Als gings zu Tanz und Waffenſpiele.

Der Böſe ſtellt ſich drauf mit Reigen
Gar ſittſam auf den höchſten Stein,
Und als die Hörer alle ſchweigen,
Beginnt er leiſe, mild und fein
Die Rede, ſüß und klug erſonnen,
Und ſpricht von ſeines Reiches Wonnen,

Von ewgem Glanz und Herrlichkeit,
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu bethören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Dich hebt und regt die sündge Lust,
Und spöttelnd über den lieben Gott
Man kann viel leidge Worte hören.

Da fällts, wie lichter Wetterschein,
Tief in den finstern Wald herein;
Genüber des Bösen Höllenthron;
Erklingt ein goldner Harfenton:
Ein Engelknabe niederrauschet
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand
Und stillbewegt die Menge lauschet.
Und wie er spricht, beginnts zu tagen
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt
Sich zu dem Engel hingetragen.
Der Böse wüthet bald allein
Auf dem verlaßnen Kanzelstein;
Er bricht empor in wildem Grimme,
Doch süßer tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang,
Von aller Lippen festlich klingt;
Aus aller Herzen gläubig schwingt
Empor sich heilger Bußgesang.

Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der letzten Wuth hervor,
Mit den Krallenfingern gewaltig faßt
Er, niederdonnernd, der Felsen Last
Und schleudert die Bäume groß und schwer
Wie Blüthenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quellen fluthen heraus;
Und fluchend schlägt er den schwarzen Huf
Zum ewgen Zeichen tief in den Stein,
Und stürzt sich dröhnend mit wildem Ruf
In der Erde klaffenden Schlund hinein.

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!
Noch ficht der Böse die Menschen an:
Und will er dich locken zur sündgen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust.

August Stöber.

Die Wallfahrt zu Tryberg.

Das Städtchen Tryberg liegt in einer engen Schlucht des Schwarzwaldes, welche von drei Bergrücken gebildet wird, die sich gegen zweihundert Fuß über dasselbe erheben. Drei Waldströme fallen von drei Seiten in das Thal herab. Im sechszehnten Jahrhundert lagen auf den benacharten Höhen von Schönwald

österreichische Soldaten, die manchmal nach dem Städtchen gingen. Wenn sie nun beim Heimgange an der rauschenden Schonach hinaufstiegen, vernahmen sie wunderbare Melodieen, welche aus den Wipfeln der Tannen zu kommen schienen. Sie wußten die Erscheinung nicht zu deuten, und späheten allenthalben in dem Gehölze umher. Endlich fanden sie an einer alten Tanne, neben einem Felsbrünnlein, ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild mit dem Kinde. Die frommen Krieger nahmen das Bild, faßten es in eine Blende von Blech, und befestigten die Blende mit einer Opferschale an den Baum, an welchem das Bild gelegen. Bald kamen Wallfahrer von allen Seiten herbei, und der milden Gaben wurden so viele, daß die Opferbüchse sie nicht mehr fassen mochte, und man den Anfang zum Bau eines Kirchleins machen konnte.

Noch jetzt vernimmt man manchmal jene wunderbare Musik. In der Felskluft, durch welche die Schonach rauscht, ist eine natürliche Aeolsharfe. Melodisch bewegen sich im Windhauch die Wipfel der Tannen, und der Bergstrom gegenüber begleitet die geisterhaften Töne.

Aloys Schreiber.

Nummelſee.

Im Nummelſee, im dunkeln See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen ſich, ſie biegen ſich,
Dem loſen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht hernieder ſinkt,
Der volle Mond vom Himmel blinkt,
Entſteigen ſie dem Bade
Als Jungfern ans Geſtade.

Es brauſt der Wind, es ſauſt das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen ſchlingen ſich
Von ſelbſt zu einem Kranze;
Und ſchweben leis umher im Kreis,
Geſichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es brauſt der Sturm, es ſauſt das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durchs naſſe Gras
Dreht ſich der Reigen ohne Maß,
Und immer lauter ſchwellen
Aus Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Flut,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbegränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz, die Mädchen schrein'
Und werden immer bläſſer.
Der Vater ruft! puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer.“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

A. Schnezler.

Mummelsees Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Flut,
So still als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und schwer?“
Das ist der rothe Dieter, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt;
Jetzt kommt er in die Wogen den Leichnam zu versenken,
Doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.

Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein:
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluten als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen.

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab,
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da, iage du nun Fische da drunten in dem See,
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluten,

Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluten."

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn:
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
Der See steigt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Flut zusammen.

Stumm liegt die See, als ob die Glut
Der Rache wieder schliefe,
Glatt ist die Flut, im Mondschein ruht
Die unermessne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

A. Schnezler.

Die Reise des Zürcher Breitopfs.

Dem heitern Morgenrothe
Rief seinen Gruß der Hahn,
Da kam in Zürch ein Bote
Von Straßburg eilig an.

Ein Schreiben, das er brachte,
Betraf der Städte Bund;
Doch anders, als man dachte
Schrieb Straßburg kurz und rund:

„Ein Bündniß angetragen
Habt ihr uns, liebe Herrn,
Uns aber, deutsch zu sagen,
Brächts weder Glück noch Stern.

Was würden wir uns nützen,
Durch weiten Raum getrennt?
Wie könnten wir uns schützen,
Wenn uns ein Feind berennt?

Drum danken wir der Ehre
Und stellen uns allein
Mit Gottes Schutz zur Wehre;
Doch Freund laßt uns sein!"

Die wackern Schweizer pflogen
Der Antwort wegen Rath.
Und was sie wohl erwogen,
Das ward sogleich zur That.

Der jüngste Rathmann eilte
Vom Stadtsaal in sein Haus,
Flog in die Kuch und theilte
Befehle darin aus.

„Frau, bring von deinen Töpfen
Den Riesen dort herbei,

Laß ihn voll Waſſer ſchöpfen
Und koche Hirſebrei!“

Sie fragte, Neugier zeigend:
„Was haſt du, Freund, im Sinn?“
Schon aber lief er ſchweigend
Zum nahen Strome hin.

„Halloh, gleich ſegelfertig
Das ſchnellſte Schiff gemacht,
Und ſeid ſofort gewärtig
Der ihm beſtimmten Fracht!“

Mit jungen Fahrtgeſellen,
Von ihm gewählt im Flug,
Giengs wieder heim, wo Wellen
Der Brei am Feuer ſchlug.

Man hub mit raſchem Griffe,
Den Topf hinweg vom Brand,
Und trug ihn nach dem Schiffe,
Das ſegelfertig ſtand.

Mit ſchnellerm Flutgetriebe,
Als je die Zürcher ſahn,
Trug es, der Stadt zur Liebe,
Die Limmat ſeine Bahn.

Und zwanzig Ruderflügel,
Sie flogen ohne Ruh:
So gings durch Thal und Hügel
Des Rheines Armen zu.

Der Flußgott nahm geſchäftig
Den ihm vertrauten Kiel
Und führt' ihn hold und kräftig
Den Weg zu ſeinem Ziel.

Als trüg er eine Flocke
Vollbracht er dieſen Gang
Bevor die Abendglocke
Von Straßburgs Thürmen klang.

Der Reichsſtatt Bürger waren
Mit Wegen in der Hand
Vereint in frohen Scharen
Beim Schützenfeſt am Strand.

Und ſelbſt des Rathes Glieder,
In feierlicher Tracht,
Durchwallten auf und nieder
Das Feld der Vogelſchlacht.

Jetzt kam das Schiff geflogen!
Des Breitopfs Rieſenbauch,
Schon lang ein Spiel der Wogen,
Umfloß noch warmer Hauch.

Darüber gut gelaunet
Hob man den Topf empor
Und ſetzt' ihn, rings umſtaunet,
Den fremden Rathsherrn vor.

Der Zürcher ſprach: „Wir treiben
Heut Scherz, mit Ernſt vermiſcht,

Für euer kaltes Schreiben
Wird warm euch aufgetiſcht.

Seht, in der Schweiz geboren
Ward dieſes Schaugericht
Und raucht vor Straßburgs Thoren
Euch noch ins Angeſicht.

Zürch, das für Euch zum Bunde
In todter Ferne lag,
Gibt ſo lebendge Kunde,
Was muntres Volk vermag."

Der Reichsſtadt Bürger ſtanden
Rings lachend, doch beſchämt,
Und ſelbſt die Rathsherrn fanden
Jetzt ihren Stolz bezähmt.

„Freund," ſprach der Burgemeiſter,
„Nun faßt wohl jedes Kind,
Was für entſchloßne Geiſter
Die braven Zürcher ſind.

„Der Brief, den wir geſchrieben,
Mach Euch das Herz nicht wund!
Verſöhnt laßt euch gelieben
Den uns erwünſchten Bund!"

Drauf Handſchlag und Umfangen
Und brüderlicher Kuß!
Und Jubeltön erklangen
Umher dem Bundesſchluß.

Nun ward nach deutſcher Weiſe
Der Becher friſch geleert,
Zugleich als Ehrenpreiſe
Der Zürcher Brei verzehrt.

Aufs Wohl der Bundsverwandten
Floß reichlich goldner Wein,
Dem Zürcher Abgeſandten
Schiens Uebermaß zu ſein.

Er ſprach: „Genug für heute,
Damit wir gut beſtehn
Und nicht als trunkne Leute
Zu Schiffe taumelnd gehn.

Kein Vorbild ſei dies Schwanken
Für unſern werthen Bund!
Der ſtehe ſonder Wanken
Auf ewgem Felſengrund!“

So ſchieden ſie und eilig
Begann nach Zürch die Fahrt,
Der Bundestopf ward heilig
In Straßburg aufbewahrt.

Langbein.

Das Münſter zu Straßburg.

Laß, o Herr! das Werk der Zeiten,
Das dein Hauch hat angeregt,
Heut durch meinen Mund ausdeuten!
Großes Wort ſich ſchwer beweget;
Schwer und langſam wie die Steine,
Die aus rauhem Fels geſpalten,
Sich erheben zum Vereine
Und den hohen Thurm geſtalten.

Gott erſchuf am zweiten Tage,
Der vom Waſſer ſchied die Erde
Zeugen dieſer heilgen Sage,
Felſen, ſich zum Opferheerde.
Erwin ſah die heilgen Zeugen
Drüben harren an dem Rheine,
Und im Geiſte ward ihm eigen,
Was ein Jeder ſag und meine.

Wie ſie alle ihm gebieten,
Daß er ſie hinüberführe,
Daß ſie heilgen Dienſt behüten,
Daß die heilge Kunſt ſie ziere;
Daß aus felſenfeſtem Kerne
Sich erbaue Gottes Kirche;
Darum treiben Gottes Sterne
Goldne Adern durchs Gebirge.

Seht! mit dieſem Goldgewinne,
Den ſie zu dem Rheine ſenden,
Regen ſie der Menſchen Sinne,
Wirken ſie in fleißgen Händen,
Daß ſie große Gaben ſchenken
Zu der großen Münſterkirche,
Die der Erwin will erdenken
Aus den Felſen im Gebirge.

Erwin reißt mit ſchnellem Bleie
Viele Pläne zu dem Baue,
Doch es fehlt die rechte Weihe,
Daß er auch das Rechte ſchaue.
In der Wildniß jener Berge
Dringt er in Verzweiflung weiter,
Klagt, daß Wahrheit ſich verberge
Auf des Schönen Himmelsleiter.

Betend kommt er ſo zur Kirche,
Die der erſte Chriſt erbaute
In dem wildeſten Gebirge,
Daß er ſeinen Herren ſchaute;
Sieht ein zierlich Bild des Stalles,
Wo der Herr einſt war geboren,
Und das geht ihm über Alles
Und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell aus Stabgeflechten
Iſt mit Blumen reich verzieret,
Und was andre bilden möchten,

Dieſem Plan der Preis gebühret!
Nein, kein Tempel alter Zeiten
Kann entzücken, wie die Hütte;
Soll ſich dauerndes bereiten
Steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einſt geſtanden
Iſt der Altar aufgerichtet:
Wo das Kind die Hirten fanden
Hat der Morgen ihn umlichtet;
Und zwei Thürme, wo der Tauben
Keuſch getrennte Liebe wohnet,
Sich erheben, wie der Glauben,
Der im Geiſt hoch oben thronet.

Unſer guter Meiſter ſinnet,
Daß der Bau in Stein ſich gründet,
Biſchof Konrads Herz gewinnet,
Und der Bau wird weit verkündet
Und Vergebung aller Sünden
Wird zu dieſem Bau verliehen
Jedem, der ſich da wird finden
Treu und muthig im Bemühen.

Biſchof Konrad wohl berathen
Kommt mit heilgem Oel und Weine
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geſchickt die Gründungsſteine.
Ringsum ſtehn die Arbeitsleute,
Alle Geiſtlichen des Landes,

Alle Zünfte graben heute,
Selbſt die Herren edeln Standes.

Als die Weihung iſt vollendet
Tritt der Biſchof ſtill zurücke;
Doch ein Streit hat bald geſchändet
Dieſer Sonne Gnadenblicke.
Wohl mit Recht iſt lang verkündet,
Daß der Teufel ſich beſtelle,
Wo die Kirche wird gegründet,
Seinem Dienſte die Kapelle.

Eh der Biſchof ſie kann trennen,
Iſt ein Streit da ausgebrochen:
Brüder wild im Kampf entbrennen
Und der Eine iſt erſtochen.
„Wer hat dieſen Streit entzündet?“
Ruft der Biſchof mit Entſetzen;
„Neu ſei dieſer Bau begründet,
Nicht mit Blut dürft ihr ihn netzen!“

Und es ſprach der Mordgeſelle:
„Wo dein heilger Arm gegraben,
Von der lieben Gnadenſtelle
Stieß er mich wie einen Knaben!
Weiß, ich hab den Tod verdienet,
Daß ich Bruderblut vergoſſen,
Doch es ſei die Welt geſühnet,
Ihr zum Heil ſei es gefloſſen.

„Wißt, es fließen hier im Grunde
Zwei verſteckte böſe Quellen:
Stopft ihr nicht die Doppelwunde
Werdet ihr den Thurm nicht ſtellen.
Ganz umſonſt ſind hier die Pfähle,
Steine, Mörtel ganz vergebens,
Wenn ichs nicht zum Grab erwähle
In der Fülle meines Lebens.

„Eine Quelle will ich haben
Mit des armen Bruders Leiche,
Und ein Grab mir ſelber graben,
Daß das Waſſer ſchaudernd weiche.
Dann erſt iſt der Thurm gegründet
Und das Waſſer iſt bezwungen
Und die Säulen, hoch verbündet,
Sind vom Sumpfe nicht verſchlungen.

Eilet euch, ihr ſtarken Hände,
Daß ihr euer Grab vollendet!
Weh, ihr glüht wie Feuerbrände
Erde reinigt, was ſie ſchändet.
Seid begrüßt ihr, Reinigungsquellen!
Schaudere nicht vor mir zurücke.
Ich umſpanne eure Wellen;
Bin des Heiles feſte Brücke."

Und der Biſchof ſieht zum Heile
Hier das Unheil angedeutet
Viele Schuh tief grub in Eile

Dieſer Mörder, und erſtreitet
Sich ein Grab in tiefen Quellen,
Die dem Meiſter ſich verbargen,
Sicher kann er Mauern ſtellen
Auf den Leichnam dieſes Argen.

L. A. v. Arnim.

Das Alphorn und der Schweizer.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört ich drüben wohl anſtimmen:
Ins Vaterland mußt ich hinüber ſchwimmen;
Das ging nicht an.

Eine Stunde in der Nacht
Sie haben mich gebracht:
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus;
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf.
Mit mir iſts aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht ihr mich zum letztenmal

Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir Solches angethan,
Das klag ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt, erſchießt mich gleich,
Verſchont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, ſchießt zu, daß Blut 'raus ſprißt
Das bitt ich euch.

O Himmelskönig Herr!
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm ſie zu dir in den Himmel ein,
Laß ſie ewig bei dir ſein
Und vergiß nicht mein.

Volkslied.

Das Uhrwerk im Münſter.

Kommſt du zum Portal herein,
Wo dich unſrer lieben Frauen
Bildniß grüßet, einſt in Stein
Von Sabinas Hand gehauen,
Sieh, da ſteht zur Rechten dir
Hoch ein Uhrwerk aufgerichtet,
Reich an wunderlicher Zier,
Doch ſein Schlag iſt längſt vernichtet.

Wie ein Grabmal ſteht es ſtumm,
Längſt verſchollen alle Glocken,
Und kein Zeiger dreht ſich um
Und die Räder ſind im Stocken.
Höre, was ein Chronikbuch
Von dem alten Werk berichtet,
Wie ein längſt geſprochner Fluch
Schwer an ihm den Undank richtet.

Iſaak Habrecht hieß der Greis,
Der das Uhrwerk ausgeſonnen,
Und mit frommem Sinn und Fleiß
Hat er ſeinen Bau begonnen,
Sich gemühet Tag und Nacht,
Bis vollendet das Gebäude
Stand in ſeiner vollen Pracht,
Aller Chriſtenwelt zur Freude.

Unten iſt ein Pelikan
Mit dem Himmelsball zu ſehen,
Mond und Sonne ſah man dran
Täglich auf und untergehen.
Drüber ein Kalender hängt,
Rechts Apoll ſich niederneigte,
Daß er mit dem Pfeil gelenkt
Jeden Tag des Jahres zeigte.

Und darüber wohlgereiht
Schaun die ſieben Götter nieder,
Jeder wartend, bis die Zeit
Ihn berief, zu herrſchen wieder:

Kam ſein Tag, gebietend dann
Sah man ihn zuvörderſt ragen,
Wie er lenkt ein Thiergeſpann
Auf dem ſchmucken Siegeswagen.

Und ein Rad ſteht oben dran,
Sacht umſchwingend vier Geſtalten:
Kind und Jüngling, einen Mann,
Und zuletzt noch einen Alten;
Auf- und abwärts, Tag und Nacht
Ging ein Jeder ſeine Strecken
Jeden Viertelſtundenſchlag
Schlagend auf ein Cymbelbecken.

Drüber hängt ein Glöckchen frei,
Das die Stunde ſchlagen ſollte;
War ein Viertel kaum vorbei,
Kam der Tod, der läuten wollte;
Doch herror trat Jeſus Chriſt
Und befahl dem Tod zu fliehen,
Erſt wann voll der Stunde Friſt,
Ließ er ihn am Strange ziehen.

Und zu oberſt unterm Dach
War ein Glockenſpiel zu preiſen:
Kirchenlieder mannigfach
Spielt' es auf in alten Weiſen.
So mit frommer Kunſt vollbracht,
Aller Chriſtenheit zur Freude,
Stand in ſeiner vollen Pracht
Iſaak Habrechts Uhrgebäude.

Aber links dort, konterfeit
Siehſt du einen Alten ſtehen,
Der dem Werk einſt prophezeit,
Daß es bald muß untergehen.
Als man noch am Bauen war
Kam er oft zur Morgenfrühe,
Und mit Lächeln ſagt' er wahr,
Eitel ſei die ganze Mühe.

Einem Steinmetz fiel es bei,
Hier ſein Bildniß auszuhauen,
Daß er ſich im Konterfei
Ueberwieſen müſſe ſchauen;
Doch der Alte ſtand nicht lang,
War ſein Name ſchon gerochen,
Und des Werkes Untergang
Zeugte, daß er wahr geſprochen.

Einſt der Magiſtrat erfuhr:
Iſaak wandre bald ins Weite,
Daß er ſolche Münſteruhr
Andern Städten auch bereite;
Und ſie ſannen insgemein
Zu verderben dieſen Greiſen:
Straßburg ſei der Ruhm allein,
Solch ein Prachtwerk aufzuweiſen.

Und beſchloſſen wird zugleich,
Ihm die Augen auszuſtechen;
Iſaak vor Entſetzen bleich
Hört ſein grauſam Urtheil ſprechen.

Doch ſich faſſend: fleht er nur:
Ach! noch einmal möcht er gehen
Und an ſeiner Münſteruhr,
Was zu beſſern ſei, beſehen.

Seine Bitte ward erhört;
Drinnen ſaß er eine Weile
Schaffend ſtill und ungeſtört,
Mit der Zange, mit der Pfeile.
Als er fertig, vor dem Rath
Ward das Aug ihm ausgeſtochen;
Aber dieſe Gräuelthat
Hat er ſelber ſchon gerochen.

Denn am ſelben Tag entſpannt
Sprang im Uhrwerk jede Feder,
Und des Meiſters Rächerhand
Bracht ins Stocken alle Räder.
Und ſo ſtehet heut der Bau
Noch zerrüttet aufgerichtet
Als ein Warnungsmal zur Schau,
Wie der Undank wird gerichtet.

Mancher Künſtler hats verſucht,
Aber keinem wills gelingen,
Was der Meiſter hat verflucht
Wieder neu in Schwung zu bringen.
Und im Volk die Sage geht:
Jenes alte tückſche Weſen,
Jener Untergangsprophet
Iſt der Teufel ſelbſt geweſen.

Er mit Höllenkünſten hat
Alles Unglück angeſtiftet,
Hat das Herz dem Magiſtrat
Ganz verblendet und vergiftet,
Hat den Meiſter auch bethört,
Daß in jäher Rachbegierde
Er mit eigner Hand zerſtört
Seines Werkes hohe Zierde.

Er mit ſeinem Zauberfluch
Weiß den Künſtler zu berücken,
Daß ein jeder Bauverſuch
An dem Uhrwerk muß mißglücken.
Und wenn fromme Chriſten ſtehn
Trauernd vor dem Uhrgebäude
Kann man oft den Alten ſehn
Lächeln voller Schadenfreude.

Adolf Stöber.

Der Gang nach dem Eiſenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

Früh von des Tages erſtem Schein
Bis ſpät die Veſper ſchlug
Lebt er nur ihrem Dienſt allein,
That nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: „mach dirs leicht!“
Da wurd ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte ſeiner Pflicht zu fehlen,
Durft er ſich nicht im Dienſte quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfinn ihn erhob,
Aus ihrem ſchönen Munde floß
Sein unerſchöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ſein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgeſtalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, giftger Groll,
Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll.
Und trat zum Grafen, raſch zur That
Und offen des Verführers Rath,
Als einſt vom Jagen heim ſie kamen:
Streut ihm ins Herz des Argwohns Samen.

„Wie glücklich ſeid ihr, edler Graf!“
Hub er voll Argliſt an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn.

Denn ihr beſitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuſchen Leib,
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Verſucher glücken."

Da rollt der Graf die finſtern Braun:
„Was redſt du mir, Geſell?
Werd ich auf Weibertugend baun,
Beweglich wie die Well?
Leicht locket ſie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube ſteht auf feſterm Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Verſucher ferne."

Der andre ſpricht: „So denkt ihr recht,
Nur euern Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein ſolches ſich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünſche Lüſternheit" —
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Redſt du von einem, der da lebet?" —

„Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg ſich meinem Herrn!
Doch weil ihrs denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück ichs gern." —
„Du biſt des Todes, Bube, ſprich!"
Ruft jener ſtreng und fürchterlich,
„Wer hebt das Aug zu Kunigonden?"
„Nun ja, ich ſpreche von dem Blonden."

„Er iſt nicht häßlich von Geſtalt,"
Fuhr er mit Argliſt fort,
Indems den Grafen heiß und kalt
Durchrieſelt bei dem Wort.
„Iſts möglich, Herr? Ihr ſaht es nie,
Wie er nur Augen hat für ſie?
Bei Tafel eurer ſelbſt nicht achtet,
An ihren Stuhl gefeſſelt ſchmachtet."

„Seht da die Verſe, die er ſchrieb,
Und ſeine Glut geſteht" —
„Geſteht!" — „Und ſie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.
Die gnädge Gräfinn, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſie's euch,
Mich reuet jetzt, daß mirs entfahren,
Denn Herr, was habt ihr zu befahren.

Da ritt in ſeines Zornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpät den Brand
Die Knechte mit geſchäftger Hand,
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen
Als gält es, Felſen zu vergläſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbindet ſieht man hier,
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt ſich für und für.

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte geht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächtgen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt!
Habt ihr befolgt des Herren Wort?
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug nicht weiter sehe."

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Den fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch;
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?"

Und jener spricht: „Es soll geschehn“
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heilge Messe hört ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Und froh der vielwillkommnen Pflicht
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hoch begnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Findst du ihn auf dem Weg!“
Er sprichts und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg!

Denn um die Aerndte wars, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehülfe war erſchienen,
Die Meſſe kundig zu bedienen.

Entſchloſſen war er alſobald
Und macht den Sakriſtan,
„Das," ſpricht er, „iſt kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan,"
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Prieſter dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße
Geheiliget zum Dienſt der Meſſe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Miniſtrant
Dem Prieſter zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand.
Und knieet rechts und knieet links,
Und iſt gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da ſchellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Prieſter fromm ſich neigt
Und zum Altar gewandt
Den Gott, den gegenwärtgen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakriſtan
Mit hellem Glöcklein klingelnd an,
Und alles kniet und ſchlägt die Brüſte,
Sich fromm bekreuzend, vor dem Chriſte.

So übt er Jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hält es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum dominus
Der Priester zur Gemein sich wendet,
Die heilge Handlung segnend endet.

Da stellt er Jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligthum
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Herr gebot,
Ihr Knechte, ists geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:

„Unglücklicher! Wo kommſt du her?“ —
„Vom Eiſenhammer“ — „Nimmermehr!
So haſt du dich im Lauf verſpätet!“ —
„Herr, nur ſo lang bis ich gebetet.

„Denn als von euerm Angeſicht
Ich heute ging, verzeiht,
Da fragt ich erſt nach meiner Pflicht
Bei der, die mir gebeut.
Die Meſſe, Herr, befahl ſie mir
Zu hören, gern gehorcht ich ihr,
Und ſprach der Roſenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen ſinket hier
Der Graf, entſetzet ſich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eiſenhammer? ſprich!“ —
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der iſt beſorgt und aufgehoben,
Der Graf wird ſeine Diener loben.“

„Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaß:
„Sollt er dir nicht begegnet ſein,
Ich ſandt ihn doch die Straß!“ —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
„Fand ich von Robert eine Spur.“ —
„Nun,“ ruft der Graf und ſteht vernichtet,
Gott ſelbſt im Himmel hat gerichtet.“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Kindes Hand,
Bringt ihn der Gattinn, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßts eurer Huld empfohlen sein,
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren."
Schiller.

Das Lügenfeld.

Bei Thann, da grünen Triften voll reicher Wiesenflur
Und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur;
Doch öde liegt inmitten der blüthenreichen Welt
In meilenweiter Strecke das brache Lügenfeld.

Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried,
Der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei;
Ein Fluch hat längst getroffen die bange Wüstenei.

Einst hatte sich da drüben ein Wandersmann verirrt,
Da dröhnt es durch die Wildniß, ein Eisenharnisch klirrt,

Und aus den dichten Sträuchern und aus dem tiefen Moor,
Da raſſelt wilden Schrittes ein Kriegersmann hervor.

„Was rief dich, Unglückſelger, in dieſe Wildniß her?
Was rief dich uns zu wecken aus Träumen tief und ſchwer?
Da drunten in den Höhlen, in meilenweitem Gang,
Da ſchlafen ganze Heere vielhundert Jahre lang.

Verruchter Söhne Frevel, geſchworner Treue Bruch
Hat längſt auf uns geladen des Himmels Racheſpruch:
Vernimm die grauſe Kunde — du ſtehſt an ſelber Statt,
Wo Ludewig den Frommen ſein Heer verrathen hat.

Wir ſchloſſen dichte Reihen bis an die Berge fern,
Gerüſtet ihn zu ſchirmen, den königlichen Herrn;
Da zog in blanken Waffen der Söhne Schar heran
Von dumpfem Rauſchen dröhnte der weite Raſenplan.

So ſtürmten ſie herüber, die freveln Brüder vorn,
In ihren Fäuſten Schwerter, in ihren Blicken Zorn!
Durch unſer Lager ſchlüpfte der tückiſche Lothar
Und bot uns blanke Münzen und glatte Worte dar.

Der heilge Vater ſelber hat uns den Sinn bethört:
Es gelte keine Treue, die man dem Sünder ſchwört!

So schlich er durch die Reihen und streute schlimme Saat —
Bis alle wir verblendet uns fügten dem Verrath.
Drauf schlugen die Verruchten des alten Vaters Hand —
Er bot sie schon zum Frieden — in schweres Eisenband,
Sie rissen ihm die Krone vom Haupte silberweiß
Und führten ihn von hinnen, den weltverlassenen Greis.

Und Ludewig der Fromme das Aug gen Himmel schlug:
„Ist denn geschworne Treue und Kindesliebe Trug?
Weh, falsche Söldnerschaaren, so feil und so verrucht!
Weh dir, o Lügenstätte — ihr seid fortan verflucht!"

Der Himmel hat vollzogen des Greises Rachewort,
Die Bäche sind vertrocknet, der Anger liegt verdorrt,
Und keine Saaten sprießen, es schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter schießen hervor aus schwarzem Ried.

Und in den Höhlen drunten, in meilenweitem Gang,
Da schlafen unsre Schaaren vielhundert Jahre lang,
Da schlafen auch die Brüder, die freveln Söhne drei,
Verrostet sind die Schwerter, verstummt das Siegsgeschrei.

Fleuch, Wandersmann, von hinnen und sag es aller Welt,

Wes Fluch in diesen Gauen uns tief in Schlummer hält. —
Der Wandersmann sich kreuzet und thut zur selben Stund
Im Thanner Münster drüben die Märe beichtend kund.

Adolf Stöber.

Das blinde Roß.

„Was ragt dort für ein Glockenhaus
Im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus
Hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volksluſt oder Schrecken ein,
Wann dieſe Glocke ſchallt?
Und was beſagt das Bild von Stein
In hoher Roßgeſtalt?“ —

„Ihr ſeid der erſte Fremdling nicht,
Der nach der Thaten frägt,
Was unſre Chronik davon ſpricht,
Sei willig euch geſagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt
Das erſte Alterthum,
Und unſrer wackern Väter Geiſt
Umſchwebt es noch mit Ruhm.

Undank war schon zu ihrer Zeit
Der schnöde Lohn der Welt:
Drum hat der Alten Biederkeit
Dieß Schreckniß aufgeüellt.
Wer jener Schlange Stich empfand,
Dem war die Macht verliehn,
Er konnte stracks mit eigner Hand
Die Rügenglocke ziehn.

Da kam, wann's auch bei Nacht geschah,
Die Obrigkeit herbei,
Und fragt' und forschte, hört' und sah,
Was hier zu schlichten sei.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Geld,
Recht's Herr sein oder Knecht:
Die Richter sprachen, ohne Sold,
Für jeden gleiches Recht.

Es sind wohl hundert Jahre her,
Da lebte hier ein Mann,
Der durch geschäftigen Verkehr
Viel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte seine Tracht,
Sein Keller und sein Herd;
Auch hielt er sich zur Lust und Pracht
Ein wunderschönes Pferd.

Einst ritt er in der Dämmerung,
Da stürzten aus dem Hain,
Mit Mordgeschrei und Ziegerung,
Sechs Räuber auf ihn ein.

Sein Leben, um und um bedräut,
Hing nur an einem Haar.
Doch seines Rosses Schnelligkeit
Entriß ihn der Gefahr.

Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt,
Ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt,
Des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübd':
Mein Schimmel soll fortan
Den besten Hafer, den es gibt,
Bis an den Tod empfahn.

Allein das gute Thier ward krank,
Ward steif und lahm und blind,
Und den ihm angelobten Dank
Vergaß sein Herr geschwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth,
Und jagt' es Knall und Fall,
Weil niemand einen Heller bot,
Mit Schlägen aus dem Stall.

Es harrte sieben Stunden lang,
Gesenkten Haupt's, am Thor,
Und wann ein Tritt im Hause klang,
So spitzt' es froh das Ohr.
Doch glänzte schon der Sterne Pracht,
Und niemand rief's hinein,
Und es durchschlief die kalte Nacht
Auf frostigem Gestein.

Und noch am andern Tage blieb
Der arme Gaul dort stehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb,
Nach Nahrung fort zu gehn.
Die Sonne strahlte hell, doch ihn
Umhüllte Finsterniß,
Und er, der sonst geflügelt schien,
Ging sacht und ungewiß.

Er hob und schob vor jedem Tritt
Den rechten Fuß voran,
Und prüfte tastend, Schritt vor Schritt,
Die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gassen streifte so
Am Boden hin sein Mund,
Und ein verstreutes Hälmchen Stroh
War ihm ein werther Fund.

Schon von des Hungers wilder Macht
Verzehrt bis auf's Gebein,
Gerieth er einst um Mitternacht
Ins Gliedenhaus hinein.
Er suchte gierig Sättigung,
Ergriff der Glieder Strang.
Und setzte magend sie in Schwung,
Daß sie die Stadt durchklang. —

Den Nichtern schnell der Ruf ins Ohr
Sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Hand empor,
Als sie den Klang sahn.

Sie kehren nicht mit Scherz und Spott
Zurück in ihr Gemach;
Sie riefen staunend: Es war Gott,
Der durch die Glocke sprach!

Und auf den Markt geladen ward
[illegible] reiche Mann sofort.
[illegible]ckt vom Beten, sprach er hart:
Ihr träumt! Was soll ich dort?
So ging er trotzig, doch er fand
Zur Demuth schnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand,
Und mitten drin sein Pferd.

Kennt Ihr dies Wesen? — hob das Haupt
Der ersten Richter an,
Des Lebens wärt Ihr längst beraubt,
Hätt's nicht so brav gethan:
Und was ist seiner Tugend Lohn? —
Ihr gebt's, o Mann von Eis!
Dem Wetterſturm, dem Bubenhohn,
Dem hungernden Preis!

Die Augengläser hat gestimmt,
Der Kläger stehet hier,
Durch nichts wird Eure That beschönt,
Und so gebieten wir:
Daß ihr sogleich das treue Pferd
In Euren Hausstall führt,
Und bis ans Ende pflegt und nährt,
Wie Euch, als Christ, gebührt! —

Der Reiche sah nicht wenig schel,
Weil ihn der Spruch verdroß,
Doch fühlt' er seines Undanks Fehl,
Und führte heim das Roß. —
So meldet ehrlich, kurz und plan
Die Chronik den Verlauf,
Und zum Gedächtniß stellte man
Nachher das Steinbild auf."

Langbein.

Der getreue Eckart.

1.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesstoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er sprach: mich schlägt der Feind,
Mein Muth ist mir entwichen,
Die Knecht gestorben seind!
Die Freunde sind erblichen!

Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart der treue Mann?

Er war mir sonst zur Seite
Zu jedem harten Strauß,
Doch leider blieb er heute
Daheim bei sich zu Haus.

Es mehren sich die Haufen,
Ich muß gefangen sein,
Mag nicht wie Knecht entlaufen,
Drum will ich sterben fein! —

So klagt der von Burgund,
Will sein Schwert in sich stechen:
Da kommt zur selben Stund
Ekart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reitet der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen,
Und auch der Söhne sein.

Burgund erkennt die Zeichen,
Und ruft: Gott sei gelobt!
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend eh getobt.

Da schlug mit treuem Muthe
Ekart ins Volk hinein,
Doch schwamm im rothen Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:

Es iſt dir wohl gelungen,
Doch ſo, daß es mir graut;

Du haſt viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erſtorben,
Kannſt dir nicht wieder geben. —

Der Eckart weinet faſt,
Bückt ſich der ſtarke Held,
Und nimmt die theure Laſt,
Den Sohn in Armen hält.

Wie ſtarbſt du, Heinz, ſo frühe,
Und warſt noch kaum ein Mann?
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich ſeh dich gerne an.

Weil wir dich, Fürſt, erlöſten
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich tröſten,
Ich ſchenke dir den Sohn.

Da ward dem Burgund trübe
Vor ſeiner Augen Licht,
Weil dieſe große Liebe,
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren,
Und fällt ihm an die Bruſt:
Dich, Held, muß ich verehren,
Spricht er in Leid und Luſt.

So treu bist du geblieben,
Da Alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich.

Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr,
Wenn ich mehr lehnen kunnte,
Ich gäbe gern noch mehr.

Als dies das Land erfahren,
So freut sich Jedermann,
Man nennt den Held seit Jahren
Eckart den treuen Mann.

2.

Er schwang sich auf sein Pferd
Eckart, der edle Held,
Und sprach: in aller Welt
Ist mir nun nichts mehr wert.

Die Lehn hab ich verloren,
So gut ich nirgends Recht,
Der Raub ist mir erboten,
Hat meinen Leo geschworen.

Da reitet er in Wald
Und klagt aus vollem Herzen
Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme hallt

Die Menſchen ſind mir todt,
Ich muß mir Freunde ſuchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

Kein Kind, das mich ergetzt,
Erwürgt von ſchlimmen Leuen
Blieb keiner von den dreien,
Der Liebſte ſtarb zuletzt.

Wie Eckart alſo klagte
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Zorneswuth,
Als ſchon der Morgen tagte.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin in wildem Lauf,
Er achtet nicht darauf
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüſtung ab,
Wirft ſich zu Boden hin,
Auf Sterben ſteht ſein Sinn,
Sein Wunſch nur nach dem Grabe.

3.

Der Herzog ſank darnieder
Im wilden dunkeln [illegible],
Da nahm der Helde bieder,
Ihn auf die Schultern ſein

Er ſprach: gar viel Beſchwerden
Mach ich dir, guter Mann;
Der ſagte: auf der Erden
Muß man gar viel beſtahn.

Doch ſollſt du, ſprach Burgund,
Dich freun, bei meinem Werte,
Komm ich nur erſt geſund
Zu einem ſichern Orte.

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf ſeinen alten Wangen,
Er ſprach: auf keine Weiſ'
Trag ich nach Lohn Verlangen.

Es mehren ſich die Plagen,
Sprach der Burgund in Noth,
Wohin willſt du mich tragen?
Du biſt wohl gar der Tod? —

Tod bin ich nicht genannt,
Sprach Eckart noch im Weinen,
Du ſtehſt in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich beſcheinen.

Ach, wohl iſt mir bewußt,
Sprach jener traun in Reue,
Daß ſündvoll meine Bruſt,
Drum zittr ich, daß er dräue.

Ich hab dem treuſten Freund
Die Mutter umgebracht,

Drum ſieht er mir zum Feinde
In dieſer finſtern Nacht.

Er war mir recht ergeben,
Als wie der treuſte Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeihn,
Ich fürcht, in dieſen Nöthen
Treff ich ihn hier im Hain:

Das ſagt mir mein Gewiſſen,
Mein Herze innerlich,
Die Kind hab ich zerriſſen,
Dafür zerreißt er mich.

Der Eckart ſprach: empfinden
Muß ich ſo ſchwere Laſt,
Weil du nicht rein von Sünden
Und ſchwer geſündigt haſt;

Daß du den Mann wirſt ſchauen
Iſt auch gewißlich wahr,
Doch magſt du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar.

4.

Da stand der Eckart von der Erden
Und trat hervor ans helle Licht,
Er zeigt mit traurigen Geberden
Sein hochbekummert Angesicht.
Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten,
Den Armen sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
Allmächtger Gott! so schreit er laut,
Du bist es, den mein Auge schaut?
Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Wust Du mich aus dem Walde ziehn?
Denn ich die Kinder hab erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?

So fährt der Burgund fort zu sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen.
Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt.
Doch Eckart leise zu ihm spricht:
Der Schmach gedenk ich ferner nicht,
Damit die Welt es habe kund,
Der Eckart war in Gott gesund.

5.

Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verstorbner Lieder?
So spricht er zu den jungen Herrn,
Vernimmt den Zauberklang von fern.
Wie sich die Tön herüberschwungen
Erwachet in den frommen Jungen
Ein seltsam böser Geist,
Der sie nach unbekannter Ferne reißt.

Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, es locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen singen,
Ins irdische Paradies uns zu bringen!

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den wilden Kindern ins Gesicht,
Und höher schwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht,
Die Blumen scheinen trunken,
Ein Abendroth nieder gesunken,
Und zwischen Kern und Gräsern schweifen
Sanft irrend blau und goldne Streifen.

Wie ein Schatten ist hinweg gehoben
Was sonst den Sinn zur Erden zieht,
Gestillt ist alles irdsche Leben,
Die Welt zu Einer Blum erblüht.

Die Felsen schwanken lichterloh,
Die Triften jauchzen und sind froh,
Es wirrt und irrt alles in die Klänge hinein
Und will in der Freude heimisch sein,
Des Menschen Seele reißen die Funken,
Sie ist im holden Wahnsinn ganz versunken.

So wurde Eckart rege
Und wundert sich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt sich, was es sei.

Ihn dünkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht was ihn freuet,
Fühlt sich in Wonne glühn.

Ha! bringen nicht die Töne,
So fragt er sich entzückt,
Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich sonst beglückt?

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an,
Er darf nur um sich schauen
Und fühlt sich bald ein Mann.

Da sieht er schon das Wüthen
Der ihm vertrauten Kind,
Die sich der Hölle hüten
Und unbezwinglich sind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wildempörten Meer.

Was soll er da beginnen?
Ihn ruft sein Wort und Pflicht,
Ihm wanken selbst die Sinnen,
Er kennt sich selber nicht.

Da kommt die Todesstunde
Von seinem Freund zurück,
Er höret den Burgunde
Und sieht den letzten Blick.

So schirmt er sein Gemüthe
Und steht gewappnet da,
Indem kommt im Gewühle
Der Spielmann selbst ihm nah.

Er will den Degen schwingen
Und schlagen jenes Haupt.
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft ist ihm geraubt.

Es stürzen aus den Bergen
Gestalten wunderlich,
Ein wüstes Heer von Zwergen
Sie nahen grauerlich.

Die Sehne sind gesprungen
Und toben in dem Schwarm,

Umsonst ist sein Verlangen,
Gelähmt sein tapfrer Arm.

Es stürmt der Zug an Vesten,
An Schlössern wild vorbei,
Sie ziehn von Ost nach Westen
Mit jauchzendem Geschrei.

Eckart ist unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen ist sein Sinn.

Da nahen sie dem Berge,
Aus dem Musik erschallt,
Und alsogleich die Zwerge
Stillstehn und machen Halt.

Der Fels springt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,
Man sieht Gestalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er seinen Degen
Und sprach: ich bleibe treu!
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder sind errungen,
Sie fliehen durch das Thal,
Der Feind noch unbezwungen
Wehrt sich in Eckarts Qual.

Die Zwerge ſinken nieder,
Sie faſſen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da ſieht der Held ſchon ferne
Die Kind in Sicherheit,
Sprach: nun verlier ich gerne
Mein Leben hier im Streit.

Sein tapfres Schwert thut blinken
Im hellen Sonnenſtrahl,
Die Zwerge niederſinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder ſind entſchwunden
Im allerfernſten Feld,
Da fühlt er ſeine Wunden,
Da ſtirbt der tapfre Held.

So fand er ſeine Stunde
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode ſelber treu.

Als nun der Held erſchlagen
Regiert der ältſte Sohn,
Dankbar hört man ihn ſagen:
Eckart hat meinen Thron.

Erkämpft mit vielen Wunden
Und ſeinem beſten Blut,

Und alle Lebensstunden
Verdank ich seinem Muth.

Bald hört man Wundersagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß, wer es wolle wagen
Der Venus Berg zu sehn,

Der werde dorten schauen
Des treuen Eckart Geist,
Der jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felsen weist,

Wo er nach seinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält.
Es preisen alle Erben
Eckart den treuen Held.

L. Tieck.

Gespenst an der Kandererstraße.

's git Gspenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Runsch! De triffsch e Plätzli a,
Und dört verirrsch, I setz e Bueßli dra.

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
E Hüsli gsi; e Frau! e Chind, e Chatz

Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo ſie hört: „Di Ma lit unterm Sand!“
Se het me gmeint, ſie ſtoß der Chopf an d'Wand.
Da holt ſie d'Pappe no vom Füür und blost,
Und gits im Chind, und ſeit: „Du biſch mi Troſt!“

Und 's wärs au gſi. Doch ſchlicht e mol mi Chind
Zur Thüren us, und d'Muetter ſitzt und ſpinnt,
Und meint, 's ſeig in der Chuchi, rüeft und goht,
Und ſieht no zuſt, wie's uffem Zußweg ſtoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
Vo Chander her ans Chind und überrennt's,
Und bis ſie 'm helfe will, ſen iſchs ſcho hi,
Und rüehrt ſie nit — e flöſche Bueb iſchs gſi.

Jez rüſtet ſie ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind, und ſeit: „I folg der bald!“
Sie ſetzt ſi nieder, hüetet 's Grab und wacht,
Und endli ſtirbt ſie in der nünte Nacht.

Und ſo verweſt der Lib in Luft und Wind.
Doch ſitzt der Geiſt no dört und hüetet's Chind,
Und hütigs Tags, de Trunkene zu Tort,
Goht d'Chander Stroß verbei an ſellem Ort.

Und ſchwankt vo Chander her e trunkne Ma,
So hebts der Geiſt ſi'm Gang vo witem a,
Und führt en abwärts, ſeig er, wer er ſei,
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmelt hüſt und hott,
Er bſinnt ſi: „Bini echterſt, weni ſott?“
Und luegt und lost, und mauet öbbe de d'Chatz,
Se meint er, 's chreih e Guhl an ſelem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
Se maut ſie eben all'will witer z'ruck;
Und wenn er meint, er ſeig iez bald dehei,
So ſteht er wieder vor der Weſerei.

Doch, wandle ſelli Stroß her nüchtri Lüt,
Se ſeit der Geiſt: „Ihr thüent mi'm Buebli nüt:“
Er rührt ſie nit, er leßt ſie ordeli
Paſſieren ihres Wegs. Verſtöhnder mi?

Hebel.

Der Gaut des Herrn von Ramſtein.

Wie leuchten die Lichter im Schloſſe ſo helle?
Herr Chriſtoph von Ramſtein, der frohe Geſelle,
Er hält in dem Saale zum leßtenmal Schmaus,
Denn morgen verkauft man ihm Güter und Haus.

Die Ahnen verthaten's, er hats nicht verſchuldet,
Was Er nicht verbrochen, gelaſſen er duldet,
Geht luſtig ins Elend, das Leid, er verzechts,
Leicht endet der Leßte des frohen Geſchlechts.

Doch daß er ſo fröhlich vom Gute kann ſcheiden,
Kein Kummer die Luſt ihm des Lebens entleiden,
Das macht, ihn begleitet zur Hütt aus dem Saal
Ein Engel des Himmels, ein lieblich Gemahl.

Kein Gram ihr umſchattet die blauenden Augen,
Draus mag er ſich Strahlen der Hoffnung entſaugen.
Ihr bleichet kein Schmerz auf den Wangen das Roth,
Ihr ſchwellet den Buſen kein Seufzer der Noth.

Drum weil er den Schatz ſich, den edeln, geretiet,
So fühlt er auf Stroh wie auf Flaum ſich gebettet,
Und wandelt am Morgen den traurigen Pfad,
Als flög er zum Tanze gen Baſel zum Rath

Das Haus und die Güter, die ſchönſten im Lande,
Er gab ſie ſchon lange den Herren zum Pfande.
Sie ſitzen mit Mantel und Kragen geſchmückt,
Der Ritter vor ihnen entblößt und gebückt,

Und doch nicht gebeugt im zufriedenen Herzen:
Es ſchließt ſich der Kauf unter Lachen und Scherzen.
Am Ende da ſpricht er: „Ihr würdigen Herrn,
Eins gebet mir drein, und eins hätt ich ſo gern!

„Die blinkenden Thaler, ſie müſſen ach! wandern,
Die goldenen Gülden gehören ſchon Andern;
Euch liegt in den Buden viel Glanz und viel Glaſt:
So ſchenkt mir ein einziges Stückchen Damaſt.

„Ich selber, ich will nichts von Sammt und von Seiden,
Doch möcht ich mein ehlich Gemahl mit bekleiden,
Sie ist wie ein Engel aus himmlischen Höhn,
Sie ist für den Kittel der Armuth zu schön."

Wohl rühret die Männer des Rathes die Bitte,
Bei ehrlichen Bürgern herrscht gütige Sitte;
Und fließende Seide, gewichtig und echt,
Die macht ihm ein Schneider von Basel zurecht.

Und knapp an, die schwellenden Glieder sie fugend,
Bekleidet der Ritter das Weib seiner Jugend,
Er führet sie unter das niedrige Dach,
Als trät er mit ihr in ein Fürstengemach.

Er pflanzt und er erntet, sie webet und spinnet,
Sie lächelt so lieblich, er kos't und er minnet:
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Gesicht,
Doch Liebe nicht weicht und Zufriedenheit nicht.

G. Schwab.

Die Wölfe.

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein schnelles Schiff,
Zieht vorüber Städten, Burgen,
Manchem Dorf und Felsenriff.

Pilger ſitzen viel darinnen
Kommend von dem Gnadenort
Ziehen mit Gebet und Liedern
Zu der Heimath wieder fort.

Pilger ſitzen auch darinnen
Muntern Schlages, luſtgen Blute,
Und das Bad, wo man geneſen,
Läßt man immer frohen Muths.

Fröhlich ſind von Herzen alle,
Hundert dreißig an der Zahl,
Zwei nur ſcheinen bang und traurig
Und an allen Freuden kahl.

Weinend ſitzt da eine Mutter
Ach! von greiſen Haaren ſchon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der kranke Sohn.

Irr und wirr ſind ſeine Sinne
Wohl ſeit vielen Jahren her;
Alle Bäder und Arzneien
Machen den geſund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern ſcherzen, lachen,
Sprechen die kein einzig Wort.

Da erbrauſet aus der Ferne
Wildes Toſen und Gekrach,

Wie wenn über Felſenklippen
Wellen ſtürzen ſchnell und jach.

Und mit blödem Starren hebet
Sich der Kranke nun mit Haſt,
Der mit flehender Geberde
Seine Mutter feſt umfaßt.

Mutter, o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum haſt du doch uns heute
Anvertraut der falſchen Flut?

Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß der wohl der ſchlimmſte Feind,
Der im Innern Tücke heget,
Wenn er außen freundlich ſcheint?

Hörſt, o Mutter, du nicht ſchallen
Da von fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraße ſchlimmen Wölfen
Werden alle wir zu Theil.

Mutter, o den Sohn, den kranken,
Siehſt du in ſo arger Noth,
Mutter, weißt du, wer kann heilen
Alle Krankheit? nur der Tod.

Immer jammert ſo der Kranke
Zu der greiſen Mutter auf
Und das Schiff den Rhein hinunter
Reißt der Wellen haſtiger Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum,
Wohl mit Recht, die Wölfe nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
Kann der eine Helfer Tod!
Weh, wie rings die Wölfe jappen!
Weh dir Schiff in deiner Noth."

Nun Gebet und frohe Lieder
Sind mit einem Mal verhallt,
Flutgebrause, Schiffeskrachen,
Lauter Jammer nur erschallt.

Weh! geborsten iſt das Fahrzeug
Am verborgnen Klippenpfahl,
Und der Pilger ſind verſunken
Hundert dreißig an der Zahl.

Wagner von Laufenburg.

St. Fridolin.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen;
Sprach, was Gottes iſt, gieb Gotte!
Zu dein Bruder nicht entſchlafen?

„Der zu ſeiner Seele Frieden
Meinem heilgen Gotteshauſe
Gut und Habe zubeſchieden,
Liegt zu Glaris in der Klauſe.

„Warum ärndteſt du die Felder,
Die dem Herrn zu ſchneiden wären?
Warum fälleſt du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?

„Wägeſt du's, den Rauſch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heilgen Kelch ſoll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg und beſſer träume."

Aber Landolf ſprach mit Lachen:
„Soll ich deinem Spruch mich beugen
Muß der Bruder erſt erwachen,
Deine Worte ſelbſt bezeugen.

„Kannſt du ihn heraufbeſchwören,
Wenn zu Rangkwil wird gerichtet,
Wohl, dann mögen wir dich hören,
Sonſt iſts Lug, den du erdichtet."

Fridolin auf ſolche Tücke
Würdiget kein Wort zu ſprechen.

Sieht ihn an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Seckingen am Rheine
Aus dem Kloſter, an dem Stabe,
Zog der Greis durch Waldgeſteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat beim Abendſchauer
In die düſtre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt ſich auf die kalte Schwelle.

„Auf, erwach in Gottes Namen,“
Ruft er, „Urſe, wehr den Tücken!
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Händ und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Poſaunen
Zum Gerichte ſchon gerufen,
Steigt der Leichnam ſonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und es faßt die kalten Hände,
Fridolin ihm, ſonder Schrecken,
Steigt mit ihm die Felſenwände
Auf bis an der Gletſcher Decken.

Durch das Hochgebirge ſchreitet
Der Lebendge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel ſpreitet
Um das Paar, das geiſtergleiche.

Wie der Morgen schon sich wittert,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und es siehts der Senn, erzittert,
Daß ihms geht durch Mark und Beine.

Aber Landolf im Gerichte
Sitzt zu Rangkwil sonder Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte,
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöffen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann sich rächen!

Sieh! da pocht es an die Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und scharf; und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche,
Landolf in der Richter Mitte
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele,
Bruder!“ wehts ihn durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb ihm zugefallen,

Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost ins Grab mich wallen!"

Landolf sank ins Knie mit Beben:
Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine.
Meinen Athem nimm, mein Leben
Und behalte neu das deine!"

Doch es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte sich, der müde, bleiche
Nach der stillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
Sah man längs dem Berg sie schweifen
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Landolf hin zum Rheine,
Mit erbleichtem Angesichte
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben,
Ruht beim Bruder in dem Grabe.

G. Schwab.

Der Hauenſtein.

Sehet dort auf jenen Höhen,
An des Klausners Zelt vorbei,
Trümmerndes Gemäuer ſtehen,
Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thuts dort oben hauſen;
Dumpfes Stöhnen wird gehört;
Schauervoll vernimmt mans ſauſen,
Wo das Bergſchloß liegt zerſtört.

Lang in dieſes Schloſſes Mitte,
Hohen Muthes, ungeſchwächt,
Treu der alten biedern Sitte
War ein ritterlich Geſchlecht.

Lebte froh und lebte bieder,
Bis von Habſucht arg gefaßt
Die zwei Letzten, welche Brüder,
Mordbegierig ſich gehaßt.

Unfern von den grünen Wieſen,
Die hindurch ein Bach ſich ſchmiegt,
Sich die Brüder niederſtießen,
Wo die ſchmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Weilet immer grauſend da
In den Lüften Geiſterſchauer,
Wo die blutge That geſchah.

Jährlich an demſelben Tage
Flammen werden zwei geſehn.
Mit dem mitternächtgen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder
Wo geſchah der Brudermord,
Bis ſich gegenſeitig Brüder
Einſt das Leben retten dort.

König Ludwig von Baiern.

Der Zimmergeſell.

Es war ein Mal ein Zimmergeſell,
War gar ein jung friſch Blut,
Er baut dem jungen Markgrafen ein Haus,
Sechshundert Schauläden hinaus.

Und als das Haus gebauet war,
Legt er ſich nieder und ſchlief.
Da kam des jungen Markgrafen ſein Weib,
Zum zweiten- und drittenmale rief:

„Steh auf, ſteh auf, junger Zimmergeſell,
Denn es iſt an der Stund,
Haſt du ſo wohl ja gebauet das Haus,
So küſſ mich an den Mund.“ —

„Ach nein, ach nein, Markgräfin sein,
Das wär uns Beiden ein Schand,
Und wenn es der junge Markgraf erführ,
Müßt ich wohl meiden das Land."

Und da sie Beide zusammen warn,
Sie meinen, sie wären allein,
Da schlich wohl das älteste Kammerweib her,
Zum Schlüsselloch schaut sie hinein.

„Ach edler Herr, ach edler Herr,
Groß Wunder, zu dieser Stund,
Da küsset der junge frisch Zimmergesell
Die Frau Markgräfin an Mund." —

„Und hat er geküßt meine schöne Frau,
Des Todes muß er sein,
Einen Galgen soll er sich selber baun
Zu Schaffhausen draus an dem Rhein."

Und als der Galgen gebauet war,
Sechshundert Schauläden hinaus,
Von lauter Silber und Edelgestein
Steckt er darauf einen Strauß.

Und als die Frau Markgräfin das vernahm,
Ihrem Knappen rief sie schnell:
„Mein Pferdchen sollst du mir satteln bald,
Um den jungen frischen Zimmergesell.

Und als ihr Pferdchen gesattelt war,
Gen Schaffhausen ritt sie schnell:

Da stieg die Leiter eben hinan
Der jung frische Zimmergesell.

„Ihr Herren, säht ihr alleine
Die junge Frau Markgräfin stehn,
Würdet ihr sie halsen und küssen,
Oder würdet den Kuß verschmähn?“ —

Sie sprachen: Träf ich alleine,
Die junge Frau Markgräfin an,
Ich wollte sie halsen und küssen
Und wollte sie freundlich umfahn.“ —

„Wolltet ihr sie halsen und küssen
Und wolltet sie freundlich umfahn,
So hat auch der jung frische Zimmergesell
So Arges nicht gethan.“

Da sprach der Markgraf selber wohl:
„Wir wollen ihn leben lahn:
Ist keiner doch unter uns Allen hier
Der dies nicht hätte gethan.“ —

Was zog er aus der Taschen?
Wohl hundert Goldkronen so roth:
„Geh mir, geh mir aus dem Land hinaus,
Du findest wohl überall Brot.“

Und als er hinaus gezogen war,
Da ging er über die Haid,
Da sieht wohl des jungen Markgrafen sein Weib
In ihrem schneeweißen Kleid.

Was zog sie aus der Taschen gar schnell?
Viel hundert Dukaten von Gold:
„Nimms hin, du schöner, du feiner Gesell,
Nimms hin zu deinem Sold.

„Und wenn dir Wein zu sauer ist
So trink du Malvasier,
Und wenn mein Mündlein dir süßer ist,
So komm nur wieder zu mir."

Volkslied.

Der Fleischer von Constanz.

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt,
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Muth
Und deutsches Blut,
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben.

Drum kämpfen die Henker vom Thurm und vom Thor,
Und drängen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer ſtreitet am kühnſten für Ehr und für Heil?
Das iſt der Fleiſcher mit hauendem Beil.
Sonſt ſchlägt er den Stier,
Das brüllende Thier;
Heut muß er ſie ſchlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er ſteht auf der Brücke zuvörderſt im Schwarm,
Den Aermel geſtülpt, mit nervichten Arm,
Und ieder Streich
Schlägt einen bleich;
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er ſie ſpöttiſch wandern.

O weh, ihr Brüder! verlaßet ihr ihn!
Es doppelt der Spaniſchen Heer ſich, ſie fliehn
Sie rufen ihn mit.
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpft der kühne Geſelle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildeſten Knechte der ſtürmenden Schaar,
Sie packen in Eil
Des Fleiſchers Beil —
Er iſt verloren:
Da denkt er: es ſoll ſie nicht frommen, die Thoren!

Zwen Arme hat er, die faſſen die zwei:
Und wollt ihr ein Leben, ſo erſt ich euch drei!

Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand,
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell ans Geländer, eh Andere nahn.
Drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein,
Mit freyem Schwunge
Sieht man ihn stürzen im tödtlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Flut;
Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jetzt zeigt sie den Fuß,
Den Arm wie zum Gruß
Die Schultern, die blanken,
Das lockige Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn das fremde Geschoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
Ins festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimat ihm traf.
Man trägt, man raubt
Ob seinem Haupt

Freiheit und Glauben.
Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben.
G. Schwab.

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnur
Es war 'mal ein Kaiser; der Kaiser war kurri
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Her
Nur Schade! sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser wards sauer in Hitz und in Kälte
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wu
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und waidlich am Tisch und im Bette zu pflegen
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch i
nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie gehts dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht;

Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mirs wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm ich zur Zeit:
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten
Aufs Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir dieſe drei Fragen nicht löſen,
So ſeid ihr die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So laß ich euch führen zu Eſel durchs Land,
Verkehrt ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

Drauf trabte der Kaiſer mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerſpliß ſich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht ſteht.

Er ſchickte nach ein, zwei, drei, vier Un'verſ'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf:
Doch löſte kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchſen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; ſchon kam der Termin!
Ihm wards vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun ſucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einſamſten Oerter.
Da traf ihn, auf ſelten betretener Bahn,
Hans Bendir, ſein Schäfer, am Felſenhang an.

„Herr Abt," ſprach Hans Bendir, „was mögt ihr
euch grämen?
Ihr ſchwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joſeph! wie hotzelt ihr ein!
Mein Sirchen! Es muß euch was angethan ſein."

„Ach guter Hans Bendir, so muß sichs wohl schicken,
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüß auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

„Nichts weiter?" erwiedert Hans Bendir mit Lachen,
„Herr, gebt euch zufrieden! das will ich schon machen.
Nun borgt mir eur Käppchen, eur Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

„Versteh ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken:
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böckchen, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Vendir zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Szepter und Kron im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt werth bis zum Heller mag sein?" —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum geb ich, so sehr ihr auch pochert und prachert,
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt ihr doch wohl minder werth sein." —

„Hum!" sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren:
Nie hätt ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär.

„Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?

Um keine Minute zu wenig und viel!
Iſt dir der Beſcheid darauf auch für ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn ihr früh ſattelt und reitet,
Und ſtets ſie in einerlei Tempo begleitet,
So ſetz ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zwei Mal zwölf Stunden iſt Alles gethan,"

„Ha," lachte der Kaiſer, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zuſammen!
Sonſt muß ich dich dennoch zum Eſel verdammen.
Was denk ich, das falſch iſt? das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!" —

„Ihr denket, ich ſei der Herr Abt von St. Gallen?" —

„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen!" —

„Sein Diener, Herr Kaiſer! Euch trüget eur Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendir, ſein Schäfer, nur bin!"

„Was Henker! Du biſt nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär er vom Himmel gefallen,

Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ärnten, so muß man auch säu." —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben! —
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

„Ach, guter Hans Vendir, das ist ja recht Schade,
Erbitte demnach dir eine andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank:
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank! —

„Herr Kaiser, groß hab ich so eben nichts nöthig:
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

„Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigen Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panis-Brief beschert.

Wir laſſen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendir ſoll nicht ihm die Schafe mehr hüten.
Der Abt ſoll ſein pflegen nach unſerm Gebot
Umſonſt, bis an ſeinen ſanftſeligen Tod."

Bürger.

Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schweſterliebe
Widmet euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erſcheinen,
Ruhig gehen ſehn.
Eurer Augen ſtilles Weinen
Kann ich nicht verſtehn."

Und er hörts mit ſtummem Harme,
Reißt ſich blutend los,
Preßt ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roß;
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heilgen Grab ſie wallen
Auf der Bruſt das Kreuz.

Große Thaten dort geſchehen
Durch der Helden Arm,

Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muſelmann,
Doch das Herz von ſeinem Grame
Nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat ers getragen,
Trägts nichts länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuern Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schloſſes Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird ſie aufgethan:
„Die ihr ſuchet trägt den Schleier,
Iſt des Himmels Braut,
Geſtern war der Tag der Feier,
Der ſie Gott getraut.“

Da verläſſet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen ſieht er nimmer,
Noch ſein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,

Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte
Ruhig, engelmild.
Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Schiller.

Das

malerische und romantische

Moselthal

in Geschichten, Sagen und Legenden.

Ein Handbuch

für Reisende.

Gesammelt und herausgegeben

von

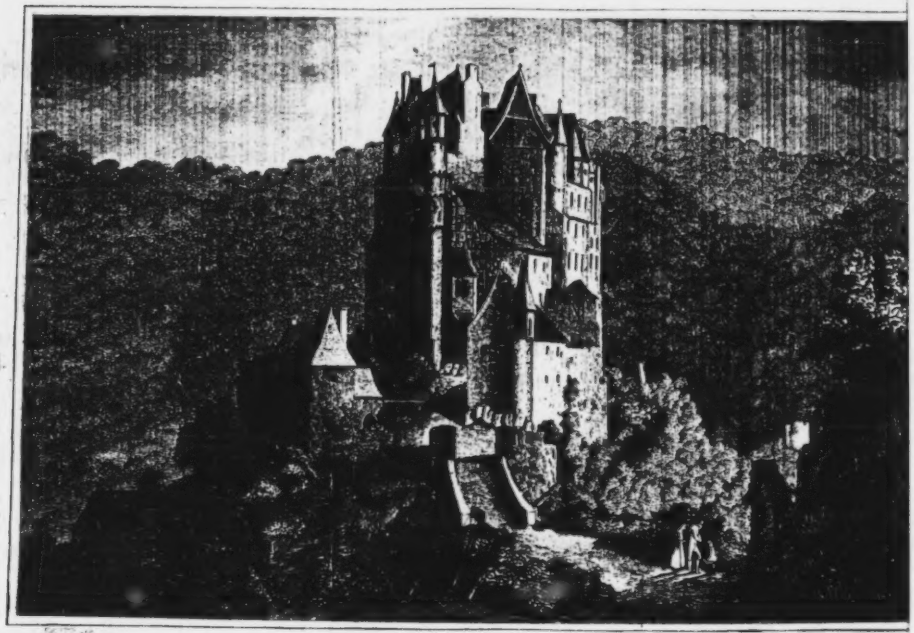
Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

1843.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.



Schloss Elz.

Rheinischer Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.

P. P.

Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

3.

2 Z 715. 1620

1 8 4 3.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Die Mosel

von den Quellen bis zur Mündung
in den Rhein bei Koblenz.

Die Mosel.

Hört Ihr das Rauschen dort auf steilen Höhen
Von wo der Drumont in die Wolken steigt?
Wie wild und schaurig er dem Blick sich zeigt?
Des Himmels Säulen — eine — hier zu stehen?

Fühlt Ihr die Lüfte reiner Euch umwehen,
Wo weit das Auge in die Ferne reicht?
Und fühlt Ihr nicht so selig Euch und leicht,
Bewundernd in die Schöpfung hier zu sehen?

Es ist der Mosel klare Silberquelle,
Die hier zu Kraft und Leben sich entfaltet,
Wie sie zum Bach sich erst mit Blitzesschnelle,
Und dann zum Fluß, zum Mächtigen gestaltet.
Es ist der Strom mit seiner lichten Welle,
Den kein Jahrtausend, keine Welt veraltet,
Bis schäumend er sich in den Rhein ergießt,
Und mit dem Rhein hinab ins Weltmeer fließt.

Die Mosel entspringt in den Vogesen und hat zwei Quellen, wovon die eine aus dem Mont de facilles, eine Meile von Befort, die andere bei Haute chome entsteht. Sie nimmt in ihrem Lauf folgende Flüsse auf: Die Madon vom linken Ufer bei Port St. Vincent. Ferner etwas unterhalb Toul, der alten deutschen Reichsstadt, die Meurthe, diese entspringt am westlichen Abhange des Wasgaus, ist 21 Meilen lang und ergießt sich von der rechten Seite eine Meile nordwestlich von Nancy in die Mosel. Für kleine Kähne ist die Meurthe von St. Nicolas abwärts fahrbar. Von da mündet die Seill- südöstlich von Dieuze aus dem Lindersee, aus welchem sie bei dem Dorfe Linder in zwei Armen, die sich bald vereinigen, hervorkömmt, und ergießt sich zu Metz von der rechten Seite in die Mosel. Mit der Saar ist sie durch einen Kanal verbunden. Nicht weit davon vom linken Ufer die Orne. Bei Remich berührt die Mosel deutsches Gebiet, und macht bei Grevenmachern die Grenze zwischen Luxemburg und Preußen, von wo an sie ganz in preußisches Gebiet tritt. Bei Wasserbillig mündet sie vom linken Ufer die Sour. Von Echternach abwärts ist

dieſelbe fahrbar. Bald darauf kommt bei Konz vom rechten Ufer die Saar, ſie entſpringt auf dem Wasgau, an der Nordſeite bei Rougemont, iſt 33½ Meilen lang, von Saaralben an zu befahren und mündet ſich in die Moſel. Bald darauf erreicht die Moſel Trier, von da läuft ſie in mehreren Krümmungen verſchiedenen kleinern Städten und Dorfſchaften vorbei bei Coblenz in den Rhein, deren Lauf wir näher bei unſerer Fahrt von Coblenz nach Trier beſchreiben werden.

Die Moſel.

Deine Ufer umſpinnt nicht der Laien entſproſſenes Schilfrohr,
Noch ſchleppſt träge du dich durch ſchlammigtes Moor ans Geſtade,
Sondern die äußerſte Welle beſpült die trockene Erde.
Mag die geglättete Wand ein andrer mit Phrygiſchen Platten
Und mit Marmor belegen die Flur in getäfeltem Vorhaus,
Ich verachte, was Gold und Vermögen uns gab, und bewundre,
Was die Natur erſchuf und nicht die Sorge der Enkel,
Wenn ſich am eig'nen Verluſte ergötzt die vergeudende Armuth.

Hier ist mit körnigtem Sand das feuchte Gestade bestreut, auf
Welchem der feste Tritt nicht schmutzige Spuren zurücklässt.
Bis in die Tiefe dringt durch die spiegelnde Decke das Auge.
Nichts Geheimes verbirgt der Fluß; wie der Aether, der reine
Offen und unverhüllt vor dem Blicke des Sehers sich ausdehnt,
Wenn den Horizont dem Auge, dem ruhenden Winde, nicht bergen,
So unterscheiden bei dauerndem Blicke auch war, was des Flusses
Untersten Boden besitzt, und das Dunkel der Tiefe enthüllt sich.
Mancherlei Gestalten, zerstreut im bläulichen Lichte,
Bildet der Welle Lauf, wenn sie sanft hingleitet, die helle,
Und in lichten Furchen den Sand durchfurchet und aufstört,
Daß der gebeugte Halm am grasigen Ufer erzittert.
So auf dem Rasen, gefeucht von der klaren Quelle, erzittern
Unter den Tropfen die Halme; es flimmert, es blinkt der Kiesel,
Abgespült, und auf moosigem Grunde gewahrt man das Sandkorn.
Gleich dem berühmten Gemälde der kaledonischen Britten,

Wo die Hitze die rothen Korallen, das grünliche Meergras
Und die weißliche Beere der Perlmuſche ans Licht bringt,
Sie, des Reichen Ergötzlichkeit, und, unter den Wogen Selbſt, des Halsgeſchmeides, ein Bild, des Schmuckes der Menſchen. —
So gewahrt man auch hier, im buntigen Raſen zerſtreut, die
Kieſel unter des ruhigen Stromes geſchwätziger Welle. —

Decius Magnus Auſonius.

Die Moſelnixe.

Auf der hohen Moſelbrücke
Steht ein Jüngling grambefangen,
Feucht ſind ſeine irren Blicke,
Blaß die jüngſt ſo rothen Wangen.

Der, die heuchelnd ihn betrogen
In der Liebe falſchem Spiele,
Fließen von der Brücke Bogen
Thränen in der Wellen Kühle.

Klagend beugt er ſich hinüber
Zu der Moſel Silberfluthen:

„Nimmer seh' ich sie, sollt drüber
Auch mein armes Herz verbluten."

Da mit sanftem Strahlenkusse
Grüßt die Abendsonne ihn,
Und auf einmal tönt's im Flusse
Leis gleich süßen Melodieen.

Golden Klingen, lieblich Singen
Tröstend dringt's zu seinem Herzen,
Und des Liedes weiche Schwingen
Kühlen seine Feuerschmerzen.

Ha, die Wogen, wie sie schwellen,
Kräuseln sich in leichtem Tanze,
Wie die Farben sich gesellen,
Blau und Gold im Abendglanze.

Und mit wundersamem Weben
Formt sich ein kristallner Nachen,
D'rin sieht er mit Wonnebeben
Eines Weibes Antlitz lachen.

Moselweib, in Götterschöne
Steigst du aus dem tiefen Grunde,
Schickst, zu stillen seine Thräne,
Liebeswort' aus Purpurmunde.

„Trauter Knabe, in der Tiefe
Hört' ich fühlend Deine Klagen;

War mir's doch als ob's mich riefe,
Troſt der Liebe Dir zu ſagen.

„Treulos iſt die Menſchenſeele,
Treuer noch ſind Wind und Wogen;
Drum bin aus kriſtallner Höhle
Liebend ich herauf gezogen.

„Zwar darf nicht Deinen Armen
Süße Wolluſt mich umſchlingen,
Darf den Leib, den liebewarmen,
Nicht als Liebesopfer bringen.

„Ach, die Königin der Feien
Setzte uns die eh'rnen Schranken;
Aber dennoch will ich weihen
Glück und Lieb' Dir ſonder Wanken.

„Bleibſt du treu und feſt ergeben
Immer mir in Luſt und Leide,
Kehrſt Du durch das ganze Leben
Täglich wieder mir zur Freude;

„Soll Dir ew'ge Jugend blühen,
Dunkel ſtets die Locken fliegen,
Roſig Deine Wangen glühen
Und Dich Alter nie beſiegen.

„Aber ſollt' ein böß Verhängniß
Jemals Dich zurücke halten,

Wird, entsetzliches Bedrängniß,
Schnell Dein Leib im Tod erkalten.

„Schwör' es bei des Himmels Bogen,
Bei der Abendsonne Schimmer,
Bei der Mosel Silberwogen,
Lieb' und Treu' zu brechen nimmer."

Und der Jüngling hat vergessen
Blitzesschnell die alten Triebe;
Hat sich schnell zum Schwur vermessen,
Fühlt er doch allmächt'ge Liebe.

Ach, mit holden Zauberschlingen
Hat sie ihm das Herz umwunden. —
Leis und leiser hört er's klingen,
Bis sie in der Fluth verschwunden.

Und wie nun die Abendröthe
Kehrt am andern Tage wieder,
Schauet von derselben Stätte
In den Strom der Jüngling nieder.

Sieht die lieblichste der Frauen
Täglich mehr in Reizen prangen
Aus den Silberwogen schauen,
Doch er darf sie nicht umfangen.

So entschwinden viele Jahre
Bis er neunundneunzig zählt,

Und noch immer hat der Bahre
Moſelweibes Freund gefehlt.

Ew'ge Jugend ſollt ihm blühen:
Dunkel ſeine Locken fliegen,
Roſig ſeine Wangen glühen,
Alter kann ihn nicht beſiegen.

Und es naht das volle Hundert;
Da ſieht man den alten Knaben
Friſch und munter, hochverwundert
Nach der Moſelbrücke traben.

In dem Glanz der Abendröthe
Ruht er auf den Mauern wieder,
Blicket von derſelben Stätte
Wie ſeit 80 Jahren nieder.

Sieh da ſteigt in feuchte Schleier
Perlbeſäet, eingehüllt,
Aus der Fluth die ihm ſo theuer,
Moſelweib, ein bräutlich Bild.

Schwingt ſich unter Harmonieen
Auf der Brücke hohe Bogen,
Koſend, unter Melodieen,
Hat ſie ihn hinab gezogen.

Tief im Schloß des Stromes wohnet
Er mit ihr im Jugendglanze,

Wo ſie ſeine Treue lohnet
Mit der Lieb' und Freude Kranze.

Wohl iſt Mancher, der betrogen
Ward von falſchen Weibes Munde,
Auf die Brück' hinausgezogen,
Klagt' dem Strom die Herzenswunde.

Nimmer konnt' man mehr erwittern
Moſelweib mit goldnem Haare,
Und von all den Liebesrittern
Ward auch keiner hundert Jahre.

A.

Abſchied von Coblenz.

Da liegt die Stadt mit ihren Wällen
Und ihrer Pappeln lichtem Grün!
Wie dunkle Mädchenlocken quellen
Die blauen Dächer drüber hin.
Von nächt'gem Dunſt nicht mehr verhangen,
Glänzt heiter jetzt ihr Blick und rein:
Wer gäb' ſich ihr nicht gern gefangen,
Wer zög' zu ihr nicht gern hinein!
So blühend reih'n ſich die Gefilde,
Die Ströme ſchlängeln ſich ſo ſchön,
Es weht die Luft ſo lau und milde,

Und dunkel grünen rings die Höh'n;
Wie über Paradieſes Auen
Wölbt hier der Himmel ſich voll Luſt,
Das Aug' ermüdet nicht zu ſchauen,
Und Seligkeit erfüllt die Bruſt.

Wie ſchwebten hier auf leichten Schwingen
So fröhlich Tag' und Stunden hin! —
Wer könnte dieſen Zauberringen
Sich leicht und unbewegt entziehn?
Doch iſt kein Bleibens. Weiter, weiter!
Die Sonne küßt ſchon fern den Rhein.
Wo ſcheint ſie noch ſo hell und heiter?
Leb' wohl, leb' wohl, du ſchöner Rhein!

E. Floris.

Das Miſeräbelchen.

Moſellandiſche Volkslegende.

Als noch mit ſeiner Jünger Schaar
Unſer Herr Chriſtus auf Erden war,
Hat's ihnen, das iſt weltbekannt,
Oft mißbehagt im gelobten Land,
Dieweil in Iſrael, wie es hieß,
Kein rechter Glaube ſich ſpüren ließ,
Davon ſie dachten mehr zu gewahren
Bei Samaritern und Heidenſcharen.

Huben sich also auf die Bein
Und zogen rüstig querfeldein
Ueber Berg und Thal, durch Nebel und Guß,
Bis sie kamen an den Moselfluß.
Da wohnt' ein Völkchen derb und bieder,
Schlichte Herzen und starke Glieder,
Ging immer gradaus, niemals krumm,
Hatt' eine Art von Christenthum.
Da fand der Herr nicht viel zu schaffen,
Weder Pharisäer noch Baalspfaffen,
Sie sagten Ja, sie sagten Nein,
Und gleißten nicht mit Heuchelschein.
War aber gar ein bucklich Land:
Ueber Felsen, wo die Rebe stand,
Schien die Sonne so glühend heiß,
Herr und Jünger troffen von Schweiß.

Sprach der Heiland, Scherz oder Ernst:
„St. Peter, weil du noch nichts lernst,
So lauf einmal, hast lange Bein,
Ins Dorf und hol ein Schöppchen Wein."
Das ließ sich Petrus nicht zweimal sagen,
Ein Schöppchen war just sein Behagen,
Nur schlug ihm nie ein Schlückchen an,
Das er nicht mit eignem Gaum gethan.
Drum lief er, was er mochte laufen,
Thät sich erst selbst ein Schöppchen kaufen,
Denn der Weise nutzt Gelegenheit.
Unten schmal und oben breit,
Humpengroß einen hölzernen Becher
Leert' in einem Zuge der Zecher.

Doch auch des Herrn er nicht vergaß,
Er ließ ihm messen christlich Maaß:
Den Becher hoch zum Rande voll,
Daß er im Gehn ihm überschwoll.
Doch schade für den edlen Saft,
Versiegt' im Sande seine Kraft,
Besser den Schaum hinwegzunippen!
Er hebt ihn an die durstgen Lippen,
Nippt, trinkt und nippt und nippt und trinkt,
Bis der Wein im halben Humpen blinkt.
„Wer kann dafür, der Durst hat Schuld:
Das Messer hab ich ja, Geduld!
Den hohlen Rand hinweggeschnitten,
Bleibt noch unmäßig viel inmitten.
Nun aber schnippt es wieder über
Und wird zunichte: trink ichs lieber!"
Und so mit Schnitt und Trunk und Schnitt;
Wirds klein und kleiner Schritt für Schritt.

Nun endlich ist der Herr erreicht:
Spricht Petrus: Herr du denkst vielleicht
Ich brächte dir ein Fuseltröpfchen,
So winzig klein ist hier das Schöppchen.
Doch scheints ein trinkbar guter Wein,
Auch darf es uns nicht bange sein,
Da mit so Wenigem, wenn du willst,
Du Herr uns Durst und Hunger stillst.

Da sprach der Herr: Du bist ein Schalk:
Was löschtest du den deinen Kalk?

Du wolltest wohl den Sichern spielen,
Falls heut nicht Tropfen vom Himmel fielen?
Behalte du dein Miseräbelchen,
Doch wische dir hernach das Schnäbelchen:
Ihr Andern kommt, ihr sollt allein
Für diesmal meine Gäste sein.

Noch heute werden im Moselland
Die Schöppchen Miseräbelchen genannt:
So klein sie sind, laßt sie uns leeren
Ihrem Erfinder St. Peter zu Ehren.

K. Simrock.

Moselreise von Coblenz nach Trier.

Bei unserer Abfahrt von Coblenz erreichen wir zuerst die Eisbrecke von Karl Kaspar von der Leyen, zum Schutze bei Eisgängen errichtet, und bald darauf erblicken wir rechts die Dächer des Rohrerhofguts, früher Besitzthum der Cisterzienser-Abtei Himerode; nahebei der Kämperhof, ehemals dem Karthäuserkloster angehörend. Weiter aufwärts, aber eine halbe Stunde vom Rheinufer entfernt, liegt auf den Höhen das freundliche

Dörfchen Metternich, welches durch eine Wasserleitung Coblenz das Trinkwasser liefert. Nahebei liegt der Kümmelberg, worauf man eine herrliche Aussicht genießt. Am Fuße dieses Berges liegt eine Salmiak- und Farbenfabrik. Am rechten Ufer erreicht man nun Moselweiß, einen sehr besuchten Vergnügungsort der Coblenzer. Sehenswerth ist in der dortigen Kirche die steinerne Kanzel. Früher scheint dieser Ort bedeutend gewesen zu sein, denn man findet noch überall Spuren altrömischer Bauart. Auf dem linken Ufer liegt der ansehnliche Pfarrort Güls, berühmt durch seinen ungeheuern Obstgarten, voll von den mannichfachsten und edelsten Früchten. Zum Bau der schönen neuen Kirche schenkte der aus Güls gebürtigte Wilhelm Hommer, früher Laienbruder im Franziscanerkloster, die Summe von 30,000 Gulden. Dann erscheint auf dem rechten Ufer der Pfarrort Lay. Das Ufergebirge tritt hier sehr schroff und steil und beengt den Fluß sehr. Die Gegend wird nun wieder freundlicher und wir erreichen bald darauf am linken Ufer den Flecken Winningen, mit 1600 Einwohnern, vorzüglichen Weinbau, hat regelmäßige Straßen und hübsche Häuser. Winningen gehörte in älterer Zeit zur Pfalz, später kam es zur Grafschaft Sponheim und 1776 fiel es an Baden. Schon im Mittelalter blühte der hiesige Weinbau; Klöster und Ritter waren

hier berühmt. Winningen gegenüber mündet die Conder, aus dem Condertthale kommend, darin eine Mineralquelle bei der alten Burg Muffertshaus. Eine halbe Stunde von der Mosel entfernt liegt das ehemalige adelige Fräuleinstift Marienrod, durch die Herren von Schönecke gestiftet.

Von Güls bis Winningen bietet die Gegend wenig Interessantes dar, allein nun beginnt das wahre Romantische des Moselthals. Schroffe Felsmassen streben von dem linken Ufer steil zu den Wolken empor, und auf den Gipfeln dieser Felsen schauen eine Reihe von Burgen auf die Tiefe hinab. Der Pfarrort Dieblich erscheint zunächst auf dem rechten Ufer, dessen vortrefflicher rother Wein allgemein bekannt ist. Auf dem dieblicher Berge liegen eine Menge Hofhäuser. Diese Bergebene stand vormals, wie mehrere andere Orte des Erzstiftes Trier, durch Heren und Zauberei in übelm Rufe. Unter dem Erzbischof und Kurfürsten Johann VII. sollen 25 unglückliche Opfer, als der Hererei überführt, verbrannt worden sein. Auf dem linken Rheinufer erreichen wir jetzt Cobern, mit etwa 1300 Einwohnern; die neuern Bauten sind recht hübsch, gerade regelmäßige Straßen ziehen sich nach dem sogenannten Markt- oder Rathhausplatz; dieser und die neue Kirche geben diesem Orte ein freundliches Aussehen.

Weinbau und Tabaksfabriken sind die Hauptnahrungsquellen. Die in der Umgegend ausgegrabenen Alterthümer, Münzen und Aschenkrüge, sowie die dort gefundenen, eingemauert gewesenen Fragmente römischer Lapidar-Inschriften zeugen von früherem Aufenthalte der Römer in diesen Gegenden. Zwei alte Burgruinen, die Oberburg und die Niederburg, sehen von der Höhe des hinten aufsteigenden Gebirges herab. Von der Niederburg führt ein bequemer Weg zu der höher liegenden Ober- oder Altenburg. Den weiten Hofraum umgibt eine verfallene Mauer, und in demselben liegt die berühmte Kapelle des heil. Matthias, die in Form eines Konstantinischen Baptisteriums, dem Apostel Mathias geweiht, aus dem Orient plötzlich hieher zu uns gezaubert zu sein scheint. Das Gebäude ist noch sehr gut erhalten und in Form eines Sechsecks, hat 25 Fuß Länge. In diesem Sechseck richtet sich als Kuppel noch ein kleineres, 10 Fuß weiteres, welches auf sechs Pfeilern ruhend, deren jeder aus fünf Säulen besteht, oben von ebenso vielen Fenstern unter der Kuppel Licht erhält. Die Hauptseiten sind von fächerförmig verzierten Klostergewölben bedeckt. Ueberall findet man reichen architektonischen Schmuck. Die Erbauung dieser Kirche schreibt man dem Burggrafen Heinrich von Isenburg zu, der Risse dazu aus

Palästina mitbrachte. In frühern Zeiten war diese Kapelle ein berühmter Wallfahrtsort, indem das Haupt des heil. Mathias dort aufbewahrt wurde. Nahebei schneiden zwei Thäler in die Gebirge ein, durch das obere, das Mühlenthal genannt, fließt ein Bach der Mosel zu, das untere soll in den Fehdezeiten mit einer Kette gesperrt worden sein. An jedem dieser Thäler sprudelt eine Mineralquelle.

Der Klausner von Cobern.

Zu Cobern, hoch auf Felsen,
Da steh'n der Burgen zwei,
Lebt einst von Schön-Elsen,
Der Herrin jung und frei.

Unten steht im Thale
Die Klaus' am Felsenhang,
Wo Ritter Hans von Sable
Den Schmerz der Minne sang.

Und dort, wo frisch daneben
Die Quelle lieblich quillt,
Da zeugt von seinem Leben
Ein Muttergottesbild.

Als Ehrenberg, der kecke,
Gen Coblenz ſich gewandt,
War er der junge Recke,
Der wild die Stadt verbrannt.

Drum mit des Erzſtifts Obern,
Ob der verletzten Pflicht,
Saß ſtreng Robin von Cobern,
Der Schirmvogt, zu Gericht.

Verfehmet und vertrieben
Für ſeinen Frevelmuth,
War nichts ihm mehr geblieben
Als ſeiner Harfe Gut.

Wie ſonſt als wackrer Ritter
Er focht in kühnem Streit,
So ſchlug er nun die Zither,
Gefeiert weit und breit.

Er pries im Liederſpiele
Was rein ſein Herz empfand;
Er fand der Herzen viele,
Doch kein's, das ihn verſtand.

Sein Sang bei heitern Scherzen
Schuf Frohſinn allerwärts;
Doch tief im eignen Herzen
Vergrub er ſeinen Schmerz.

So irrt' er in der Ferne
Als Minstrel nur gekannt,
Doch träumt er sich so gerne
Zurück in's Heimathland.

Der Liebe süße Bande —
Sie zogen ihn zurück
Zum schönen Mosellande,
Wo ihm geblüht das Glück.

Wo manche Thräne zollte
Schön-Elsa ihrem Lieb,
Ob Herr Robin auch grollte,
Sah er die Tochter trüb.

Die hellen Fensterbogen
Von Coberns Rittersaal
Bespiegelten die Wogen
Weithin durchs Moselthal.

Dort saßen spät zur Stunde
Der Herr'n und Ritter viel,
Die frohe Tafelrunde
Belebte Wein und Spiel.

Und Elsa hin zur Ferne
Starrt in die Nacht hinein,
Und ließ des Himmels Sterne
Der Grüße Bote sein.

Da trat ſo ſchwer beklommen
Der Sänger grüßend ein,
Und Frohſinn hieß willkommen
Den fremden Harfner ſein.

Er ſah und ſah ſie wieder
Und wirr ward ihm der Sinn,
Es rauſchten ſeine Lieder
Wild durch die Saiten hin.

Er ſang von Sahle's Leben
Und Tod im Mohren-Reich,
Und ſah Schön-Elſen beben
Und ſinken todtenbleich.

Wohl hatte ſie empfunden
Des Sängers kühnen Trug;
Jedoch er war verſchwunden,
Als auf das Aug' ſie ſchlug.

Gezählet zu den Todten,
Geächtet ſtürzt' er fort;
Des Schloſſes Räume boten
Ihm keinen Zufluchtsort.

Da hört' er ſüße Töne
Im ſtillen Thalgefild,
Sah dort in Himmelsſchöne
Ein Muttergottesbild.

„Gieb Du mir Ruhe wieder
„O Himmelskönigin!“
So flehend kniet' er nieder
Und ſank ermattet hin.

Des Friedens ſtille Räume,
Die Quelle kühl und rein,
Sie wiegten hold in Träume
Den müden Sänger ein.

Und als er ſpät erwachte,
Erquickt durch ſüße Ruh',
Da freundlich grüßend lachte
Der junge Tag ihm zu.

Er fühlte ſtark ſich wieder,
Ihm war's ſo leicht um's Herz,
Es ſtiegen ſeine Lieder
Zum Danke himmelwärts.

Hart war der Menſchen Sitte,
Der Himmel doch ſo mild,
Drum baut' er ſich die Hütte
Beim Muttergottesbild.

Für Elſen fleht' er Frieden
Und Tröſtung ihrem Schmerz;
Konnt' ihr der Arme bieten
Doch nur ſein wundes Herz.

Und treu ſchlug er die Saiten
Den Himmel flehend an:
Er mög' ſie tröſtend leiten
Auf ihres Lebens Bahn.

Und als es Nacht geworden
Und düſter wie das Grab,
Da ziehen Räuberhorden
Das finſt're Thal herab.

Er hört die Frevelworte:
„Traun,' wie geſagt, ſo ſei's:
„Schlag zwölfe ſprengt die Pforte
„Und Elſa ſei der Preis!"

Er hört's und fühlt im Triebe
Zum Kampf entflammt das Blut,
Zu ſterben für die Liebe
Mit edlem Heldenmuth.

Und flugs zieht er von dannen,
Eilt vor den Räubern her,
Und weckt des Schloſſes Mannen
Zur ſchnellen Gegenwehr.

Und vor der Burg am Walle
Da ſteht er kampfbereit,
Der Eine gegen Alle
Im blut'gen Todesſtreit.

Und mit dem Flammenſchwerte
Ein Held mit Löwenmuth,
Läßt trinken er die Erde
Das ſchwarze Räuberblut.

Die Hülfe naht, es weichen
Zurück die Feind' und flieh'n;
Doch über Feindesleichen
Sinkt auch der Sänger hin.

Und tief der Herzenswunde
Entſtrömt ſein treues Blut;
Nicht hemmt des Todes Stunde
Schön-Elſens Thränenfluth.

„Robin, ſpricht er, wohl nehmet
„Ihr gern mich auf in's Haus;
„Doch, Herr, den Ihr verfehmet,
„Den ſchließt die Kirche aus.

„Drum dort im Thalgefilde
„Da ſarget ſtill mich ein:
„Beim Muttergottesbilde
„Laßt mich begraben ſein!"

Und treu den Blick erhoben,
Neigt er zu Elſen ſich:
„Auf Wiederſeh'n dort oben" —
Er ſprach es und verblich.

Die Burgen ſind gefallen
Seither im Jahrenlauf,
Und von den Werken allen,
Was hob die Zeit uns auf?

Kaum deuten noch die Stelle
Der Klauſe Trümmer an;
Doch friſch noch labt die Quelle
Den müden Pilgersmann.

Und unverſehrt erhalten
Steht dort im Thalgefild
Zu wunderthät'gem Walten
Das Muttergottesbild.

J. J. Reiff.

Cobern.

Seht wie da droben in ſchwindelnden Höh'n
Groß noch in Trümmern,
Groß noch und ſchön
Jene zerfall'nen Gemäuer uns ſchimmern!
Und wie das alte Geſtein,
Wo wohl ſo manche Lanze zerſplittert,
Kaum noch des Früheren Schein
Langſam und mälig verwittert;
Einmal zertrümmert — ſich nie zu erneu'n. —

Stumm weilt gewiß hier des Reisenden Blick
Und auch den Athem
Sucht er zu wehren,
Hält ihn mit heiligem Beben zurück,
Nicht die Begeistrung der Seele zu stören. —
Stumm steht er noch lange und sieht hinauf.
Ein dumpfer Schmerz
Löst in der Wehmuth Zweifel sich auf,
Durchzuckt ihm das Herz,
Und leise stiehlt sich ein Seufzer herauf. —
Da senkt er den Blick,
Und ernst sieht man ihn schreiten.
Doch, läßt er die Burg auch, den Felsen zurück,
Ihr Bild wird ihn sinnig begleiten.

Da war es, wo einst mit eisernem Muth,
Gepanzert die Brust,
Die Seele begeistert zu heiliger Gluth,
Das Schwert geschwungen für Hab' und für Gut,
Der Kraft sich bewußt,
Der Ritter einherschritt mit flammendem Blick,
Daß weithin der Sporen erklirrte,
Den Edlen umarmte,
Den Falschen verwirrte,
Den Bösen verdammte,
Den Tapfern belohnte —
Und gleichsam der Herr, dem eignen Geschick,
Stolz wie die Gottheit des Felsens hier thronte.

Da geht nun heut mit bedächtigem Tritte,
Im leichten Fracke,

Mit langſamem Schritte
Den öden verlaſſenen Hofraum entlang
Der Herr der Ruine
Und ſieht hinab durch den einſamen Gang;
Und ſieht in das Thal des Stromes hinein
Und ſieht dann zurück,
Mit ſorglichem Blick,
Und ſieht, ob der Mauer verwittert Geſtein,
Dem Einſturz auch nahe,
Der längſt ſchon gedroht
Und rings dann die blühende Pflanzung verheert
Und in der Trümmer
Verwüſtendem Fallen
Die Arbeit der fleißigen Winzer zerſtört,
Und Alles von ihm
Erſatz nun begehrt,
Daß weit ihre Klagen im Echo erſchallen? —
Und geht mit ernſtem geſenktem Blick,
Und denkt dabei
Mit heiliger Scheu
Der Ritterzeit,
Der Zeit der Kraft und der Stärke zurück,
Und wie es heut
Doch wohl ſo ganz anders, als damals ſei! —

v. Damitz.

Cobern.

Seid mir gegrüßt, ihr ſanften Waldesſchatten,
Die friſch aus quellenreichen Thälern weh'n!
Ihr ſtillen Au'n, ihr blüh'nden Ufermatten,
Oft hab' ich euch in eurer Pracht geſeh'n.
Fühlt' ich mein Herz im Stadtgewühl ermatten,
Wand ſich's im Krampfe neuerwachter Weh'n,
Da rettet' ich mich ſchnell zu euerm Frieden,
Und niemals ohne Troſt bin ich geſchieden.

Am Ufer ſaß ich oft in ſeel'gem Sinnen
Und labte mich am warmen Frühlingsſchein,
Die Waſſer ſah ich zitternd niederrinnen,
Und drin die Berg' im grünen Kranz ſich reih'n:
Es ſchwankten ernſt der Burgen düſtre Zinnen,
Doch lachend hing ſich dran Gebüſch und Wein,
Und lichte Wölkchen ſegelten zu Zeiten
Im tiefen Himmel an des Schiffes Seiten.

Das graue Dorf, von Bäumen überhangen,
Liegt wie im ſüßen Schlummer hingeſtreckt,
Die Nachen ſind am Ufer feſtgehangen,
An das die Welle leiſe plätſchernd leckt,
Nur Bleicherinnen mit gebräunten Wangen,
Gehn ab und zu, die Röcke aufgeſteckt.
Des Fährmanns Lied, der Kinder frohe Reigen
Und Hahngeſchrei durchbrechen nur das Schweigen.

O Zeit des Glücks, o goldne Maienmorgen,
Die ich in dieſen Thälern einſt verlebt,
Da kein Geſchäft und keine nicht'gen Sorgen
Mit ihrem Spinnennetz mein Herz umwebt,
Da ich, in trauter Einſamkeit verborgen,
Nur der Natur zu opfern mich beſtrebt:
O mag der Himmel mir noch Frohes ſchenken,
Der Tage werd' ich ſtets mit Luſt gedenken!

Die Sonne küßte mich aus ſüßen Träumen,
Und zog mich in die friſchbethaute Flur,
Da ging ich unter weh'nden Blüthenbäumen
Und folgt' im Thal des Baches feuchter Spur,
Ergötzte mich an ſeinem zorn'gen Schäumen,
Wenn er auf's träge Mühlrad niederfuhr,
Und ſtand betrachtend, ging, und ſtand dann wieder,
Und ſah vergnügt auf Dorf und Strom hernieder.

Dann wohl geſchah's, daß von des Berges Seiten
Des Hirtenhorn's kunſtloſe Weiſ' erklang,
Und melancholiſch durch der Thäler Weiten
Ein voller Strom von Harmonieen drang,
Dann ſchnell erwacht, von allen Bergesbreiten
Echo in ſüßen Zaubertönen ſang:
Da ſchwoll mein Herz, ich fühlt's in Wonne beben,
Und ſich in Sehnſucht, wie ſonſt nie, erheben.

Umwallt von des Getreides grünen Wogen,
Stieg ich die Höhen allgemach hinan,
Von einem Fußpfad bald in's Feld gezogen,

Bald hin zu einem blüh'nden Wieſenplan,
Von leichten Taubevölkern oft umflogen,
Die nicht des Falken drohend Kreiſen ſah'n,
So ſchwärmt' ich ſorglos manche ſchöne Stunde
Zu jedem Hof und Weiler in der Runde.

Und Nächte, die ſo lind mich hier umfloſſen,
Wo haucht ihr gleichen Duft noch um mich her!
Die Schatten haben wallend ſich ergoſſen,
Den Hain durchſprüht ein grünes Funkenmeer;
Und ſie, die ihre Bruſt ſo lang verſchloſſen,
Bewältigt nun den heißen Drang nicht mehr;
Den Fluß hört man gelind an's Ufer rauſchen,
Als käm' auch er, dem ſüßen Lied zu lauſchen.

Wenn dann zu ſeinem nächtlich ſtillen Gange
Der Mond ſich hinter dunkeln Höh'n erhebt,
Und Büſch' und Trümmer an dem Felſenhange
Mit ſeinem bleichen Zitterlicht umwebt,
Vom düſtern Thurm in ſchauerlichem Klange
Das Spätgeläut dumpf durch die Thäler bebt:
Da iſt's, als ſchwebten ſtill in Windes Wehen
Die Geiſter vor'ger Zeiten um die Höhen.

Die öden Mauern ſah ich ſich beleben,
Vom Thurm den Wächter ſpähend um ſich ſchau'n,
Den ernſten Ritter Speer und Schild erheben,
Das ſtolze Roß wild in den Boden hau'n,
Im Wohngemach, von Mägden rings umgeben
Geſchäftig waltend lieblich blüh'nde Frau'n,

Das schöne Kleeblatt, das viel Eisenherzen
Gezähmt einst und erfüllt mit süßen Schmerzen.

Wohl waren's Zeiten felsenharter Sitten,
Doch zwang die Kraft ein hoher, edler Sinn,
Für Gott und Frauen ward mit Lust gestritten,
Und Frauengunst war herrlichster Gewinn;
Gesang quoll frisch noch in des Lebens Mitten,
So floß es wie ein lichter Strom dahin:
Es sank, und ach! von jenem Seyn und Lieben
Ist nichts als Schutt und Trümmer uns geblieben.

Doch springt noch frisch des Glaubens Himmelsquelle,
Getrübt zwar manchmal, aber nie erstickt.
Hoch auf Ruinen ragt dort die Kapelle
Zur stillen Gottverehrung neu geschmückt,
Sanft um die Säulen spielt des Tages Helle,
Der scheidend durch die farb'gen Fenster blickt.
Des Aberglaubens Nebel sind zerstoben
Und freudig hebt das Auge sich nach oben.

Und ringsum von den Höh'n aus Büsch' und Reben
Glänzt Hoffnung mild im lichten Maiengrün.
An uns nur liegt's, das klippenvolle Leben
Mit ihrem weichen Teppich zu bezieh'n.
Und wenn auch manchmal Wolken sich erheben,
Was Gutes wir gesät, es wird erblüh'n,
Der Himmel wird, ob spät auch, sich noch klären,
Und lichte Fernen unserm Blick gewähren. —

Leb' wohl, o Dorf, so still und traut gelegen,
Manch schöner Kranz umwand hier meinen Stab:

Doch weilt die Luſt nie lang auf gleichen Wegen,
Und ſelbſt Erinn'rung kehrt ſich müde ab.
Im Wechſel muß der Menſch ſich ſtets bewegen,
Bis ew'ger Schlaf ihn legt in's kühle Grab.
So ſcheid' ich denn, zu andern Au'n mich wendend,
Nur einen letzten Blick noch rückwärts ſendend.

E. Floris.

Das Coburner Wahrzeichen.

Die Schlacht war geſchlagen, der Feldherr ſtand,
Geſtützt auf dem Schwertknauf die ſiegreiche Hand:
Die blutige Statt wir errungen ha'n;
Jetzt laßt uns auch lohnen, wer rühmlich gethan.

Erſt kommen die hohen Herren d'ran,
D'rauf folget manch tapferer Rittersmann:
Sie lohnet manch Kettlein und glänzende Wehr;
Dann ſpricht auch der Fürſt zu dem harrenden Heer:

„Viel Dank Euch Allen, Ihr wackern Leut',
Gar mannhaft habt Ihr geſtritten heut',
Und weil Ihr denn hoch Euch verdient gemacht,
So lohn' Euren Muth — die kommende Schlacht.

Doch Einer vor Allen tret' kühnlich heraus,
Am wackerſten kämpft' er im härteſten Strauß,

Beinah' ſchon verloren war jenes Panier;
Er nahm es dem Feinde — die Fahne weht hier.

Wer hat ſo die Krieger zu Boden geſtreckt,
Mit Leichen die Erd', ſich mit Lorbeern bedeckt?
Ha! kennet denn Niemand den tapfern Mann? —
„Das hat ein Knapp' von Cobern gethan!“

Noch ſah ich, wie feige drei Fähnlein floh'n,
Die feindlichen Schwerter erreichten ſie ſchon;
Sie küßten blutend die ſtäubende Erd'
Und ſtarben, den Namen der Helden nicht werth.

Da ſammelt ein Kämpe die fliehende Schaar,
Verflucht ſei, wer fliehet mit Haut und mit Haar!
So rief er und hieb ſich 'ne blutige Bahn. —
„Das hat ein Knapp' von Cobern gethan.“

Es traf mir den Helm ein gewaltiger Streich;
Ich taumelt' herunter vom Roſſe ſogleich.
Schon war ich ohn' Rettung verfallen dem Tod;
Doch wunderbar half mir der Herr aus der Noth.

Denn blitzesſchnell eilte ein Streiter herbei,
Zerhackte die Feinde und machte mich frei.
Mein Leben ſchuld' ich dem tapfern Mann. —
„Das hat ein Knapp' von Cobern gethan.“

Ei, Knappe von Cobern, ſo zeige Dich ſchnell,
Wir lohnen Dir's herrlich, Du kühner Geſell!

Geprieſen das Oertlein, das Dich uns geſchickt:
Wo iſt er? hat Niemand den Tapfern erblickt?"

Da ſtolziret herbei ein baumlanger Fant:
„Hier iſt der von Cobern, den Du jetzt genannt.
Mir dankſt Du Dein Leben, mein fürſtlicher Herr,
Ich ſchwang Dir zur Rettung die blitzende Wehr."

Und Alles preiſet den langen Fant
Und nahet ihm freundlich und drückt ihm die Hand,
Der bläht ſich und blicket gar ſtolz herum,
Als wär' er der Erſte im Fürſtenthum.

Da tritt ein beſcheidener Mann hervor,
Der blickt zu dem Langen lächelnd empor:
„Von Cobern biſt Du, o Goliath,
Der heute ſo rühmlich geſtritten hat?

Ei, Landsmann, Gott grüß' Dich! iſt's aber auch wahr,
Daß Dich das freundliche Oertlein gebar?
Komm', nennt' mir einmal zur ſichern Gewähr
Von Cobern das heilige Wahrzeichen her."

Die Frag' treibt den Großen in arge Noth,
Er ſenket den Kopf, wird blaß und wird roth,
Er ſchielt nach des Feldherrn ſtrengem Geſicht;
Er ſtottert und weiß das Wahrzeichen nicht.

„Ei Schuft! ſind wir alſo betrogen von Dir?
Die eiſerne Kett' Dir ſtatt güldener Zier.

So biſt Du der von Cobern ſo muthige Mann?
Schnell ſag' uns das heilige Wahrzeichen an."

„Im Gotteshaus, unter dem Hochaltar,
Da rieſelt und plätſchert ein Brünnlein klar,
Und murmelt voll Andacht des Prieſters Mund,
So murmelt voll Andacht die Quelle im Grund.

Das iſt das Coberner Wahrzeichen, Herr,
Ich will es behaupten mit Leben und Ehr!
Und willſt Du mir's leugnen, Du frecher Geſell,
Beweiſ' ich's mit Kolben und Klinge Dir ſchnell!"

Da ſchneidet der Lange 'ne klägliche Mien',
Und denket dann furchtſam in ſeinem Sinn:
Hieb David den Goliath einſt entzwei,
Zerhackt dich der Kleine wohl auch noch zu Brei!

Und verhöhnet, verlacht, es iſt ſchier ein Graus,
Muß nehmen der Großhans mit Schande Reißaus.
Unter hinter ihm ſpottet die ganze Schaar:
Weil er gar ſo ein prahlender Eſel war.

„Knie her denn, mein Ritter, empfange den Dank."
Und der Fürſt zieht die ſtattliche Klinge blank,
Schlägt dreimal den Kleinen: „Biſt Ritter nun
Und ſollſt Dir beim Humpen heut gütlich thun."

Das merkt Euch, Ihr Coberner, jung und alt,
Ob nah' Ihr oder auch ferne wallt,

Gedenket voll Lieb' an das Vaterland,
Gedenket des Zeichens, das wohl Euch bekannt:

„Im Gotteshaus, unter dem Hochalter,
Da rieſelt und plätſchert ein Brünnlein klar,
Und murmelt voll Andacht des Prieſters Mund,
So murmelt voll Andacht die Quelle im Grund.

Menk.

Luther von Cobern.

Nur einen Blick noch — Coberns letzter Sproß,
Wie ſankſt du, wie ſo traurig war dein Loos!
Wo blieb das Glück, des Glanzes vor'ge Pracht?
Verſunken Alles in des Elends Nacht!
Die Mau'rn geſpalten, Dächer ſtürzend ein,
Kein Ton der Luft, nur finſtres Brüten drein.
O Zeiten, Zeiten! Solch ein edles Herz
Muß ſo zerreiben ſich im herbſten Schmerz!
Ein Name — ja ein Name denn genug?
Geſunk'nem Glück gereicht er nur zum Fluch,
Ein ehrner Ring umſpannt er ſeinen Mann,
Ihn nimmer laſſend aus der alten Bahn;
Selbſt Mitleid flieht, und Troſt kehrt ſcheu ſich ab,
Das Daſein wird ein dunkles, wüſtes Grab. —
War's Noth, war's Rache, was in finſtrer Nacht
Zu finſterm Werke dich hinausgejagt?

Ein Räuber! — Ha! war's ſonſt denn eine Schand',
Zu reiten und zu rauben durch das Land?" —
Unglücklicher, ahnſt du dein Ende nicht!
Schon ſitzt der ſtolze Bürger zu Gericht,
Kein Blick der Gnad' iſt rings im Kreis zu ſehn,
Mit deinem Blute ſühnſt du dein Vergehn.
Bei Fürſten bettelſt du, bei hohen Herrn,
Umſonſt! umſonſt! erloſchen iſt dein Stern;
Mit Schand' und Schmach zerbricht dein Wappenſchild,
So fährſt du hin, dein Schickſal iſt erfüllt.

E. Floris.

Die Winzerhochzeit.

Es ſprengt der Ritter zur Burg hinauf,
Ihm folgen die Diener, die Knappen,
Und knarrend ſchließet das Schloßthor auf,
Er ſchwingt ſich vom ſchäumenden Rappen,
Doch unten im Thal
Da kreiſ't der Pokal,
Da glänzt, in den trunkenen Blicken,
Der Liebe, der Freude beglückender Strahl,
Der Liebe, der Freude Entzücken

Denn mit dem bräutlichen Kranz im Haar,
Trat unter des Ritters Geleite
Die holde Lucie vor den Altar,
Dem kräftigen Ludwig zur Seite,

Und ſelige Luſt
Durchglüht' die Bruſt,
Durchglüht' ihn mit heiligem Beben,
Der, ſtolz ſich der Liebe der Jungfrau bewußt,
Ihr fröhlich ſich weihte für's Leben.

Und längſt der Ritter zur Burg hinauf,
Erklingen die Gläſer im Thale,
Und traulich ſchließen die Herzen ſich auf
Beim kreiſenden blanken Pokale,
Doch, Arm in Arm,
Dem rauſchenden Schwarm,
Entziehen ſich leiſe die Beiden,
Denn unter der Menge wird's ihnen zu warm
In ſich nur erblüh'n ihre Freuden.

Und als er glühend die Braut umſchlingt,
Die heute der Prieſter ihm weihte,
Und ſie ans Herz ihm erröthend ſinkt
Und leiſe den Schwur ihm erneute,
Da lächeln und ſtehen
Die Andern und ſehen,
Und einer tritt ſchnell aus dem Kreiſe:
„Und ſoll nicht ein Späßchen das Feſt uns erhöhn?"
Und nähert den Beiden ſich leiſe.

Und neckt den Bräut'gam, ſcherzt mit der Braut,
Und winket den andern Genoſſen,
Und wie auch voll Unmuth der Freier ſchaut,
Nur toller noch treibt er die Poſſen,

Denn einmal noch heut,
So meint er iſt's Zeit
Die beiden Verliebten zu necken,
Bis erſt ſie dem Gatten den Morgengruß beut,
Und ſchnell ſich die Gnomen verſtecken.

Und immer ernſter ſteht Ludwig da,
Und blicket auf Lucien hinüber,
Und was er ſo rein, ſo göttlich ſah,
Es wird immer trüber und trüber.
Ein ſchneidender Schmerz
Durchzuckt ihm das Herz,
Durchzuckt ihn mit tödlichem Beben,
Denn Lucie, meint er, ſie theile den Scherz,
Und theil' ihn vielleicht für das Leben.

Und der Abend dunkelt und bricht herein,
Da ſieht man an tauſenden Stellen
Der Kerzen lodernden Fackelſchein
Die Thäler der Moſel erhellen;
Man feierte heut,
Dem Lubentius geweiht,
Auf daß man den Teufel verbannte,
Das fröhliche Volksfeſt, das jährlich erneut,
In nächtlichen Feuern hier brannte.

Und beſſer die Lichter zu überſehn,
Beſchließt man zum Gipfel zu ſteigen,
Und klimmt hinan die felſigen Höhn,
Zu denen die Wolken ſich neigen,

Und Alles eilt
Jetzt unverweilt
Zum Berge mit lärmender Freude,
Wer aber den Jubel der Menge nicht theilt,
Es ſind — wir errathen's — ſie Beide.

Und ſtumm der Vermählte neben der Braut,
Und ſtumm neben ihm die Geliebte,
Doch liſtig von fern der Andre ſchaut,
Der ihnen den Hochzeitstag trübte,
Und bietet der Maid
Jetzt ſicher Geleit,
Und reicht ihr den Arm, ſie zu führen.
Doch Ludwig, der froh ihr ſein Leben geweiht,
Glaubt ewig ſie hier zu verlieren.

Und höher dem Winzer die Wange glüht,
Es treibt ihm das Blut nach dem Herzen,
Und was aus dem finſtern Auge ſprüht,
Nicht paßt es zu fröhlichen Scherzen.
Und hält ſich nicht mehr,
Denn zentnerſchwer,
Droht ihn eine Welt zu erdrücken,
Es erſcheint die Geliebte ja liebeleer —
Wozu noch Gefühle erſticken?

Doch wie war es möglich, um leichten Scherz,
Gab er ihre heiligſten Eide?
Verkannte das treu ihn liebende Herz,
Und ſtörte die ſchuldloſe Freude;

Wohlan, er mag ſchau'n,
Und will er nicht trau'n,
So ſoll ihn der Zweifel beſtrafen,
Feſt mög'ſt auf die Tugend der Weiber du bau'n,
Bis grade die Zweifel ſie trafen.

Und geht auf die Scherze der Andern ein,
Und fängt an zu lachen, zu necken,
Und mags auch ums Herz nicht ſo fein,
Sie will jetzt die Eiferſucht wecken.
Und ſo der Hauf
Zum Berge hinauf:
Da hört man ſie jauchzen und ſingen;
Nur Ludwig geht ernſt, ſchlägt das Auge nicht auf,

Und tritt jetzt ſchnell an des Felſens Rand
Und blickt in die Tiefe darnieder,
Faßt ſeiner Gattin bebende Hand
Und drückt ſie, und drücket ſie wieder,
Und wirft den Blick
Noch einmal zurück
Und grüßet noch freundlich die Brüder:
„Leb' wohl, meine Lucie! mich ruft mein Geſchick!" —
Und ſtürzt in die Tiefe ſich nieder.

Und Alles ſteht da, entſetzt, erbleicht,
Gleich Geiſtern im nächtlichen Schimmer,
Doch ob es auch droben ängſtlich ſchweigt,
Von unten tönt leiſes Gewimmer,
Und wecket die Braut
Mit ſchneidendem Laut,

Daß tief bis ins Mark ſie erzittert,
Und wie vor ſich ſelbſt ſie erſchrickt und ſich graut,
So ſtehn auch die andern erſchüttert.

Da färben ſich plötzlich mit dunklem Roth
Ihr die ſchon erblichenen Wangen:
„Treu dir im Leben, treu dir im Tod,
Ich folge dir, ohne zu bangen!“ —
Und wie ſie es ſprach,
So ſtürzt ſie ihm nach,
Daß grauſend ſie Alle erbeben,
Und unten am Felſen zerſchmettert ſie lag,
Im Tod ihm vereint, wie im Leben.

Da leuchten die Feuer, wie Grabesſchein,
Vom Thale in grauſiger Helle,
Und jammernd ſteht man und ſieht hinein,
Und bebt vor der gräßlichen Stelle.
Doch einen reißt kalt,
Mit Sturmes Gewalt
Der Wahnſinn die Thäler hernieder,
Daß weit durch die Felſen ſein Wehe verhallt,
Und Keiner ſah jemals ihn wieder.

v. Damitz.

Auf demſelben Ufer liegt weiter aufwärts Gondorf, ein nicht unbedeutender Ort; denn

hier war der Stammsitz der Grafen von der Leyen. Schon seit den ältesten Zeiten fand man unter denselben ausgezeichnete Männer, die ebenso tapfer im Kriege, als edel und klug im Frieden, zu den Ersten des Landes gerechnet wurden. Aber nicht nur hier, sondern auch als Geistlichen waren die Mitglieder der Familie berühmt, und sowohl Trier als Mainz wissen Kurfürsten und Erzbischöfe aus diesem Geschlechte aufzuweisen, die den gerechten Stolz des Hauses vermehrten. Von dem Gondorfer Schloß sieht man fast gar nichts mehr von seiner früheren Herrlichkeit.

Der rothe Aermel.

Gondorf besaß ein eignes Schöffengericht; welches selbst über Leben und Tod unumschränkt aburtheilen durfte. Nun trug es sich einmal zu, daß ein arger Verbrecher eingebracht wurde, dem man schleunig den Prozeß machen mußte. Da war guter Rath theuer; denn seit undenklichen Zeiten hatte sich solch unerhörter Fall nicht ereignet. Schleunigst wurden alle nothwendigen Requisiten zu dem peinlichen Gerichtsaktus hervorgesucht, das Schwert fand sich,

wenn schon zur Genüge verrostet, in einem alten Wandschrank des Saales, einen Todtenkopf mußte der Todtengräber herbeischaffen, die alten Bücher wurden aus den bestaubten Gemeindepapieren hervorgezogen, aber o weh! von den rothen Talaren, in welchen die Herren zu Gericht sitzen mußten, fand sich keine Spur. Da war großer Jammer unter den edlen Schöffen. Ohne die rothen Röcke das Urtheil zu sprechen! nein, das wäre ein unverzeihlicher Verstoß gegen gute Sitte und Herkommen gewesen, und was würde die wohlehrbare Einwohnerschaft Gondorfs und der ganzen Umgegend dazu gesagt haben, welche sich während der Sitzung unter den Fenstern des Saales zu versammeln pflegten! In höchster Verzweiflung rannten die Herren herum, vergeblich lagen sie dem gestrengen Herrn Ritter in den Ohren; dieser hatte eben die Talare zu den Wappenröcken seiner Knechte verschneiden lassen und nur ein einziger Aermel war übrig geblieben. Endlich schaffte der jüngste der Schöffen Rath. „Es ist hier, wohlehrbare Herren," redete er die mit Jammermienen dastehenden Rathsherren an, „im Grunde genommen nur in Betracht zu ziehen, daß das untenstehende Volk im Glauben erhalten werde, der Delinquent werde in aller Form Rechtens zum Tode verurtheilt; um es in diesem Glauben zu erhalten, genügt der Aermel wohl hin-

länglich, wenn Ihr meinem Vorſchlag geneigtes Gehör ſchenken wollt. Es ſetze ſich daher ein Jeder von uns der Reihe nach an das offene Fenſter, welches auf den Richtplatz hinausgeht, und bekleide ſich mit beſagtem rothem Aermel; dadurch vermeint das Volk, wir wären zur Genüge in der hergebrachten Amtstracht und wird ſich zufrieden ſtellen.

Der Vorſchlag ward mit lautem Entzücken angenommen und der Delinquent glücklicherweiſe verurtheilt und in die andere Welt ſpedirt, obgleich er manchmal Gloſſen zu machen ſich erlaubte, daß er Leute, welche nicht einmal rothe Röcke anhätten, doch unmöglich als ſeine geſtrengen Richter anerkennen könne. Ob er auf dem Schaffot eine Rede an das Volk gehalten und daſſelbe zum Aufruhr gegen die unberöckten Rathsherren beſtimmt, darüber ſchweigt die Sage.

Ungleich tragiſcher iſt das Ende des letzten Grafen von der Leyen. Er, einer der beſten Männer ſeiner Zeit, der Wiederherſteller des ſchon ſehr verfallenen Wohnſitzes ſeiner Vorfahren, beſchloß (1831) ſein Leben in bedrängter Lage zu Köln. Ein neuerer Dichter (K. v. Damitz) nahm Veranlaſſung, ſein Andenken in nachſtehendem Gedicht zu feiern:

Am Sarge des Grafen Philipp von der Leyen zu Gondorf.

In tiefes Dunkel hüllet ſich die Erde,
In dumpfes Schweigen Berge, Thal und Flur.
Und wie die Wolken auf den Felſen lagern,
So deckt die Nacht die ſchlafende Natur.
Nur leiſe hört man hier die Welle ſchlagen,
Die unabläſſig hin zum Meere eilt;
Und in dem Thurme nur des Uhu Stimme,
Wo er, des Unglücks treuer Wärter, weilt.

Da öffnet ſtill ſich eine Winzerhütte,
Und ernſt und ſtille tritt ein Mann heraus,
Sieht in die Nacht und nach dem Thurm hinüber,
Und geht dann leiſe nach dem Gotteshaus.
Und tritt hinein, das heute unverſchloſſen
Geöffnet jedem treuen Diener ſtand;
Und ſchreitet weiter durch des Grabes Dunkel
Bis an des Altars hohe Gitterwand.

Und kniet jetzt vor einem Sarge nieder,
Der eine theure, theure Hülle barg,
Und faltete die dürren Knochenhände,
Und rückte näher, näher nach dem Sarg.
Er betete für ſeines Herren Ruhe,
Für ſeinen Herrn, der gerade ihn verkannt,
Für ſeinen Herrn, der Tauſende beglückte,
Und jetzt von Tauſenden verlaſſen ſtand.

Und kniete noch, als ſchon der Morgen graute,
Und ihm der Küſter mit der Fackel naht,
Und auf dem Altar jetzt die Kerzen zündet,
Und dann der Pfarrer in die Kirche trat.
Und kniete noch, als ſchon die Leichenträger
Sich kalt und fühllos um den Sarg gereiht,
Und kniete noch, als von der heil'gen Stätte
Der Pfarrer jetzt die Leiche eingeweiht.

Und kniete noch und konnte ſich nicht trennen,
Als jeder Träger ſeine Hänge nimmt,
Und kniete noch und hielt des Sarges Deckel
Als nun das Volk das de profundis ſtimmt;
Bis man gewaltſam ihn davon getrieben,
Bis ſpöttelnd man ihn aus der Kirche drängt,
Und dann den Mann, der Aller Willen lenkte,
Wie einen Bettler in die Gruft geſenkt.

Da ſah der Alte ſtumm nach allen Seiten,
Doch Keinen ſah er an der heil'gen Statt;
„So iſt denn Niemand — fragt er — übrig blieben,
Der für den Fürſten eine Thräne hat?
Habt Ihr ſo ſchnell denn Alle ſchon vergeſſen,
Was liebevoll und freundlich er Euch gab?
Und Keiner greift, ihn einmal noch zu ſehen,
Zu folgen ihm, nach Hut und Pilgerſtab?“

Doch Keiner kam, wie auch der Alte fragte,
Ihm noch den letzten, letzten Gruß zu weih'n;
Und wie man einſt im Leben ihm gehuldigt,
Im Tode ſtand er einſam und allein.

Er war ja arm, war elend ja gestorben,
Wozu sich noch an seine Bahre dräng'n?
Kein Erbe stand, die Thräne zu belohnen,
Drum was für Grund, sie mühsam vorzuzwäng'n?

O ew'ges Fatum! wunderbar dein Wechsel!
Was einst du groß und mächtig hier gemacht,
Du läßt es plötzlich, wie es kam, verschwinden,
Und seine Herrlichkeit versinkt in Nacht.
Da liegt der Mann, der Tausende beglückte,
Von einem Einz'gen heute nur beweint. —
Bis sich die Nacht um Thal und Felsen lagert,
Und klagend ihm der Uhu sich vereint.

v. Damitz.

Gondorf ist vieler Wahrscheinlichkeit nach das Contrua des Venantius Fortunatus. Hier münden zwei Bäche, einer oberhalb Gondorf durch ein romantisches Thal, der andere bei Niederfell, und ist durch diese, wie durch seine sonstige Lage zum Herbeischaffen des Holzes aus den Waldungen ein ganz geeigneter Holzstapelplatz. Gegenüber Gondorf liegt das Dorf Niederfell. Hier landen die Moselschiffe. Nahe dabei liegt der kleinere Ort Chür. An zwei grünen Inseln vorbei gelangt man auf Lehmen, wo der beste Moseler

Bleichart wächst. Etwas weiter herauf liegt Oberfell, und noch weiter hinauf am linken Ufer Catenes, das seinen Namen von Catenae, Ketten, erhalten haben soll, weil die Römer hier den Fluß mit einer Kette gesperrt hatten. Fast gegenüber liegt Alken, an welchem der Alkenerbach vorbeifließend hier in die Mosel mündet. Nahebei führt ein Weg durch grünende Weinberge entlang zu der Alkener Ley, einer schauerlich schroffen Felsenecke, durch welche noch vor Kurzem ein bequemer Fußsteig gesprengt werden mußte, welchen die Steinmassen fast überwölben. Hier soll früher eine der Schifffahrt gefährliche Stelle gewesen sein, und wahrscheinlich ist dies Grund, daß man dort die Statue des heil. Johann von Nepomuk zwischen den Klippen angebracht hat. Am Eingange einer wilden Schlucht steht hier das Schloß des Freiherrn von Wildberg, dessen Hauptgebäude noch bewohnt wird. Oberhalb Alken erhebt sich ein finsterer steiler Bergrücken von Rebengrün umzogen, welcher das morsche epheuumrankte Gemäuer der Burg Thuron trägt. Diese macht jetzt noch in ihren Trümmern einen ganz eigenen erhebenden Eindruck, und das Großartige, das noch unverkennbar in den beiden wohlerhaltenen Thürmen sowohl, als in der sich weit an dem Berg fort erstreckenden, freilich größtentheils zerfallenen Ringmauer liegt, zeigt uns gleich,

daß sie einem vornehmen Herrn als Aufenthalt gedient hat. Herzog Heinrich von Braunschweig, Heinrich des Löwen Sohn, soll sie im Jahr 1209 erbaut haben. Unter den Burgmannen zu Thuron finden sich Herren von Vinstingen, von Löh und von der Leyen. Hier war mehremalen der Schauplatz vieler blutiger Fehden zwischen der Pfalz und den Kurfürsten von Köln und Trier, welche sich um den Besitz der Veste stritten. Mehrmals stark beschädigt und wieder hergestellt, wurde sie im 30jährigen Kriege verwüstet.

Die Kölner vor Thurant.

Den Moselwein nur eingeschenkt
Und laßt die Gläser klingen;
Die Kehlen hurtig rein geschwenkt,
Um würdig zu besingen
Die Thaten, die am Moselstrand
Geübt die Kölner vor Thurant.

Lag doch umsonst vor Trier das Heer
Manch Jahr vor diesem Neste;
Denn gar zu stark war seine Wehr,
Und felsenfest die Veste;
Das Pulver Keiner noch erfand,
Die Pfälzer blieben in Thurant.

Herr Arnold, Erzbiſchof von Trier,
Der ſandte da nach Köllen:
„Herr Bruder Konrad wolleſt mir
Von deinen Leuten ſtellen,
Die ſind als kühn und klug bekannt,
Und nehmen ſicher Burg Thurant.

Die kölner Herrn das nicht verdreußt;
Man macht ſich auf die Beine
Zum Lande, wo der Honig fleußt,
Zum Land der Moſelweine.
Mit Sang und Klang zog muthentbrannt
Das Heer der Kölner vor Thurant.

Die Pfälzer aber höhnten ſie:
„Heda, ihr Herrn von Köllen,
Wollt ihr an unſern Mauern hie
Die Schädel Euch zerſchellen?
Wißt, unſer Burggraf, Zorn genannt,
Iſt unbezwingbar, wie Thurant.“

„Auch iſt es uns fürwahr ganz Wurſt,
Ob ihr die Burg umringet,
Das klarſte Waſſer für den Durſt
Im eigenen Brunnen rinnet;
Für viele Jahre Proviant
Liegt auf den Speichern von Thurant.“

„„Ha! der iſt wahrlich angeführt,““
Erwiedert man mit Lachen,

„„Der ſich den Zorn zum Führer kührt,
Den alten Höllendrachen.
Gar leicht den Zorn wohl übermannt
Ein froher Muth und nimmt Thurant.““

„„Und denkt nur nicht, daß wir das Hirn
An Eurer Burg verſpritzen!
Glaubt wohl, es hätten vor der Stirn
Die Kölner Bretter ſitzen?
Ein andrer Plan iſt uns bekannt,
Und ſicher fällt die Burg Thurant.““

Als nun die Nacht herniederſank,
Da tönt's wie Schwerterklingen,
Da hörte kühnen Männerſang
Zur Burg herauf man dringen.
„Heda!“ rief Zorn, „ſeid bei der Hand,
Die Kölner ſtürmen Burg Thurant.“

Die Kölner ſaßen froh beim Glas
Und klangen mit dem Becher,
Kein Schlachtenlied das Singen was,
Ein Trinklied froher Zecher.
Verduzt das Heer der Pfälzer ſtand
Wohl auf den Zinnen von Thurant.

Die Kölner ſchüttelten den Bauch
Baß ob der Pfälzer Schrecken,
Begannen dann nach Kölner Brauch:
Sie weidlich abzuzecken:

„„Seht, wie der Fiſch auf dürrem Sand
So ſchnappt nach Wein man in Thurant.“

Erſt als der Tag gekommen war,
Die Kölner endlich ſtürmten —
Die Keller — die ſeit manchem Jahr
Manch Fuderfaß beſchirmten,
Und alle Fuder, die man fand,
Die rollte man vor Burg Thurant.

So trieben's fürder Nacht für Nacht
Und Tag für Tag die Frohen,
Den Pfälzern ward manch Hoch gebracht,
Anſtatt ſie zu bedrohen.
„„Zum Wohlſein, Herrn vom Pfälzerland,
Gedeih', das Waſſer von Thurant!““

Drob wollte denen von der Pfalz
Kein Waſſer mehr behagen;
Es ſchmeckt, wie Häringsbrüh, nach Salz,
So fing man an zu klagen.
Was half's? Wie eingepöckelt ſtand
Man in der Häringstonn' Thurant.

Der Burggraf Zorn, der edle Herr,
Trank ſelber gern ein Gläschen,
Ein Fuder beſten Moſeler,
Ein wahres Mutterfäßchen,
Hat eingelegt der Kommandant
Drum in den Keller von Thurant.

Er gab's mit ſchwerem Herzen hin,
Die Unluſt nur zu ſtillen;
Doch bald da war kein Tropfen drin,
Und nichts mehr gab's zu füllen.
Des Weines heißen Durſt empfand
Nun ſelbſt der Burggraf von Thurant.

Ein ganzes Jahr ſo lagen vor
Der Burg die Kölner Zecher,
Und oft erſcholl es laut im Chor
Beim Klang der vollen Becher;
„„Heraus! heraus! Herr Kommandant
Und übergebt die Burg Thurant.““

„„Und ſo Ihr Euch nicht bald ergebt,
Von Fäſſern aufgethürmet
Bald höher ſich 'ne Burg erhebt,
Daraus man Euch beſtürmet.
Nach unſrer Taktik wird berannt
Mit Becher Tiktak Burg Thurant.““

Die Drohung ſchien fürwahr nicht ſchaal;
Denn, was ſie ſehr beſtärkte,
War, daß man Fäſſer ſonder Zahl
Rings um die Burg bemerkte.
Denn drei Mal tauſend Fuder ſand
Geleert man ſpäter vor Thurant.

Auch thaten die dreitauſend Faß
Nur gar zu klar verkünden,

Wenn man nicht bald die Burg verlaſſ',
So würde ſpäter finden
Nicht einen Tropfen Wein im Land
Das durſt'ge Heer der Burg Thurant.

Darob der Zorn zum Kreuze kroch
Und ließ den Kölnern deuten:
Emich von Leining möcht man doch
Nach Trier hin laßen reiten;
Der Zorn, der hab ihn abgeſandt,
Zu unterhandeln w'en Thurant

Herr Emich that bei dieſem Pakt
Den Diplomat bewähren,
Dagegen ward, ſo ſagt der Akt,
Willfahrt der Pfalz Begehren,
Daß abziehn aus dem Moſelland
Zur Stund die Kölner vor Thurant.

Verſtrichen ſind ſechshundert Jahr,
Seit das ſich zugetragen!
So feſt und ſtark die Burg auch war,
Man ſieht nur Trümmer ragen
Zur Stelle, an der einſtens ſtand
Die feſte, ſtolze Burg Thurant.

Verſtrichen ſind ſechshundert Jahr,
Die Kölner ſind die Alten,
Und haben treulich immerdar
Am Moſelwein gehalten.

Beim Weine werden leicht erkannt
Die Sproßen derer von Thurant.

Den Moſelwein drum eingeſchenkt
Und laßt die Becher klingen;
Die Kehlen hurtig rein geſchwenkt,
Um würdig zu beſingen
Der Väter That am Moſelſtrand,
Das Lied: Die Kölner vor Thurant.

Aus „Köln's Legenden ꝛc.“ von E. Weyden.

Burg Thurant.

Wer lugt auf ſchwindelnder Warte dort,
Wie ein Habicht ſchwebend in Lüften?
Wer ſprengt und brauſ't durch die Felder fort
Wie ein Ungewitter in Klüften?
Von Thurant iſt es der grimmige Zorn,
Er tritt in den Bügel, er ſtößt ins Horn,
Sich tummelnd nach adlicher Sitte
Zum luſtigen Siegreifritte.

Wer ſchleicht durch den Buſch wie ein Wieſel ſo ſcheu
Wer liegt am Wege verborgen?
Wer ſpäht nach dem Kaufmann, der ängſtlich vorbe
Sich eilt, wenn kaum dämmert der Morgen?

Es iſt der gierige Vogt, der Spion,
Im Solde des Marſchalks lange ſchon,
Dem bringt er von Allem flugs Kunde,
Was rings ſich begiebt in der Runde.

Und ſie ſtürmen dahin bei Nacht und bei Tag
Und fällen und ſchlagen in Bande:
Zu reiten und rauben iſt keine Schmach,
Es thun's ja die Beſten im Lande.
Die Heerden entführen ſie, die Mädchen und Frau'n,
Sie brechen durch Thüren, durch Hecken und durch Zaun;
Wer kann ſich vor ihnen beſchirmen,
Der Herrn hinter Mauern und Thürmen?

Doch ewig währen kann's nimmermehr
Solch Leben in Greuel und Sünden;
Es giebt ein Rächer, er ſieht auf uns her,
Den Böſewicht weiß er zu finden.
Und lebſt du da droben in Saus und Braus,
Herr Zorn, bald iſt's mit der Herrlichkeit aus.
Sieh dort ſchon die reiſigen Haufen
Gerüſtet, zum Sturme zu laufen.

Der Marſchalk lacht: „nur herauf, nur heran!
Hier bin ich, ihr mögt mich nur fangen;
Spielt auf nur zum Tanz, frei iſt euch die Bahn,
Nur bleibt an den Zinken nicht hangen.“
Und hageldick regnen die Pfeile herab,
Und mancher Mutterſohn findet ſein Grab,
Und Wochen und Monden verrinnen;
Herr Zorn lacht ſich ins Fäuſtchen drinnen.

Zwei Jahre lang liegen ſie vor dem Haus
Mit tapferm Streiten und Zechen,
Zweitauſend Fuder trinken ſie aus,
Und mögen das Schloß nicht brechen;
Da ſtellt ſich der Hunger zu Hülf' in die Reih'n,
Und dringt in Keller und Kammern hinein,
Und ſchwingt dort ſonder Erbarmen
Sein Schwert in den knöchernen Armen.

„Halt ein! ich weich', ich ergebe mich euch,"
Läßt endlich Herr Zorn ſich vernehmen,
„Vergönn mir von dannen zu zieh'n in's Reich,
So mögt ihr die Burg hier nehmen."
Sie hören's mit Jubel; frei zieht er hinaus —
Eine Kräh' hackt der andern die Augen nicht aus —
Nur die Knechte, die Diener müſſen
Heim bleiben, die Sündern zu büßen.

Den Vogt vom Dorfe, den argen Spion,
Befällt es mit Zittern und Zagen;
Sie greifen ihn und zum verdienten Lohn
Muß einen Ritt er jetzt wagen:
Ein Schiffsſeil ſpannen ſie über den Grund,
Drauf wippen ſie weg ihn zur ſelbigen Stund':
O Vogt, der ſo viele verrathen,
Gedenke nun deiner Thaten!

Zum erſtenmale wendet er jetzt im Gebet
Zum Himmel die ſündige Seele.
Den Reuigen nimmer der Himmel verſchmäht,
Nicht ermeſſend die Größe der Fehle.

Gott und der Jungfrau befiehlt er sein Heil,
Da fährt er hinüber in stürmischer Eil';
Und gerettet, baut an der Stelle,
Noch steht sie, er dort die Kapelle.

Floris.

Von der Burg durch eine Schlucht getrennt erhebt sich der Bildenberg, welcher nebst einem Meierhofe die Ruinen einer Marienkapelle trägt, zu welcher früher viel gewallfahrtet wurde. Oberhalb Alken führt der breiter werdende Strom reichen Feldern und Wiesen entlang, bis auf dem linken Ufer das freundliche Pfarrdorf Löh mit seiner alterthümlichen Kirche aus grünen Gehöften und Pflanzungen hervorragt, wo manches tapfern Ritters von Löh aus frühern Zeiten erwähnt wird. Wein und Obst gedeihen hier vorzüglich; Meierhöfe winken hier von der Berghöhe herab; nahe am Flusse oberhalb des Ortes ragen zwischen Rebengeländen die epheuumrankten Ruinen, der Sternburg empor. Auf dem rechten Moselufer eine halbe Stunde stromaufwärts liegt der recht anmuthige Ort Brodenbach. Weiter hinauf jenseit des Dörfchens ist ein nicht unbedeutender Steinbruch, neben einem Bergbache reich an Forellen.

Ernste Ruhe spricht hier die Gegend aus und ein Frieden bemächtigt sich des Gemüthes, den man im Leben so oft vergebens sucht. Hier öffnet sich von dem beträchtlichen Bache in zwei Armen durchflossen, eine anfangs finstere Schlucht, welche sich aber bald zu einem anmuthigen Wiesenthale ausdehnt. Einzeln stehende Mühlen, blumige Wiesen, Baumgruppen und Weinpflanzungen, Steinklippen, Nachtigallen- und Amstelgesang begleiten uns in der reizendsten Abwechselung, bis ungefähr drei Viertel Stunden von der Mosel entfernt ein gewaltiger Bergkegel die Aussicht schließt. Auf seinem waldigen Rücken ragen über grüne Baumkronen die Trümmer der Ehrenburg hervor, welche in historischer Beziehung vielleicht eine der interessantesten Burgen Deutschlands ist. Man sieht freilich jetzt nichts mehr als Trümmer, aber auch diese Trümmer, rings von Bäumen und Gesträuchen umgeben, nehmen sich wahrhaft schön aus und geben das eigentliche Pikante der Ritterzeit mehr und ergreifender, als alle andern Burgen und Ruinen der Umgegend. Es ist, als ob sich das Thun und Treiben der Männer, die dort einst gehaust, dem Blicke deutlich vergegenwärtigte, und als müßte man jeden Augenblick noch den stahlgeharnischten, von seinen Knappen gefolgten Gebieter dort den schmalen Schneckenpfahl heraufsprengend, auf uns zu-

kommen ſehen, ſo klar und tief greift das Bild jener Trümmer uns in die Seele. Ritter von Ehrenburg, ein tapferes Geſchlecht, kommen faſt bei allen Kreuzzügen vor; ſie hatten Fehden mit den trierer Erzbiſchöfen, den Grafen von Sponheim und der Stadt Coblenz, welche ſie einmal anſteckten, ſo daß ein großer Theil derſelben abbrannte. Das Rittergeſchlecht erloſch 1396, worauf nacheinander Schöneberg und Pyrmont, die Herren von Elz, Quad, Clodt und zuletzt die Freiherren von Stein zu Naſſau in deſſen Lehnſitz gelangten. Am Fuße des Schloßberges liegt ein kleines Dörfchen, welches von der Bergveſte ſeinen Namen trägt.

Wir geben hier die Sage einer der letzten Ritter von Ehrenberg.

Friedrich, ſo hieß dieſer, war von Natur ſchön und kräftig gebildet und hatte viel ritterliche Galanterie gegen die Damen, deshalb durfte man bei den übrigen Vorzügen, die er, vermöge ſeiner Stellung, als der mächtige Herr von der Ehrenburg, bieten konnte, ſich nicht wundern, den ſtolzen Mann in der Damenwelt ſehr accreditirt zu finden. Friedrich war gewandt und geiſtreich und belebte ſo eine jede Geſellſchaft, die er beſuchte; dabei hütete er ſich wohl, ſein abſtoßendes Weſen hier zu zeigen, und wie jähzornig und hart, wie eigenſinnig und willkührlich er ſonſt war, davon ſah

man im geselligen Kreise nichts, und fand nur, was er freilich auch war, den liebenswürdigen galanten Ritter. Deßungeachtet schlug ihm aber gerade das Herz, das er am meisten für sich schlagen wünschte, das Herz der sanften und frommen Adelheid, am wenigsten; ob auch manches andere zarte Mädchen den herrlichen Mann mit heimlichem Sehnen kommen, mit einem bangen Seufzer scheiden sah.

Adelheide war die Tochter des Grafen Rudolph, eines älteren Waffengefährten Friedrichs; denn Friedrich war kein Edelknabe von 20 Jahren mehr, er hatte sich schon im Felde versucht, und in des Kaisers Gefolge bewiesen, daß er des Ritterschlages würdig sei. So war er, seinen Freund, den Grafen in Wittlich, zu besuchen ausgezogen, und ließ dort, was er gewiß nicht geahnt hatte, sein Herz zurück.

Adelheid sah ihn, hörte ihn gern, aber sie fühlte keine Liebe für den Mann, der ihr, bei ihrer einfachen Erziehung, zu vornehm, zu kalt schien. Friedrich — gewohnt überall zu siegen, selbst eh' er es noch wollte, bemerkte recht gut, daß er Adelheid gleichgültig für ihn ließ, nur deste leidenschaftlicher suchte er sie zu besitzen. Geliebt oder nicht geliebt, am Ende gleich viel, er entdeckt sich dem Vater, dem Freunde, und willig gab Rudolph ihm seinen Segen; denn die Partie gehörte zu den glänzendsten im Lande. Adelheiden wurde,

nach der Sitte der damaligen Zeit, nur gesagt, daß Friedrich ihr Verlobter sei, und sie erwiederte, ebenfalls nach der Sitte der damaligen Zeit, diese Anzeige mit einem sittsamen Knix, während sie mädchenhaft erröthete. Bald kam auch der Hochzeitstag heran, und die Vermählung wurde mit dem einem solchen Bräutigam gebührenden Glanze vollzogen. Dreihundert Gäste von nah und fern mußten das Fest, das acht Tage dauerte, verherrlichen, und so wie die holden Mädchen still bei sich die glückliche Adelheid beneideten, gestand sich andererseits wieder die junge Männerwelt, daß Friedrich wirklich ein herrliches Weib habe. Am meisten von Allen fühlte dies vielleicht des Bräutigams jüngerer Bruder Heinrich, der weniger auffallend schön, als Friedrich, dennoch etwas sehr Einnehmendes in seinen Gesichtszügen hatte; ein leiser Anflug von Schwärmerei machte dies noch interessanter, und in unsern Tagen würde Heinrich unbedingt den Rang vor seinem Bruder, und bei jeder Dame vor diesem den Sieg davon getragen haben; damals aber imponirte die Stärke, die Kraft, und ein weibischer Mann, wozu man alle diejenigen rechnete, die nicht mit kaltem Blute einige Dutzend Köpfe herunterhauen und seinem besten Freund um geringer Ursache willen, das Schwert durch den Leib rennen konnte, war ein zwitterhaftes We-

sen, das sich nur in seltenen Fällen der Theilnahme des schönen Geschlechts erfreuen konnte; deshalb machte auch Heinrich kein Glück, und wenn er neben dem herkulischen Friedrich stand, so schien ihm höchstens ein mitleidiges Achselzucken zu werden.

Nicht aber so Adelheid; das bescheidene stille Wesen des jungen Mannes, der leise Kummer, der aus den hübschen Augen, von der gefurchten Stirn sah, und alles was er that, was er sagte und zu fühlen schien, alles das machte auf sie einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllte ihre Brust mit inniger Theilnahme für ihn. Aber bei der Theilnahme blieb es auch, denn mochte sie immerhin mit einem unterdrückten Seufzer fühlen, daß sie mit Heinrich, der so ganz für sie geschaffen war, glücklicher sein würde, als mit dem Gatten, so war sie doch einmal mit unauflösbaren Ketten an diesen gebunden und hatte für den Schwager nur — Freundschaft.

Friedrich führte seine junge reizende Gattin auf Burg Ehrenburg ein, und die Vasallen kamen herbei, ihr zu huldigen.

Er war stolz darauf, die schönste Frau der Gegend, vielleicht des ganzen Landes zu haben und Alles bestätigte ihn darin noch mehr.

Die Flitterwochen verstrichen unter Besuchannehmen und Besuchabgeben, und Adelheid fand in ihm noch den galanten, zärtlichen Lieb-

haber; als aber diese Zeit vorbei war, sie sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich blieb, nämlich zuvorkommend, höflich und willig für seine Wünsche, aber ohne Liebe, ohne Leidenschaft, wurde er nach und nach ernster, kälter, hörte auf ihr zu schmeicheln, sah sie finster an und zog sich endlich mehr von ihr zurück; wild stürmte er hinaus in den Forst, durch die Berge zu jagen, und oft kam er in vielen Tagen nicht mit ihr zusammen. Sie wurde nachdenkend; aber es schmerzte sie wenig, sie liebte ihn ja nicht und wußte in ihrem Betragen gegen ihn nichts zu ändern. Im Gegentheil, es war ihr dieß Verhältniß lieber, als jenes frühere; denn ungestört konnte sie nun ihren Träumereien nachhängen. Aber wie das Erste war auch das Zweite nur vorübergehend gewesen, und er warf die Maske, die er noch vorgenommen, jetzt plötzlich von sich. „Wozu mich verstellen?" — fragte er sich selbst — „ich bin des Gaukelspiels müde und will mich zeigen, wie ich bin."

Arme Adelheid! das hattest du wohl nicht in ihm gesucht, das hatte auch dein edler Vater nicht geglaubt, sonst wärest du wahrlich nicht seine Gattin geworden!

„Ich weiß es wohl!" — sagte er zu ihr — „daß Ihr mich nicht liebt, daß Ihr mich geheirathet habt, weil Euer Vater dies gewünscht, und — weil Ihr selbst vielleicht den Wunsch hattet, groß und geachtet zu werden;

aber Ihr sollt Euch doch verrechnet haben, wenn Ihr auch den Mächtigsten im Lande Euch in ritterlicher Galantereie unterthänig glaubtet; ich konnte meinen Stolz bezwingen und Euch so manches Opfer bringen; aber der Mann, dem tausend Weiberherzen sonst entgegenschlugen, und dem die Ersten in Deutschland sich freudig hingeben würden, der glaubte auch ein Recht auf die Liebe der Einen zu haben, die er allen andern vorzog und zu sich empor hob. Ich wollte Euch nicht übereilen und ließ Euch bis heute Zeit; aber jetzt ist meine Ruhe, meine Geduld am Ende. Unser Verhältniß wird sich in soweit ändern, daß Ihr in mir — nicht den Geliebten, nein! der sollte ich Euch ja nicht sein — sondern den Herrn, den Gebieter zu sehen habt, und auch die kleinste Gunstbezeugung nur eine Gunstbezeugung ist, die Ihr von mir zu erbitten wissen werdet. Ich will Euch Zeit lassen, in Eurer Kammer zu überlegen, was besser war: des Herrn Sklavin oder des Herrn Herrin zu sein. Jetzt geht und verlaßt Euer Zimmer nicht, ohne meine Erlaubniß."

Er gieng und ließ sie betroffen, erschrocken stehn. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume? ob es möglich sei, daß ihr Gatte in solchem Tone mit ihr gesprochen habe, oder ob —? da trat, um sie zu überzeugen, einer der alten Diener des Ritters, der Ker-

kermeiſter Filiot, mit einem Geſicht das der Teufel ſelbſt hätte für ſich beneiden können, zu ihr heran und erſuchte ſie, ihm auf ihr Zimmer zu folgen da er Befehl habe, ſie dort zu verſchließen, und entſetzt erkannte ſie ihre Lage.

Mit Thränen verlebte die Unglückliche ihre einförmigen Tage, deren keiner ihr die mindeſte Freude brachte; aber auch der Ritter fühlte ſich nicht froh, mogte er in dem Gewühle der Zerſtreuung, in dem Jubel der Jagd für den Schmerz, den er nicht bekämpfen konnte, Erleichterung ſuchen — es preßte ihm nur um ſo heftiger die Bruſt zuſammen, und oft ſprang er Nachts wild von dem Lager, auf dem er vergeblich die Ruhe der Seele hoffte, empor und ſchritt, wie ein ſchreckbringendes Geſpenſt, durch die Säle des Schloſſes.

Da kam der Ruf nach Ptolemais wie erwünſcht, er bereitete Alles zu ſeiner Abreiſe vor, befahl dem alten, hämiſchen Filiot ſeine Gemahlin, die er gegen jeden für krank ausgab, ſtrenge zu bewachen; übergab ſeinem Bruder Heinrich, der zu Trier wohnte, ſeine Beſitzung proviſoriſch und beſtimmte ihn, für den Fall, daß er nicht wieder heimkehren ſollte, zum Erben aller dieſer Güter.

„Und deine Gattin?“ — fragte Heinrich verwundert — „mich dünkt, ſie ſteht dir doch näher, als ich?“

„Schweig von ihr„ — fiel Friedrich ernſt

und befehlend ein — „komme ich nicht wieder, so mag sie zu ihrem Vater zurückziehen, sie hat keine Ansprüche an mein Herz, sie kann auch keine an meine Reichthümer haben. Doch — sie wird vielleicht einen andern Ausweg wissen und hoffentlich mich nicht überleben; sie soll, wie ich höre, beständig kränkeln; ich habe sie lange nicht gesehen. — Stirbt sie, wohl, so wird sie begraben, und ich will nichts dagegen haben, daß sie in unserer Gruft beigesetzt werde."

„Du hast sie lange nicht gesehen?" — fragte Heinrich verwundert — „und doch ist sie krank? und sie hat keinen Anspruch an dein Herz? — wie verstehe ich das? — und ich sollte dein Erbe sein, wenn du selbst vielleicht beerbt, und ein Sohn —"

„Schweig!" — donnerte ihm Friedeich mit wildrollenden Augen zu — „schweig! ich befehle es, wenn du nicht den Bruder dir in den bittersten Feind verwandeln willst. Es bleibt bei dem, was ich darüber bestimmt habe, und nun kein Wort weiter."

Heinrich, der sanfte stille Heinrich vermochte nicht, dem Bruder zu widersprechen, und wie heftig er sich auch erschüttert fühlte, war er doch von jeher Gehorsam gegen den Aeltern gewohnt gewesen. Friedrich reichte ihm ohne Gefühl die Hand, die Heinrich innig gerührt ans Herz drückte, warf sich dann auf das

wiehernde Roß, auf dem er, gefolgt von einigen hundert Vasallen, den Berg hinab und weiter den Wiesenpfad durch die Thalschlucht nach dem Strome sprengte.

Stumm sah ihm Heinrich nach und blieb noch lange auf der Stelle stehen, die ihm durch Friedrichs Abschied wichtig geworden. Dann aber ging er langsam ins Schloß zurück und auf sein Zimmer, sich seinen Gedanken, seinen wechselnden Empfindungen zu überlassen.

Adelheid sollte Friedrichs Liebe nicht verdienen? — sie, die so ganz dazu geschaffen, einen Mann zu beglücken, sie sollte ihn kalt gelassen haben? o wenn er, er selbst — halt! was war das? Adelheid war die Gattin, war das Eigenthum seines Bruders und mogte dieser auch ihren Werth verkennen, ihm sollte sie unantastbar, heilig bleiben.

Die ersten Tage ging er still umher und wagte nicht, nach ihr zu fragen, er wollte sie, wo er sie fände, vermeiden, wollte mindestens nicht mit ihr sprechen, und wünschte deshalb, ihr nicht zu begegnen; desungeachtet glaubte er sie bald auf dem Hofe, bald im Garten, bald im Schlosse selbst zu bemerken, bis er sich immer getäuscht fand, und nun erst fiel ihm ein, daß sein Bruder gesagt, sie sei krank, und sogar die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß sie bald sterben würde. Jetzt konnte er sich nicht länger bezwingen, es war ja Theilnahme,

war Pflicht, der hülfloſen zu nahen und Hülfe zu ſchaffen. Er fragte nach ihr, man zuckte die Achſeln und ſchwieg; er fragte dringender, man verwieß ihn an den Kerkermeiſter Filiot. „Was kann denn der mit der Burgfrau zu thun haben?“ — er nahm nun einen der andern Diener vor, und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit geſtehe, mit harter Strafe, und erfuhr — was er für unmöglich gehalten hatte. Seit drei Monaten war die Arme, wie eine Gefangene in ihrem Zimmer verſchloſſen worden, ohne ein anderes menſchliches Weſen, als den Filiot zu ſehen, der ihr Koſt gebracht hatte, und auch die kleinſte Bitte hatte man ihr kalt und gefühllos verweigert. So ruhig und ſanft auch Heinrich immer war, ſo empörte ihn doch eine ſolche Handlung, und er beſchloß, ihr die Freiheit zu geben, möge auch daraus entſtehen, was da immer wolle.

„Wo iſt die Burgfrau?“ redete er den Burghort oder Schließer an, den er ſogleich zu ſich rufen ließ.

Filiot zuckte die Achſeln, ſah vor ſich nieder und ſchwieg.

„Werde ich bald Beſcheid erhalten?“ — wiederholte Heinrich in ſtrengerem Ton — „wo iſt meines Bruders Gattin?“

„Das iſt meine Sache, Herr Ritter,“ — antwortete Filiot jetzt — „mir iſt ſie vom Herrn übergeben.“

Da faßte Heinrich, sich selbst vergessend, den alten Sünder bei der Gurgel, schüttelte ihn, daß ihm alle Knochen im Leibe knackten, und donnerte ihm zu: „Wirst du bekennen, Schurke?“

Das half, Filiot zog den Schlüssel vor und bat den Erzürnten, ihm zu folgen. Hastig öffnete der Ritter selbst das Zimmer und sah — Gott im Himmel! war das möglich! — sah das gramgebleichte Geschöpf, keine Spur mehr des einstigen herrlichen Mädchens, wie es vor einem halben Jahre so frisch und blühend vor ihm gestanden hatte.“

„Adelheid!“ — rief er erstarrt — „Adelheid! arme Adelheid! man hat mit Euch schrecklich verfahren. Gott sei gelobt, daß es mir vergönnt war, Euch zu retten.“ — Er wußte selbst nicht wie, aber er öffnete die Arme, ging auf sie zu, und sie — vielleicht von den nämlichen Gefühlen ergriffen, sank ihm mit einem Ausruf der Freude ans Herz.

Filiet stand in der Thüre und sah die Scene mit an, „gut,“ — dacht' er — „der Herr hat sich zu seinem Stellvertreter keinen besseren ausersehen können; muß doch weiter sehen, was daraus wird. —

Die Umarmung, der Kuß vielleicht auch, hatte beide in einem Augenblick näher gebracht, als sie vielleicht sonst bei der gegenseitigen Schüchternheit, und bei beider Begriffe von Ehre und Tugend in einem Jahre gekommen

sein würden. Nun aber einmal die Bahn gebrochen, siegt auch die Liebe vor allen andern Gefühlen, und Heinrich gestand ihr, wie er seit jenem Tage, da er Abschied von ihr genommen, nur ihr Bild im Herzen getragen, und nichts als sie gedacht gewünscht habe, und leise aber innig drückte sie ihm die Hand und sagte in diesem Drucke vielleicht, daß sie das alles erwiedere. Er erzählte ihr dann von der Abreise seines Bruders und nannte ihr seine letzten Worte, und sie zeigte sich erstaunt, da sie durchaus nichts davon erfahren. Man pries das Geschick, daß es so gekommen wäre, und wollte, um sie nur in Sicherheit zu bringen, dem Grafen, ihrem Vater, sogleich einen Boten mit der Nachricht von der Behandlung ihres Gemahls schicken und ihn bitten, sie sogleich zu sich zu nehmen. Was sie später noch für Wünsche und Hoffnungen daran knüpften, möge dahin gestellt bleiben; wahrscheinlich ist es indeß wohl nicht, daß Heinrich zu Ehrenburg und Adelheid in Wittlich bleiben wollten. Bis zur Antwort des Vaters schwur ihr der Ritter Schutz und reichte ihr jetzt den Arm, sie hinaus in die Luft zu führen, die sie so lange entbehrt; da merkten sie erst, daß halb und halb vor der Thüre Filiot sie belauscht habe, und Heinrich wollte ihn, zur Sicherheit und da er es reichlich verdient habe, in den Thurm werfen lassen; sie bat aber für ihn, und erhielt ihm dadurch die Freiheit.

Gerührt küßte der Teufel der gnädigen Gebieterin die Hand und versprach ihr diese Huld zu lohnen; und er hielt auch treulich Wort, denn noch eh' der Knappe auffaß, um in Wittlich dem Grafen die Gefangenschaft der Tochter und deren weitere Plane zu melden, war schon längst ein anderer mit seiner Meldung dem Burgherrn nach, der ihm für dringende Fälle eine solche Zusendung geheißen hatte.

Schon war Erzherzog Leopold, zu dessen Heere Friedrich mit den Seinen gestoßen, an der Gränze der Schweiz, da trat höchst aufgeregt der Ritter von Ehrenburg zu ihm heran und bat um einen Urlaub von mehreren Tagen; dann sprengte er aber, nur von zwei Knappen begleitet, nach seinem Schlosse zurück.

„Der Herr ist wieder hier," — hieß es eines Morgens auf der Burg, und alles zitterte vor seinem Auftreten; bald aber wurde man anders belehrt; er war da gewesen, um noch ein Geschäft abzumachen, daß er bei seiner Abreise vergessen hatte und lange vor Tage war er schon wieder zum Heere des Prinzen fort.

Noch wußte keiner aus dem dunkeln Gerüchte klug zu werden, und forschend blickte man umher, die Wahrheit zu erspähen, da kam von der Mosel her aufs neue ein Trupp Reiter, kam näher und näher, und man erkannte an den hellblauen und gelben Farben den Gra-

Rudolph, des Burgherrn Schwiegervater zu Wittlich, mit dem er seit längerer Zeit gespannt und getrennt gelebt hatte.

Ehrerbietig trat man ihm, der die Liebe des Landes genoß, entgegen, aber zornig warf er das blitzende Auge um sich und fragte dann: „Wo ist meine Tochter, die Burgfrau?“

„Gewiß in ihrem Zimmer,“ — antwortete man ihm und führte ihn die Stiegen zu Adelheidens Schlafgemach hinan. Filiot öffnete lächelnd die Thüre und zeigte sie ihm — im Sarge.

Am Abend desselben Tages sah man zwei Trauerzüge den Berg hinabziehen, in der Mitte des ersten fand man den Sarg Adelheids, und den zweiten bildeten die Freunde Heinrichs, der von ihnen dem Mordneste entführt wurde, um auf den eigenen Besitzungen bei Trier beerdigt zu werden. Beide waren in einer und derselben Nacht gestorben.

Nach zwei Jahren kehrte Friedrich zurück, aber es war nicht mehr der starke, blühende Mann, es war nur des früheren Schatten. Scheu und unstätt irrte er am Tage durch die Felder und Dörfer seiner Herrschaft; scheu und unstätt lief er Nachts durch die Säle seines Schlosses. Er ließ sich sein Bett von einem Zimmer zum andern bringen, und zwei Knappen vor demselben Wache halten. Deßungeachtet hielt er sich nicht sicher, und nahm

ſein groſſes Schwert immer mit ſich zu Bett. Eines Tages fuhr er den treuen Filiot barſch an, und beſchuldigte ihn, von ſeinem ganzen Unglück die Urſache zu ſein. Filiot, der alle Welt, nur ihn nicht, verrathen hatte, ſchien unwillig zu werden, und wollte gehen, da rannte ihn der Ritter mit ſeinem Schwerte zu Boden und lieſs ihn, noch nicht ganz todt, den Berg hinab werfen.

Mit jedem Tage wurde ſein Zuſtand toller, nur wenn er Blut ſah, wurde er ruhig, und zitternd lief ihm alles Stunden weit aus dem Wege. Da lieſs er einen Seitenverwandten zu ſich kommen, ſchenkte ihm die Ehrenburg und alle anderen ihm zugehörigen Beſitzungen, und zog wieder zum Heere des Kaiſers ins Feld, wo er in der erſten Schlacht den Tod ſuchte und auch fand. Sein Name blieb aber noch in ſpätern Jahrhunderten der Schrecken der Burg, wie der Gegend, und erſt in neueren Zeiten, als andere Familien die Güter beſaſsen, erloſch das grauſige Andenken an ihn.

Der letzte Ritter von Ehrenberg.

Der Ritter ſprengt in's Thor hinein,
Es ſchau't ſittig das Jungfräulein.
„Herr Graf, ich biet' euch gute Zeit,
Gebt mir zum Weib die holde Maid."

„„Und wollt ihr, Herr Ritter, das Mägdlein frei'n,
Sagt an, was ſetzt ihr dagegen ein?""
„Mein Schloß, mein Name, mein gutes Schwert,
Was ich habe, ſei ihr zum Brautſchatz beſcheert." —

„„Eu'r Schloß iſt ſtattlich, eu'r Nam' iſt gut:
Doch dünkt mich, ihr ſeid noch ein junges Blut,
Eur Schwert das glänzt noch gar blank und gar neu,
Wo's ſcharf ging, da war's wohl noch ſelten dabei.""

„„Herr Ritter, und wollt ihr mein Töchterlein frei'n,
So ſchlagt in die Kling' erſt Scharten hinein,
Zieht aus gen Koblenz, verbrennt mir die Stadt,
Dann wird vielleicht einſt zur Hochzeit euch Rath.""

Es ſpricht's der Graf und lacht voll Hohn;
Der Ritter ſprengt in Eil davon,
Die Grafentochter ſo lieblich ihm ſcheint, —
Von Stund' an wird er der Städter Feind.

Und ein grimmiger Streit entzündet ſich draus,
Sie kämpfen wohl manchen blutigen Strauß,
Die Städter berennen vergebens das Schloß;
Er rückt vor die Stadt mit Mann und Roß.

Und ſtürmt die Mauern und bricht das Thor,
Und ſchwingt die lodernde Fackel empor;
Zweihundert Häuſer die brennen an:
Das hat der Ehrenberger gethan.

Drauf kehrt er zurück, und fordert die Braut;
Die hat unterdeß ſich dem Himmel vertraut,
Den Frevel büßend an heiligem Ort,
Den verſchuldet des Vaters eiliges Wort.

Trüb ſitzt der Ritter auf ſeinem Schloß,
Von ſeinem Stamm der letzte Sproß.
Wohl nimmt er ein Weib ſich, doch Frieden und Glück
Kehrt nimmer in ſeine Seele zurück.

E. Floris.

Kehren wir wieder zum Moſelgeſtade zurück, wo ſich das rechte Ufer, oberhalb Brodenbach, zu einer baumbeſchatteten fruchtreichen Ebene ausdehnt; am jenſeitigen Geſtade aber thürmen ſich ſtarke Felſen in mannigfaltigen Geſtaltungen dicht am Fluſſe empor; hier, wo einſt Hatto, Erzbiſchof von Mainz, den Weg durch die Felſen ſprengen ließ, wechſeln mühſam angelegte Rebenpflanzungen mit Buſchwerk, bis bald darauf die Berge zurücktreten und einen weiten Keſſel bilden, in welchem zwiſchen Feldern,

Bäumen und Gartenhecken das freundliche Dorf Hatzenport liegt, und mit seinen recht hübschen Häusern und seinem alten, von der Höhe herabsehenden Kirchthurme einen recht angenehmen Anblick gewährt. Von beiden Seiten, aus dem Hundsrücken sowohl, wie aus der Eifel, münden sich hier kleine Bäche. Von Hatzenport führt durch die Berge eine Straße hinauf nach Münstermaifeld, die noch aus der Ritterzeit herstammt. Eine halbe Stunde aufwärts des Stromes erhebt sich auf einem runden Berge die Ruine des Bischofsteins. Die Reste der Burg bestehen aus einem starken Thurme. Den Bau des jetzigen Schlosses setzt man in das Jahr 1270. Schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts soll Erzbischof Nicetius durch italienische Baumeister hier ein prachtvolles Schloß haben erbauen lassen; etwas tiefer liegen zwei verfallene Kapellen, eine von gothischer Bauart.

Schloß Bischofstein.

Auf Feld und Fluren senkte sich der Abend
Und Burg und Thal und Schlösser hüllt' er ein
Und an des Felsens dunkelgrauem Schiefer
Brach sich der Sonne letzter Feuerschein.

Und bald erschien in sanftem Schlaf die Erde,
Wie ausgestorben schien die Welt zu sein;
Nur auf der Burg sah man sich's emsig regen
Und Leben herrschte von dem Bischofstein.

Und jetzt der Ritter mit dem dunkeln Schilde
Und stahlgepanzert, seiner Schaar voran,
Und folgen ihm die Knappen und die Diener
Und seine Reis'gen alle, Mann für Mann.
Und als vorbei dem Mutter-Gottesbilde
In der Kapelle sie am Berge ziehn,
Da sieht man ernst und andächtig sie beten
Und gläubig vor dem Heiligsten sie knien.

Dann aber steigen sie hinab zum Strome
Und bergen heimlich sich im Uferwall,
Denn ihrem Feinde galt es aufzulauren,
Drum horchen sie auf fernen Hufes Schall.
Ein wilder Raubgraf, druben aus den Bergen
Zog neuer Fehde, nach dem Mayfeld hin,
Ein Läst'rer gegen Gott und gegen Kirche,
Bekehrte nichts den starren Eigensinn.

Da that der Bischof selber ein Gelübde,
Zu ruhen nicht, bis er den Feind besiegt,
Der seiner Unterthanen Frieden störte
Und ihm, das Land mit Grausamkeit bekriegt.
Und zog von Trier her zum Bischofsteine,
Umgürtet sich mit Stahl- und Ritterschwert,
Wirft einmal noch sich vor dem Kreuze nieder,
Daß der Erlöser freundlich ihn erhört.

Und kaum daß er am Ufer sich verborgen,
Hört er von fern die Raubgesellen nahn
Und ordnet still und heimlich seine Schaaren
Und sperrt geschickt ihm so die weitre Bahn.
Denn als der Graf den Fuß zur Erde setzte,
Fühlt er von allen Seiten sich umringt,
Und unnütz wird ihm jede Gegenwehre,
Wo man vereint in seinen Haufen dringt.

Da läßt der Fürst ihn schnell in Fesseln schlagen
Und führt ihn so zum Schlosse Bischofstein
Und wirft ihn hier, dem Laster zum Exempel
Tief in den Kerker seiner Burg hinein.
Doch jetzt versammelt er die Seinen alle,
In deren Blicken Lieb' und Freude glühn:
„Die gute Sache, Kinder, half uns siegen,
Laßt uns im Dankgebete niederknien!" —

Das rechte Moselufer ebnet sich hier z
einem weit lachenden Thale von steilen Berg
umlagert; hier mündet der Beybach, an dess
Ufer die durch eine Brücke verbundene Dörf
Rhom und Burgen sich hinauf ziehen. D
Thal ist hier von Felsen eingeschlossen, und m
sieht kaum, wohin die Mosel fließt. Oberha
Burgen sehen wir wieder eine grüne Flußins
und oberhalb derselben öffnet sich links ein fruc

bares Thal, worin das wohlhabende Landungsdorf Moselkern liegt. Rings umgibt den Ort eine üppige, zu Gartengewächsen und Obstbaumanlagen benutzte Landschaft. Oberhalb des Ortes mündet sich das Flüßchen Elz, einer der größten Bäche in dieser Gegend, die der Mosel zufließen. Eine neue, erst jetzt erbaute Brücke führt über dieselbe dicht an der Mündung. In diesen Krümmungen und Bogen läuft das Flüßchen nun bald zwischen himmelhohen nackten Felsen, so daß man über den plötzlichen Wechsel vom Schaurigen zum Schönen, vom Rauhen und Wilden zum Angenehmen aufs Höchste ergriffen, sich unwillkührlich zum Stillstehen, zum Sehen und Bewundern hingezogen fühlt. Lohnend ist dem Freunde der Naturschönheiten der Besuch dieses romantischen Elzthales, welches neben dem Birkenauer Thale im Odenwalde und dem obern Murgthale in Deutschland seines Gleichen nicht finden mag. Freundliche sanfte Anblicke wechseln mit wildromantischen Gruppen, bis endlich, vom Moselufer eine kleine Stunde landeinwärts, zwischen finstern Wäldern, auf einer zu drei Seiten von der Elz umspühlten Felsenklippe, sich die noch bewohnte Burg Elz vor dem überraschten Wanderer emporthürmt. Prof. Klein sagt hierüber: Neben dem Eingange befindet sich die kleine Hauskapelle. Gegenüber schließt ein zerfallenes, dachloses Burghaus den Raum. Links ragt

ein beſſer erhaltenes hoch auf. Gothiſches Aeußere, antike Erker, beſtaubte Fenſter, Sammelplatz zahlreicher Spinnen, verrammelte Thüren geben ihm etwas Unheimliches. Rechts ſteht das Hauptgebäude, aufgeführt theils auf Felſenfundament, theils auf alten Subſtructionen. Es rührt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, ſeitdem, wie ſich auf den erſten Blick ergibt, von keinerlei gewaltſamen Verheerungen getroffen. Der gefällige Verwalter des Grafen mit dem Hausgeſinde wohnt darin. Treppe auf, Treppe ab, geht es durch Säle, Zimmer, Stuben und Stübchen: bald links, bald rechts wenden, durchſchneiden, begegnen ſich die Gänge. Eine friedliche Zeit hat daran gebaut, wieder gebaut und verändert, je nach dem Geſchmack, Bequemlichkeit oder Bedürfniß dem jedesmaligen Beſitzer den Plan vorzeichnete. Das ganze Innere eines vormaligen Burghaushaltes liegt offen. Auffallend ſind die ungeheuern Kamine, welche eine Pferdelaſt Holz aufnehmen: die Wälder müſſen unerſchöpflich geweſen ſein. Abbildungen von Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen ſchauen drohend, ernſt, freundlich von den Wänden: ſchwarz-, braun-, blondlockigte Köpfe, darunter wahrhaft ſchöne Formen. Muth, Kühnheit, Hochſinn ſprechen ſich in den meiſten aus. Geharniſcht und gehelmt, oder häuslich gekleidet, begrüßen ſie uns in dem Schmucke, in welchem ſie zum Kampfe zogen,

oder die Huldigungen ihrer Treuen empfingen Antikes, mitunter kunstvolles Hausgeräthe wechselt mit modernem. Der Waffensaal enthält noch vieles Merkwürdige: Turniersättel, Lanzen, Schwerter, Pfeile, Sturmhauben u. s. w. Unter den Harnischen befindet sich ein weiblicher, von einer kleinen Kugel durchlöchert. Die frühere vollständige Sammlung wurde bei Gefahr des ersten französischen Einfalles 1791 nach Mainz geflüchtet: dort soll sie zu Cüstine's Zeiten verkommen sein, ohne daß man ihr weiteres Schicksal kennt. In derselben waren mehrere mit dem Kreuze bezeichnete Rüstungen Elzer Ritter, welche mit Kaiser Friedrich I. nach Palästina zogen. Eine schöne Hinabsicht gewährt das Gärtchen. Unten beschreibt die krystallhelle, forellenreiche Elz einen Silberbogen durch das schimmernde Sammetgrün der Wiesen, auf welche Waldung und Buschwerk von Berggipfeln und Abhängen dunklere Schatten werfen. Eine schmale Steinbrücke, schöne Malerstaffage, führt über das Flüßchen: einige ländliche Hütten verstecken sich zur Hälfte in den Wendungen des Ufers. Oekonomiegebäude und Stallungen ziehen sich auswärts am Schlosse hin. Auf der andern Seite des Felsens, aber tiefer als dasselbe, beobachtet eine alte schwarze Vertheidigungsmauer mit Thürmen den Thalgrund. Wo der Burgpfad, zum Fahrwege erweitert, gegen das Maifeld ansteigt, springt

ſchroff eine ungeheure Felsmaſſe hervor. Sie überſieht Elz aus der Nähe und beherrſcht die Gebirgsgegend weithin. Auf dieſelbe ſtellte, bei der langwierigen Blockade des Schloſſes, während der bekannten Elzer Fehde, Erzbiſchof Balduin ſeine Gegenveſte „Baldenelz“ oder „Trutzelz.“ Sie hängt in der Höhe wie ein Adlerneſt, indem ihre ſtarken Mauern ſich theilweis bis jetzt erhalten haben: ein trefflicher Standpunkt für Naturfreunde. So immerwährend Meiſter aller Verbindungen der Burg, konnte der Erbauer leicht die trotzigen Ritter zur Nachgiebigkeit nöthigen. Bei der Sühne 1336 übergab er die Veſte als trieriſches Lehn den Elzern ſelbſt, die aus eigenen Mitteln dieſelbe mit unzertrennbaren Gütern verſahen und zu den Titeln Herren auf Elz, jenen der Burggrafen auf Baldenelz fügten.

Das reichsunmittelbare Schloß Elz war das Beſitzthum einer anſehnlichen und ſpäter ſehr ausgebreiteten Ritterfamilie. Schon im 10. Jahrhundert erſchienen Herren von Elz in den Turnierbüchern; 1160 kommen ſie zuerſt urkundlich vor. Um 1180 lebte Konrad, Herr zu Elz. Seine Enkel theilten ſich in zwei Linien: der eine, Konrad, führte einen gelben, der andere, Wilhelm, einen weißen Löwen. Später entſproſſen aus ihnen noch die Linien Elz-Kempenich, Rübenach, Pyrmont, Rodendorf, Langenau, Blieskaſtel u. A. Noch jetzt blühen die

Grafen von Elz-Kempenich, die Besitzer der Stammburg, und die freiherrliche Familie von Elz-Rübenach, jene mit dem gelben, diese mit dem weißen Löwen. 1336 hatten die Ritter von Elz, in Verbindung mit denen von Ehrenberg, Schönecken und Waldeck, eine heftige Fehde mit dem Erzbischof Balduin von Trier, in welcher dieser zwar Sieger blieb, die Herren von Elz aber, oben erwähnt, ihrem Titel noch den der Burggrafen von Balden-Elz zufügten. 1354 verloren sie ihre Reichsunmittelbarkeit, indem in diesem Jahre der Kaiser Karl IV. dem Erzstift Trier das Eigenthum des Schlosses Elz übertrug und die Gauerben anwies, ihre sämmtliche Reichslehen, wozu auch das in der Nähe gelegene Dorf Wirschem gehörte, fernerhin bei dem Erzstifte einzuholen. Georg von Elz erhielt auch noch 1542 von dem Erzbischof Johann Ludwig von Trier das Schloß Wernerseck bei Pleidt zu Lehen. Christoph von Elz 1563 von dem Herzogthum Luxemburg mit der Vogtei zu Rübenach und Bisholder (bei Winningen) belehnt, wovon diese Linie den Namen Elz-Rübenach annahm. Anton von Elz brachte 1581 von der Tochter des Georg von Schönecken die Herrschaft Kempenich an sich, woher er und seine Nachkommen den Namen Herren und später Grafen von Elz zu Kempenich führten. — In den schrecklichen Verheerungskriegen unter Ludwig XIV. blieb das Schloß Elz verschont, weil ein Herr

von Elz sich als Obrist bei dem Heere Vouffleurs befand. — Dem edlen Geschlechte der Herren von Elz entsproßen viele Glieder, welche auch geschichtlich merkwürdig sind. Bekannt sind Georg von Elz, als oberster Marschall von Preußen und Deutschordenscomthur zu Mainz und im Elsaß; Johann, Ordenscomthur zu Trier, und Heinrich zu Coblenz. Mehrere Elze fochten und fielen ritterlich gegen die Türken, als Ordensritter oder als Freiwillige im kaiserlichen Heere. Jakob von Elz war im 16. Jahrhundert Kurfürst von Trier, und Philipp Karl im 18. Jahrhundert Kurfürst von Mainz. Ein trefflicher Diplomat war Hugo Friedrich Elz, welcher bei dem Abschlusse des westphälischen Friedens als kurtrierischer Bevollmächtigter thätig war.

Der durchlöcherte Harnisch.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts lebte auf Elz die schöne Agnes, Tochter des Burggrafen. Schon in der Wiege verlobten sie, nach damaliger Sitte, die Eltern mit dem Söhnlein des Ritters von Braunsberg. Die Kinder wuchsen heran, schienen aber schlecht zu einander zu passen. Während das Mädchen

ſanft und geduldig nur ſelten von Leidenſchaften überwältigt wurde, verrieth der Jüngling eine Heftigkeit, ein Aufbrauſen, das ſich mit dem ſtillen Sinn ſeiner Braut übel vertrug. Sie waren jetzt in die Jahre gekommen, in welchen man den jungen Ritter öfters mit ſeiner Verlobten allein ließ, damit ſich ihre Herzen zuſammenfinden möchten. Obgleich das Mädchen ihren Vater oft unter Thränen bat, ihr Geſchick nicht an das des rauhen Mannes zu ketten, ſo ſtieß dieſer ſie doch kalt zurück, denn die Verbindung verſprach ihm allzugroße Vortheile. Der Tag, an welchem ſie im Beiſein der beiderſeitigen Familien mit einander verlobt werden ſollten, war herangekommen.

In dem großen Ritterſaal zu Elz ſaßen in ſteifer Tracht die Matronen, die geſtrengen Ritter ſo wie die jüngern Leute. Feſtlich geſchmückt harrte der junge Braunsberg ſeiner Braut. Endlich trat ſie in den Saal, allein ihrer kummervollen Miene, den verweinten Augen ſah man es deutlich an, wie ſchwer ihr der Gang wurde. Der Ritter runzelte die Stirn und geleitete ſie ziemlich unſanft zu ihrem Sitz. Dann begannen die Unterhandlungen; hin und her wurden Forderungen gethan und verworfen und der Burgſchreiber hatte vollauf zu thun. Mancher Bogen Pergament ward verkritzelt, ehe Alles in's gehörige Gleiß gebracht wurde. Agnes hatte Allem

mit peinlicher Unruhe zugehört; als sich aber Braunsberg erhob und ihr mit unfreundlicher Stimme den ersten Verlobungskuß abforderte, empörte sich ihr jungfräulicher Sinn und sie sträubte sich, dem ungeliebten Mann das Liebeszeichen zu gewähren. Da brach der lang verhaltene Grimm des Ritters tobend aus, mit heftigen Scheltworten strafte er die Ungehorsame, ja er vergaß sich in seinem Zorn so weit, daß er ihr den eisernen Handschuh in das zarte Gesicht warf. Das konnten die Elzer Herren doch nicht gleichgültig anschauen; die Brüder, die Vettern, ja der alte Burggraf selbst erhoben sich entrüstet, schon waren die Schwerter blank, als sich Agnes dazwischen warf und die Männer beschwor, den heiligen Burgfrieden nicht zu brechen.

Die Braunsberger zogen drohend ab und schon den andern Tag gelangte ihr Fehde- und Absagebrief auf Schloß Elz an. Ein langwieriger Kampf entspann sich, keine der Partheien gab nach, keine hörte auf die Ermahnungen der Erzbischöfe zu Köln und Trier. Ein volles Jahr dauerte nun schon die Fehde und noch war an keine Beilegung des unseligen Zwistes zu denken, als die Braunsberger die List zu Hülfe nahmen. Sie wußten den Burggrafen mit all seinen Söhnen und Vettern zur Belagerung ihrer Veste aus Elz zu locken, und während mithin die beste Mann-

schaft entfernt war, beschloß der verschmähte Bräutigam einen Ueberfall. Zu nächtlicher Stunde rückte er mit einer kleinen aber auserwählten Schaar den steilen Felsenpfad hinan. Vertraut mit allen Oertlichkeiten drang er in den vordern Hof, noch ehe der träge Wächter aus seinem Schlaf erwacht war. Hier aber ward die kühne Schaar durch das große innere Thor aufgehalten und ob ihres Tobens erwachte die ganze Besatzung. Agnes war die erste, welche von ihrem Lager aufsprang, sie stieß das Fenster auf und übersah, bei dem hellen Scheine des Vollmondes mit einem Blick das Drohende der Gefahr. Nur Eile und Entschlossenheit konnten hier retten; welch Geschick erwartete sie, wenn sich Braunsberg ihrer wieder bemächtigte! Dieser Gedanke beseelte sie plötzlich mit einem Muthe, der ihrem Geschlechte nur selten eigen wird. Sie riß den Prunkharnisch ihres jüngsten Bruders von der Wand, wählte das leichteste Schwert und stürzte, halb gewappnet, in den Burghof, wo die wenigen Mannen und Reisigen rathlos beisammen standen. Als sie die geliebte Tochter ihres Ritters in solcher Verzweiflung sahen, schämten sie sich ihrer Zaghaftigkeit und alle stürzten, durch ihre Anrede begeistert, durch ein kleines Ausfallpförtchen in den Rücken der nächtlichen Angreifer. Agnes eilte in ihrer edlen Begeisterung Allen voran, allein die erste Kugel aus dem Faust-

rohr des Ritters von Braunsberg traf sie und zu Tode verwundet stürzte sie auf das harte Gestein. Kaum sahen die Elzer das hochverehrte Burgfräulein fallen, als sie mit einem unbeschreiblichen Grimm über die Feinde herfielen. Zuerst sank der schändliche Bräutigam, schwer getroffen von einem Kolbenschlag, rechts und links stürzten seine Begleiter und nur einer entrann, um die traurige Mähr anzusagen.

Nach dem Tode derer, die die langwierige Fehde veranlaßt, schlossen die Partheien Sühne. Allein noch bis vor Kurzem zeigte man in der Rüstkammer zu Schloß Elz jenen weiblichen Brustpanzer von einer Kugel durchlöchert, und das oben erwähnte Burghaus steht seit der Zeit verödet; denn in den einsamen Räumen wandelt der Geist der unglücklichen Agnes.

Die Elzer Fehde.

Es wollen nicht gehorchen
Von Elz die stolzen Herrn;
Dem jungen Leu'n von Trier
Entzögen sich viele gern.

Doch siegreich durch die Lande
Zieht Kurfürst Balduin,

Leicht bricht er ihre Burgen
Und ihren störrischen Sinn.

Vor Elz das Schloß nun nieder
Rückt er mit Heeresmacht,
Und ſtürmt und ſtößt dawider
Gewaltig Tag und Nacht.

Doch kann er's nicht bezwingen
Mit Waffen und mit Zeug;
Da auf dem Fels genüber
Baut eine Burg er gleich,

Trutzelz, die ſtarke Feſte,
Damit ſchließt er ſie ein:
Sie ſitzen in ihrem Neſte,
Und wiſſen nicht aus noch ein.

Und können ſie nicht fliegen
Gleich Vögeln über's Thal,
So müſſen ſie erliegen
Dem Hunger allzumal.

Da beißt's hineinzubeißen
Wohl in die ſaure Birn.
Da heißt es, zu erweichen
Die harte Eiſenſtirn.

Sie werfen ſich zu Füßen
Dem edeln Balduin;

Der läßt ſie's nimmer büßen,
Das dünkt ihm kein Gewinn.

„Ich nehm' euch auf zu Freunden,
So ſpricht der edle Held,
Seyd frey und zu Burg-Grafen
Auf Baldenelz beſtellt."

Sie ſchütteln ſich die Hände,
Mit Freuden ſchwören ſie neu,
Und nimmer wankten die Elze
Fortan in ihrer Treu'.

E. Floris.

Eine halbe Stunde von Elz auf der Höhe liegt die alte noch mit Mauern und Gräben verſehene Stadt Münſtermaifeld, mit 200 Häuſern und 1500 Einwohnern, und einer uralten Stiftskirche, in der viele berühmte Grabmäler und verſchiedene altdeutſche Gemälde ſich befinden. Hier ſoll Caligula von Agrippina geboren worden ſein. In der Mitte des 11. Jahrhunderts erſcheint Erzbiſchof Eberhard von Trier als bedeutender Wohlthäter des Stiftes. Merkwürdig durch Alter, Lage, Größe und Bauart iſt die jetzige Kirche, welche an der Stelle erbaut wurde, wo das ehemalige

Castrum stand. Sie wurde wahrscheinlich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erbaut; der Chor ist jedoch viel älter und scheint aus dem 11. Jahrhundert herzurühren. Die Kirche ist im Spitzbogenstyle erbaut, hat viel Eigenthümliches und ist 171 Fuß lang, 100 Fuß breit und im Mittelschiffe 63 Fuß hoch. Herrlich ist die Aussicht von ihrem Thurme auf die ganze umliegende Gegend, und von weither ist sie, auf dem höchsten Punkte der Ebene gelegen, in ihrer schönen Gestalt sichtbar. Unweit Elz ragen auch die Ruinen des Schlosses Pyrmont, dessen Besitzer mit den Herren von Elz und Bassenheim verschwägert waren, hervor.

Verfolgt man die Mosel, so erscheint auf dem linken Ufer Müden, ein kleiner, aber netter Ort, dessen Kirche sich hart am Strome mit ihrem alterthümlichen Thurme erhebt. Müden schief gegenüber rauscht ein starker Mühlbach durch das Lützthal der Mosel zu. Nicht weit von Müden hat sich das linke Moselufer etwas erweitert, und statt der Felsen füllen nun Gärten, Felder und Wiesen den Raum bis zu den rebenbewachsenen Bergen aus. Weiterhin treten jedoch die Berge wieder ans Ufer. Bald gießt durch eine dunkle Schlucht sich wieder ein Bergwasser in die Mosel, das eine Mühle treibt, die vom Flusse aus sichtbar ist. Dann erweitert sich das Thal bedeutend.

Die verfluchte Mühle.

Verrufen in der ganzen Umgegend ist die sogenannte Sonntagsmühle. Schon ihre Umgebung ist schauerlich-romantisch; am Eingang einer tiefen und dunkeln Felsenschlucht, überragt von hohem, schwarzen Gestein, lehnt sich ihr altes Gemäuer an den verwitterten Felsen. Jedem Beschauer fallen die kleinen, spitzbogigen Fenster, die gothischen Verzierungen und Schnörkel auf und er frägt sich: wie eine Mühle wohl zu so seltenem Schmuck komme.

Vor hundert Jahren, so geht die Sage, lebte zu Müden ein reicher Pächter, dem fast alle Grundstücke der Umgend zu eigen waren. Dabei war er ein harter, rauher Mann und drückte den Armen auf gar grausame Weise. Einmal fiel es ihm ein, es wäre doch besser, wenn er den Gewinn, den die Müller jährlich von dem Mahlen der vielen tausend Malter Korn hatten, in seine Tasche stecken könne, und er beschloß sogleich, sich eine recht schöne Mühle zu bauen. Um recht billig zu gehauenen Steinen zu kommen, kaufte er um ein Spottgeld das halbzerstörte Kloster Engelport und schickte seine Fröhner aus, die Mauern ganz einzureißen und die Steine die Mosel her-

abzuschiffen. Diese kamen aber des Abends wieder zurück und meldeten, der Vater Kunibert habe sich ihrem Beginnen sehr ernstlich widersetzt und sie hätten es nicht wagen wollen, dem frommen Mann ungehorsam zu sein. Da fing der böse Pächter entsetzlich an zu toben und vermaß sich unter gräulichen Flüchen, er wolle dem alten Gleißner die Glatze waschen, wie noch Keiner. Der Vater Kunibert war ein frommer Einsiedler, der Wohlthäter der ganzen Umgegend und wurde von niedern und hohen Leuten sehr geschätzt. Nach der Zerstörung des Klosters kam er hierher und baute sich in den Ruinen desselben an. Dabei war er der Arzt und Krankenpfleger der ganzen Umgegend und die Landleute hielten ihn hoch und werth.

Des andern Morgens in aller Frühe machte sich der Pachter mit seinen Fröhnern nach den Ruinen auf. An der verfallenen Pforte kniete der ehrwürdige Greis in andächtigem Gebet und schien die Herannahenden gar nicht zu hören. Der reiche Pächter fiel sogleich mit einer Fluth von Scheltworten über den frommen Alten her, die er aber bat ihn sanft ihm Gehör schenken zu wollen. Dann begann er mit rührender Stimme das Schicksal des Klosters zu schildern, er erzählte von den Wundern, die in seinen Mauern geschehen, von dem ehemaligen Glanz, den es besessen, von den Leiden, die es erduldet, und schloß

mit Vorlesung eines Briefes des hochwürdigen Bischofs zu Trier, worin versprochen wurde, daß eine Sammlung zu Wiedererbauung des Klosters im Bisthum veranstaltet werden solle. Kurz er sprach so zu Herzen dringend, daß den Fröhnern des reichen Mannes häufig Thränen über die gebräunten Wangen rannen; nur dieser selbst blieb ungerührt und befahl seinen Leuten Hand anzulegen. Noch einmal legte sich der Einsiedler auf's Bitten, ja er fiel dem Hartherzigen zu Füßen, als ihn dieser aber heftig zurückstieß, sprang er mit funkelnden Augen auf: „Mögest du nie," rief er in frommem Eifer, „Segen von deinem unheiligen Bau haben und der Himmel dein gottloses Beginnen von Stund an strafen." Und der fromme Einsiedler hatte wahr gesprochen. Als der Pächter seine Mühle erbaut und, wie zum Hohn, die schönen gothischen Verzierungen, ja selbst die spitzbogigen Fenster des Klosters darin wieder angebracht hatte, kam das verbeißene Unglück mit Riesenschritten. Sein einziges Kind kam in den Rädern um, sein Weib tödtete der Gram darüber, er selbst verfiel in Trübsinn und starb als Bettler. Noch jetzt ist kein Segen in dem Mahlwerk, und der kleine Bach, der es treibt, oft ganz wasserlos.

Auf grüner Aue erscheint der Flecken Carden. Das Dorf selbst, an dessen unterer Seite sich noch ein antikes Burghaus aus älterer Zeit her mit Giebelspitzen und vielen Thürmchen erhebt, ist groß, reinlich und hübsch, und verdient mit zu den angenehmsten Moseldörfern gezählt zu werden. Carden war der Wohnort des heil. Castors, dessen Gebeine von hier zur Coblenzer Castorkirche überbracht wurden. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts lebte und wirkte hier der heil. Castor, ein Schüler des heil. Maximius, zweiten Bischofs zu Trier; er erbaute am Moselufer ein Gotteshaus, welches jedoch ihm zu Ehren im 12. Jahrhundert in eine prachtvolle Stiftskirche mit Domthürmen verwandelt wurde. Eine lange Reihe von Jahren wurden auch die Gebeine des heil. Goar hier aufbewahrt, bis sie unter Erzbischof Balduin wieder dem Orte am Rheine, der von dem Heiligen den Namen hat, feierlich überbracht wurden. Die Cardener Klause, später ein Frauenstift, wurde erst in neuerer Zeit aufgelöst. Viele ausgegrabene römische Alterthümer zeugen von einem längern Aufenthalte der Römer, die hier ein festes Lager hatten. Carden gegenüber erscheint auf einer von den Weinbergen aufsteigenden Klippe die dem heil. Johannes geweihte Zilleskapelle, mit den Trümmern einer Einsiedelei hervor. Kaum eine halbe Viertelstunde aufwärts liegt in einem geräumigen fast über-

all von steilen Felsen eingeschlossenen Bergkessel, der Marktflecken Treis, größer, wenn auch nicht hübscher als Carden, obwohl die Lage, beinahe rings von Weinpflanzungen und Weingärten umgeben im Sommer äußerst schön ist; die hiesige in neuester Zeit aufgeführte Pfarrkirche verdient als ein architektonisches Kunstwerk gesehen zu werden. In der ganzen Umgegend sind hier noch beträchtliche Spuren aus der Römerzeit. Auswärts auf dem sogenannten Schock war bestimmt ein längerer Aufenthalt der Römer. Es ist dies eine der höchsten Gebirgskuppen längs der Mosel, und zahlreiche dort gefundene Münzen in fortlaufender Reihe von Kaiser August bis Theodosius, Pfeile, Helme, Aschenkrüge sprechen deutlich dafür. Von diesem Punkte gingen über den Hundsrücken durch die nahen Waldungen Wege, und bezeichnen hier noch überall Reste einer Römerstraße. Hinter Treis am Eingange einer Bergschlucht, die der Klaumbach auswühlt, stehen Burgtrümmer auf zwei isolirten Felskuppen.

Treis.

Bei Treis auf steilem Bergesgrat
Ragt eine Burg empor,

Die ſchaut ſo hohl und alterſchwarz
Aus grünem Wald hervor.

Vor Zeiten ſtand wohl hehr und licht
Sie auf dem Felſen da,
Und beſſ're Ritter gab es nicht
Im Lande fern und nah.

Sie zogen hin zum heil'gen Grab,
Und ſtarben ſchönen Tod,
Der Kirche weihend all ihr Gut
Und ihre Seelen Gott.

Da kam vom Rhein der Pfalzgraf her,
Und nahm die Burg im Flug:
„Die Kirche braucht der Schlöſſer nicht,
Sie iſt bewahrt genug.“

Er ſpricht's, und ſtärket fort und fort
Sich drein mit Roß und Mann,
Und achtet nicht des Biſchofs Wort
Und nicht der Kirche Bann.

Da ſteht Albero zornig auf,
Der edle Monſterol:
„Wohlan! was Friedenswort nicht kann,
Das können Waffen wohl.“

Und ſammelt ein gewaltig Heer
Von Grafen und von Herrn,

Das Banner trägt der von Namür,
Ihm folgen alle gern.

Und ziehen hin vor Treis das Schloß,
Und ſind zum Sturm bereit,
Der greiſe Biſchof ſteht voran
Im ſchweren Eiſenkleid.

Und hält ein Kreuz in ſeiner Hand,
Und reckt es hoch empor:
„Seht hier, ruft er, das Kreuz, worauf
Der Pfalzgraf Treue ſchwor!“

Er ſchwor, der Kirche Schutz zu ſeyn,
Und raubt ihr Gut ihr nun,
Wohlan! Gott wird uns Sieg verleih'n,
Und ſtrafen ſolches Thun.“

Der Pfalzgraf ſieht die Schaar ſich nah'n,
Den edlen Greis voran,
Er fühlt im Herzen ſeine Schuld
Und beut den Frieden an.

Und ohne Blutvergießen zieht
Der Biſchof in das Schloß:
Das Kreuz errang den ſchönen Sieg,
Des Kreuzes Macht iſt groß.

E. Floris.

An einem Flußeilande vorbei rauscht hier die Mosel gegen die Uferweiden, das enge Thal erweitert sich aber bald wieder, eine zierliche Kapelle wird sichtbar, hinter welche sich grüne Weinberge ausdehnen; Wiesen schmücken das Ufer, der Weg führt unter den Schatten von Obstbäumen zu dem Kirchdorfe Pommern, mit einer ehemaligen gräflich Leyen'schen Kellnerei. In dem von einem kleinen Bache bewässerten Thale liegen, eine kleine Strecke von Pommern, die Ruinen des Fräuleinstiftes Rosenthal. An Pommern reihen sich stromaufwärts herrliche Triften, Felder und Weinberge, zwischen welchen ein kühl beschatteter Weg leitet; doch bald eröffnet sich, wie am jenseitigen Ufer eine Bergschlucht gegen den Fluß; die Berge treten wieder nahe zum Strome. Nun erscheint eine einsame Mühle an einer steilen Bergschlucht, das Gebirge tritt wieder zurück, und an einem klaren Bache erhebt sich Clotten am Moselufer. Die höher liegende Kirche bietet eine treffliche Aussicht abwärts bis Treis. Etwas seitwärts liegen malerisch die Ruinen einer Ritterburg; ehemals pfälzisches, dann kurtrierisches Lehen, wurde dieselbe im 30jährigen Kriege zerstört. Clotten ward im Jahre 1051 von der Pfalzgräfin und Königin von Polen, der heil. Richenza, Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried, dem Kloster Brauweiler geschenkt. Richenza war an Wladis-

lav II. jung verheirathet worden, zog sich jedoch nach dessen Tode den Haß der Polen zu, worauf sie mit ihrem Sohne Casimir zu Kaiser Konrad II. floh. Casimir wurde Mönch, später jedoch wieder König von Polen, regierte löblich und liegt zu Posen begraben. Die Königin aber ließ für sich und ihre Hausgenossen eine eigene Kapelle nebst Klause in Clotten erbauen und weilte oft dort. Unsäglich war ihr Jammer über den Tod ihres Bruders, des Pfalzgrafen Otto. Bei seiner Todtenfeier in der Abtei Brauweiler legte sie ihren Schmuck, ihre Edelsteine und ihr Goldgewand auf den Altar und nahm den Schleier; sie starb in Köln im Rufe der Heiligkeit und ihre Gebeine ruhen daselbst in der Kirche Maria ad gradus. Richenza's Reichthümer verwandte der Erzbischof Hanno von Köln zur Dotation der Abtei Siegburg.

Von Clotten stromaufwärts umlagern kühn sich emporthürmende wilde Felsmassen das Gestade, spärlicher Raum bleibt für einen schmalen Steinweg dem Ufer entlang; einzelne Weinpflanzungen ziehen sich meist am Fuße der Berge, hier und dort auch über jähe Abhänge hin, wo emsige sonnengebrannte Winzer hoch über dem Fußreisenden schweben. Das jenseitige Ufer verflacht sich allmälig zu Wiesen, Aeckern und Gehöften, bis über dem diesseitigen sich die gewaltigen Trümmer der ehemaligen Reichsburg Kochheim erheben.

Kochheim

Habt ihr das luſtige Kochem geſeh'n,
Die Stadt, wo die luſtigen Stückchen geſcheh'n?
Wo die Kühe man läßt auf den Dächern weiden,
Und der Krebs im Waſſer den Tod mußt' erleiden?

'S iſt eine gar alte, fröhliche Stadt,
Wo man lieber den Wein, als das Waſſer hat,
Und lieber das Scherzen als die Schmerzen,
Und wo man's mit jedem doch meint von Herzen.

Pater Martin, ihr wißt ſchon, der war da zu Haus,
Der die Höll' auf ein Haar hat gemeſſen aus,
Im ſchwarzen Kloſter wohnt' er da droben,
Den guten Geometer muß jeder loben.

Doch daß hier die Kunſt nicht untergeh',
Und dem Himmel auch ſein Recht geſcheh',
So meſſen ſie nun mit gründlichem Schmecken
Den Himmel, der in der Flaſche thut ſtecken.

Von Kochem nicht weit iſt ein Berg zu ſeh'n,
Der that nicht auf feſten Füßen ſteh'n;
Einmal, vermuthlich war er betrunken,
Frühmorgens um ſieben iſt er eingeſunken.

Siebenuhrberg heißt er seit diesem Tag.
Gut, daß man die Berge nur tauft danach;
Thät' man den lustigen Brüdern desgleichen,
Das ganze Zifferblatt würd' oft nicht reichen.

Habt ihr das lustige Kochem geseh'n,
Wo so mild in den Thälern die Lüfte weh'n?
Wo die Berge so grün aus dem Strom sich erheben,
Und kühne Ruinen hoch drüber schweben?

Die Kaiserburg, über der Stadt erhöht;
Nicht fern des Metternich Stammschloß steht,
Ein mächtiges Wappen darangeschlagen,
Dem achtlosen Wandrer es anzusagen.

Die alten Zwinger sie stürzten ein;
Die neuen werden nicht ewig sein.
Wenn heulend der Sturmwind saus't durch die Lande,
Dann bricht solch Flickwerk mit Spott und Schande.

Doch lustiges Kochem, was geht es uns an?
Wir leben und treiben's, so gut man nur kann,
Ob Schlimmes, ob Gutes die Zeit mag bringen,
Was kümmert es uns, wenn die Gläser klingen.

E. Floris.

Unterhalb Kochheim rauscht der beträchtliche Endertbach in die Mosel; dort öffnet

sich ein enges Thal, dessen Abhänge Rebengeländer umgürten; Mühlen und Wiesen wechseln im Grunde. Hier erhebt sich über blühenden Gartenanlagen schroff und steil eine Felskuppe, welche die bemoosten Ruinen des Schlosses Wunnenberg emporhebt. Ein Bach, im Sommer fast ganz ausgetrocknet, aber im Frühjahr, wie alle Gebirgswässer der Mosel, hoch und reißend, kommt grade vom Schlosse das Thal herab und ergießt sich gleich unterhalb Kochem in die Mosel. Dies Thal aber ist vielleicht eines der interessantesten, wenn man die Geschichte der Ritter und Besitzer zu Schloß Wunnenberg daran knüpft. Der Schloßberg, auf dem jetzt nur die Ruinen und Trümmer einstiger Größe in die Wolken zu ragen scheinen, ist mit Holz ziemlich dicht bewachsen und bildet noch jetzt mit den vielfachen Abwechselungen von Weinpflanzungen, nackten steilen Felsen, bewässerten Wiesen und Fruchtfeldern einen höchst anmuthigen Wechsel, in dem man sich, mit nur einigem Gefühl für Naturschönheiten, gewiß unwillkührlich so tief verliert, daß man sich gewaltsam herausreißen muß. Von den Franzosen wurde dieses Schloß 1689 erobert und gesprengt. Wunnenberg ist das älteste Stammschloß des nunmehr fürstlichen Geschlechtes Metternich, dessen Wappen in neuer Zeit wieder am Eingangsthor befestigt wurde. Von den in hiesiger Gegend

aufgefundenen Alterthümern und sonstigen Seltenheiten hat der Kreisphysikus Dr. Comes in Kochem eine bedeutende Sammlung während einer Reihe Jahren mit mannigfachen Opfern und außerordentlicher Mühe sich anzueignen gewußt. Zwischen dem Flusse und Felsen gedrängt liegt das Städchen Kochem, mit 2500 Einwohnern, einer schönen Kirche und meist engen Straßen. Durch ausgedehnten Handel, Wollweberei und einige andere Fabriken blüht dieser Ort bedeutend, und der Verkehr nach Coblenz hin ist weit stärker als bei den höher gelegenen Orten. Hier haben die Dampfschiffe ihren Landungsplatz. Weiterhin über der Stadt erheben sich ein malerisch gelegenes Kloster und ein ungeheurer Felskopf, auf dessen Gipfel ein Kreuz steht. Dieses Kloster erinnert an den bekannten Martin von Kochem, welcher hier unter andern das Meßopfer und die höllischen Qualen beschrieb; er starb daselbst im Jahre 1712. Das Kochheimer Schloß kommt schon im 11. Jahrhundert unter eigenen Besitzern vor, spätere Kaiser besaßen es als anheimgefallenes Reichsleben, bis es zuletzt die Kurfürsten von Trier erhielten. Der in den Felsen gehauene Weg zur Burg rührt von dem Erzbischof Balduin her. Im 30jährigen Kriege wurde das Schloß von kurtrierischen und kaiserlichen, bald von spa-

niſchen, ſchwediſchen und franzöſiſchen Truppen beſetzt. 1689 wurde es von den Franzoſen erobert und zerſtört.

Von Kochem aus iſt am bequemſten das Bad Bertrich zu beſuchen, das ſchon die Römer gebaut haben ſollen. Es wurde im 15. Jahrhundert zu einem Bad benutzt, verfiel jedoch ſpäter und wurde erſt 1770 wieder hergeſtellt, wo es dann unter franzöſiſcher und jetziger Regierung immer mehr aufblühte. Wärme der Quellen 26° Reaumur. Kochem gegenüber liegt das anmuthige Kirchdorf Cond, klein, aber äußerſt hübſch gelegen, da man aus den Häuſern an der Moſelſeite die herrlichſte Ausſicht auf Kochheim und ſeine beiden Ruinen-Schlöſſer hat, während man gleichzeitig den Fluß eine Strecke auf- und abwärts ſieht und viele hundert abwechſelnde Naturſchönheiten dem Auge entgegenglänzen. Ebenſo freundlich als vor Kochem bleibt die Gegend auch noch jenſeits dieſer Stadt, und wann rechts und links auch gewaltige Höhen zum Himmel aufzuſteigen ſcheinen, ſo bleibt doch noch eine blühende Landſchaft zwiſchen dem Gebirge rechts und dem Strom, auf welche die Schöpfung eine Fülle von Kraft und Vegetation ausgegoſſen hat. Mitten in dieſer ſchönen Landſchaft ragt das freundliche Dörfchen Sehl mit einer alten Kirche aus einem dichten Baumgehöfte hervor. Von dem linken Moſelufer ſchaut das

Dorf Valwig friedlich herüber. Hinter demselben thürmen sich hier und dort mit Strauchwerk bedeckte Steinklippen, von welchen eine Kapelle die freundlichen Gärten und Gehöfte ernst überschaut. Während nun die Mosel an einer grünen Flußinsel vorbeirauscht, schließt sie sich stromauf- und abwärts durch malerisch-gruppirte Bergrücken, sodaß man den Strom wieder für einen kleinen Landsee halten sollte. Kurz oberhalb Sehl liegt hart am Flusse der hübsche Ort Ebernach, ein Stationsort der Kurfürsten von Trier, wenn sie ihre Moselreise von Coblenz machten, und Hugo von Orsbeck war es namentlich, der hier fast alle Jahre einige Zeit verweilte und dann den Eberjagden beiwohnte, die er hier veranstaltete. Die alte Kirche steht nur noch theilweise, aber das Dörfchen, in jüngerer Zeit erbaut — der Laacher Abtei als Priorat zugehörig — macht sich desto besser. Am rechten Flußufer ziehen sich näher tretende schroffe Berge mit zerbröckeltem lockern Gestein, zwischen welchen heitere Reben grünen. Das linke Flußufer breitet sich zu Wiesen aus, zwischen Feldern und Gehöften lagern dicht am Gestade die nachbarlichen Kirchdörfer Niederesch und Oberesch mit den zum Theil freundlichen Häusern. Hier biegt sich die Mosel dem Hundsrücken zu und das diesseitige Ufer wird bald von steilen Ber-

gen begrenzt, jenseits erscheint eine reizende wohlangebaute Fläche, unter dem Schatten hochstämmiger Obstbäume ruht hier der große Ort Bruttig. Derselbe zeichnet sich von den bisherigen Orten sowohl durch seine Größe, als auch durch seine zum Theil recht geschmackvollen Gebäude und seine Wohlhabenheit aus. Das Rathhaus, das neue Pfarrhaus, die Kirche u. a. m. sind großartig und ihren verschiedenen Bestimmungen angemessen. Bruttig ist der Geburtsort des berühmten Grammatikers Petrus Mosellanus. In der Umgegend dieses Ortes wurden neuerdings römische Ruinen, die zu einem Landhause mit Bad- und Heiz-Anstalt gehört zu haben scheinen, entdeckt. Auf der Höhe bei Bruttig liegt die Kreuzkapelle, und weiter landeinwärts das adelige Kloster Engelporten, das später Prämonstratenserordens war. Von Bruttig stromaufwärts gelangt man durch wohlbebaute Aecker und sorgfältig gepflegte Baumpflanzungen, welche hohe Waldberge überblicken, zu dem landeinwärts auf einer Anhöhe gelegenen Dorfe Fankel, mit freundlichen Häusern und gepflasterten Straßen; der Ort hatte vormals ein eigenes Gericht. Das dortige alte Rathhaus mit einer großen Kirche zum gemeinschaftlichen Gebrauche bei Hochzeiten ist bemerkenswerth.

Oberhalb Fankel wird die Gegend, wenn

auch nicht unfreundlich, doch gewahren wir wieder steile Berge, schroffe Klippen am Ufer und aus dem Strome selbst Felsenzacken und Spitzen, so daß der Fahrweg an manchen Stellen hat durchsprengt werden müssen. Ob auch am rechten Ufer und bis und hinter Beilstein diese gewaltigen Berg- und Felsmassen vortreten, auf welchen der Ort Beilstein selbst sich amphitheatralisch erhebt, so zieht sich weiter hinauf am jenseitigen Ufer das Gebirge doch weiter ins Land, und in einer Ebene, von Wiesen und Gärten aufs lieblichste durchschnitten, zeigt sich dem Auge das Kirchdorf Ellenz. Großartig und stolz schimmert das Schloß und das Städtchen Beilstein über dem Strom dem Wanderer entgegen. Schloß und Stadt vereinte sonst eine starke Befestigung zu einem unüberwindlichen Ganzen. Das ganze Städtchen, mindestens sein Marktplatz, scheint in den Felsen gehauen zu sein. Beilstein hat enge Straßen und einige hübsche neuere Gebäude. Von ältern Gebäuden sind bemerkenswerth: das Burghaus mit dem Wunneberg-Beilsteiner Wappen, das Rathhaus und die ehemalige herrschaftliche Kellnerei. Die Pfarrkirche, eine ehemalige Kapuzinerkirche, liegt etwas erhaben im Hintergrunde des Städtchens, zu derselben führen 120 schöne breite Stufen hinan. In der Umgegend befinden sich mehrere Steinbrüche, welche viel

leicht dem Städtchen den Namen gegeben haben. Zwei Bäche münden hier in die Mosel, deren einer den Ort durchfließt. Oberhalb Beilstein schließen sich die Berge des rechten Ufers dicht an den Fluß; sein linkes Gestade aber dehnt sich zu einer freundlichen Fläche mit vielen Weingärten, worin das ansehnliche Kirchdorf Poltersdorf liegt. Der Ort hat einige hübsche Straßen und eine sehenswerthe alte Kirche; sein Name rührt wohl von seinen frühern streitlustigen Bewohnern her. Poltersdorf mit dem benachbarten Kirchdorfe Ellenz waren unmittelbare Reichsdörfer: beide scheinen jedoch die Streitlust getheilt zu haben, denn Kaiser Heinrich VII., der Lützelburger, ließ sie von seinem Hofrichter Johann von Braunshorn beaufsichtigen; später kamen sie zum Leben an Beilstein-Wunneberg. Einer herrlichen Aussicht genießt man hier auf das still-freundliche des rechten und das wild-romantische des linken Moselufers. Oberhalb Poltersdorf drängen sich die Berge wieder an den hier sich krümmenden Fluß; Weingärten zieren die ihm zugekehrten Abhänge des Hundsrückens; dort erhebt sich der durch seinen vortrefflichen Wein bekannte Rüberberg, mit seinen spitzigen Zacken und felsigen Klippen. Die Reben werden hier nicht an Pfählen gezogen, sondern kriechen über den Boden weg, damit die Trauben auf dem Schieferboden aufliegen

und die ganze Wärme der Sonne erhalten; sie werden hier acht Tage früher reif, als an der übrigen Mosel. Dem Fremden scheint es undenkbar, daß an diesem Felsen Menschen gehen, stehen und arbeiten, ja daß sie hier hinauf auf ihrem Rücken Dünger in den Körben tragen können, da diese Plätze scheinbar nur von den Gemsen zu erklimmen sind; und dennoch stehen die Winzer auf den gefahrvollsten Stellen und sind bei nur einigermaßen ergiebigen Jahren stets lustig und zufrieden.

In einer Reihe von Nußbäumen und abwechselnd an Wiesen, Gärten, Feldern und Weinpflanzungen vorbei, dann im Hintergrunde in mehreren Absätzen ein schöner Wald von Eichen und Buchen, liegt das freundliche Dörfchen Briedern, wo geschickte Schiffbauer wohnen, und viele Fahrzeuge gebaut werden. Noch freundlicher aber als Briedern ist und liegt das Kirchdorf Mesenich, etwa eine halbe Stunde stromaufwärts an der nämlichen Seite, woselbst die Abtei Brauweiler reiche Besitzungen hatte, welche die hiesige Kirche und eine Kellnerei erbaute. Die Kirche, von der reichen Abtei erbaut, strotzt von Vergoldungen und Zierrathen aller Art. Ganz gut erhaltene Bilder aus älterer Zeit, zum Theil in der Kirche, zum Theil außerhalb des Dorfs in einem gewölbten Heiligenhäuschen, zieren den

Ort und erinnern uns zugleich an unsere Vorzeit. Mehr stromaufwärts ziehen sich die Gebirge wieder zusammen; überragende Klippen lassen oft kaum einen schmalen Weg, welcher hier und da längs dem Gestade sogar eingesprengt werden mußte; gefährliche Stellen für den unkundigen Schiffen hat hier der Fluß, welcher an den Klippen vorbeirauscht. Oben an dem Felsen, die Senheimer Ley, steht ein Heiligenhäuschen, den Schiffer an dieser Stelle zum Gebete mahnend. Von der Mosel etwas entfernt, wo sich das Gebirge zusammenschließt, steigt Senheim mit einigen schönen Gebäuden sanft bergan und von der Höhe schaut eine ehemals feste Burg. Der Gelehrte Otto, Dominicaner und Doctor zu Köln, später Weihbischof von Trier, wurde hier geboren.

In dem einspringenden Bogen, den die Mosel hier bildet, liegt Senheim gegenüber Senhals, ein freundliches ziemlich beträchtliches Kirchdorf. Von römischer Ansiedelung zeugen hier aufgefundene Münzen, wie Ueberbleibsel einer gemauerten Heerstraße, und auf dem Abhange des Gebirges ein sehenswerthes, noch ziemlich erhaltenes römisches Grabmal. Die Lage von Senhals ist so, daß man sie in allen Zeiten, wo man den Gebrauch des Schießpulvers noch nicht kannte, füglich unüberwindlich nennen konnte, weßhalb es in der Natur der Sache

liegt, daß dieser Ort nicht unbeachtet liegen geblieben wäre. Von allen Seiten beherrscht die sich amphitheatralisch erhebende Bergebene den Fluß, und die Brücke, die hier über die Mosel geschlagen war, und sowohl in den letzten Kriegen als in früheren Jahrhunderten den Hundsrücken mit der Trierer Straße verband, beweißt den passendsten Uebergangspunct. Oberhalb der Senheimer Ley begleiten steile Wald- und Felsrücken das rechte Flußufer stromaufwärts. Hinter Weingärten, Aeckern und Gärten liegt das Dörfchen Röhren, welches eine sehr alte Kirche hat, und soll der Ort seinen Namen von Nero herleiten, unter dessen Regierung sich hier Römer ansiedelten. Römische Münzen und römisches Mauerwerk werden hier nicht selten ausgegraben. Drei zum Theil mit Bäumen bewachsene Inseln theilen hier den breiten Strom; nahebei liegt Leimen, welches nur aus wenigen Höfen besteht, überragt von einem alten Burgthurme, dem Reste einer im 12. Jahrhundert von Ritter von Leimen bewohnten Burg. Von den Waldbergen des rechten Ufers blicken dann die Trümmer einer Einsiedelei, wo Walter, der gute Vater genannt, 150 Jahre alt geworden sei; später wurde diese Klause Udos-Klause genannt. Bald darauf kommt man wieder an einen freundlichen Ort, und zwar der beträchtliche Flecken

Ediger, mit vielen recht ansehnlichen und hübschen Gebäuden. Bemerkenswerth sind hier die alte Kirche und die auf einer Höhe gelegenen Ruinen der Kreuzkapelle. An den Weinbergen vorbei durch Wiesen und Gärten führt ein von Obstbäumen kühl beschatteter Weg eine Viertelstunde höher zu dem volkreichen Dorfe Eller, welches durch eine grüne Wiese vom Flusse getrennt, sich bergauf an eine rebenbepflanzte Thalschlucht lehnt, durch die ein Bergwasser herabrauscht. Ediger und Eller scheinen zu den allerältesten Flecken dieser Gegend zu gehören, denn die Bauart der alten Burghäuser und Lehnhöfe mit ihren antiken Steingiebeln scheinen dies zu bestätigen; die alten Urkunden sprechen von dem Frankenkönig Dagobert, 635, der hier Güter besaß. Wer nach Eller kommt und nicht nach Ediger will, kann auch von hier über das Gebirge nach Kochem gehen; die Wege kommen auf der Höhe zusammen. Dieser Weg schneidet die bedeutenden Krümmungen der Mosel bis zu diesem Städtchen beträchtlich ab.

Jenseits Eller stromaufwärts breitet sich eine weite Wiesenfläche nicht höher als das Ufer des Flusses aus, und einer hohen Flußinsel gegenüber mündet der Ellerbach unter einer steinernen Brücke. Nahe dabei steht die Hubertuskapelle. Die Gegend aber, und besonders wenn man auf dem gegenüberliegen-

den Felsen von der Peterskapelle in den Strom und über die daran liegenden Dörfer, Flecken, Wiesen, Berge und Frucht- und Rebenpflanzungen hinweg sieht, gewährt in der That einen so herrlichen Anblick, daß man schwer etwas Schöneres aufzufinden vermöchte. An dem Fuße der Peterskapelle lehnen sich grüne Wiesen, welche zu den wilden Felsgestalten jenseits einen auffallenden Contrast bilden. Dieser Wiesengrund, der ehedem noch von einem Arme der Mosel umflossen, eine Insel bildete, schenkte Egelolf, ein reicher Edler, sein hiesiges Gut mit Burghaus und Kapelle dem Abte Richard von Spranebirsbach zur Stiftung eines Frauenklosters. Die Kirche erhielt von einem tapfern Ritter, Heinrich von Ulmen, bedeutende Schätze, unter andern das Sanktuar des heil. Kreuzes, welches er bei der Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer 1205 in der Sophienkirche erobert hatte, ein bewunderungswürdiges Kunstwerk. Dasselbe führte seit 1208 zahlreiche Wallfahrer aus der Nähe und Ferne dahin, später erhielt es der kurfürstliche Schatz und befand sich zuletzt in dem des Herzogs von Nassau, welcher es vor Kurzem dem Bischofe von Limburg übergab. Dieses Kloster war berühmt wegen seiner Pracht und seines Reichthums. Jetzt sind von all den Herrlichkeiten nur noch wenige dachlose Mauern übrig.

Im Hintergrunde der Landschaft, am Fuße eines gewaltigen Felsgebirges, wo der Strom sich nieder birgt, liegt am Fuße eines hohen Berges das Dorf Bremm. Die über den Ort hervorragende Kirche ist ihres Alters, und deren Altäre mit schönen Bildwerken geziert, wegen sehenswerth. Rechts dunkelt eine furchtbare Felsenmasse über den Fluß, fast wie der Lurlei. Reiche Rebengeländer begleiten den Reisenden dem Ufer entlang. An den rebenbepflanzten Bergabhängen vorbei liegt versteckt das Dorf Reef, welches mit einem alten Burghause, von Wiesen und Baumhöfen umgeben ist. Weiter hinauf zeigt sich das freundliche Dorf Aldegund mit schönen Privathäusern und einer uralten Kirche mit kühn aufstrebendem Thurme. Oberhalb sehen wir den wohlhabenden beträchtlichen Flecken Bulay in freundlich lachenden Umgebungen.

Bulay.

Die drei Trinker.

Zur Bulayer Kirmes von nah und von fern,
Da zogen die Bauern und adlichen Herrn,

Auf der Wiese da glänzten die Zelte so licht,
Da drängte das Volk sich in Haufen so dicht:

Die Pfeifen erklangen,
Sie tanzten und sprangen,
Und lagerten rings um die Feuer sich her,
Und thaten sich gütlich und zechten gar schwer.

Mit hergebracht hatt' einst von Merl der Zant
Einen Hauptmann von Limburg, Herr Hattstein genannt,
Ein Kämpe gewaltig, von altem Blut,
Und ein Trinker fürwahr nicht minder gut.
Der that sich erheben:
„Der Kaiser soll leben!"
Und faßt' ein Ohmfaß, und hob's an den Mund,
Und trank behaglich aus offenem Spund.

Das sahen die Herren voll Staunen und Neid,
Und harrten ob keiner ihm thäte Bescheid.
Da bedächtig von Reef und von Aldegund
Die Heimburger hoben auch Fässer zum Mund:
„Der Kaiser soll leben,
Unser Kurfürst daneben,
Und die Aebtin von Marienburg auch noch dabei!"
So sprachen und tranken die wackern Drei.

E. Floris.

Dieſem gegenüber liegt an der Mündung des Alfterbaches der hübſche Flecken Alf. Hier bildet ſich eine der ſchönſten Landſchaften am Fluſſe. Einen nicht minder ſchönen Anblick — ſagt Klein — gewähren die reiche, trefflich bewirthſchaftete Uferfläche unterhalb des Orts und das ſchroffe Geklippe oberhalb, an welchem ſchäumend die Moſel brandet. Auf einem vereinzelten wild überwachſenen Bergkopfe im Hintergrunde des Thals erſcheinen, auch hier das Treiben der Ritterwelt zurückrufend, die noch übrigen ſpärlichen Mauerreſte der Burg Arras, welche ernſt auf den unten mit der Alf zuſammenfließenden Uſbach herabſehen.

Burg Arras.

Der Thurm von Arras lugt in's Land,
Im Eichenwalde tief verborgen;
Der Kaufmann zieht am Moſelſtrand
Hier nur vorbei in Furcht und Sorgen.

Denn droben ſpäh'n mit Falkenblick
Die Rautersburger nach der Beute,
Und keiner kehrt ſo bald zurück,
Dem ſie gegeben das Geleite.

Gen Trier ſcholl davon die Mähr,
Der fromme Biſchof hört's mit Grimme:
„Bei Gott, ſie ſollen's büßen ſchwer!"
So ruft er aus mit ſtarker Stimme.

„Und wär' ihr Haus noch ſo bewahrt,
Nie raſt' ich, bis ich es gebrochen.
Kein Meſſer komm' an meinen Bart,
Bis ich den Frevel nicht gerochen."

Er ſpricht's, und mit gewalt'ger Schaar
Legt er ſich vor die Räuberveſte:
Da ward's dem ſaubern Brüderpaar
Wohl eng in ihrem Felſenneſte!

Mit Feu'r und Schwert in einem fort
Beſtürmt er grimmig ihre Mauern,
Und bald giebt's drinnen keinen Ort,
Wo einer mochte ruhig dauern.

Da ſtürzt die Mau'r, da iſt's vorbei,
Sie können ſich nicht länger halten;
Da dringt mit lautem Sieg'sgeſchrei
Der Strom der Krieger durch die Spalten.

Und treu dem Schwur, läßt eher nicht
Albero ſeinen Bart ſich ſcheeren.
Streng ſtrafend ſaß er zu Gericht,
Deß thaten Freund und Feind ihn ehren.

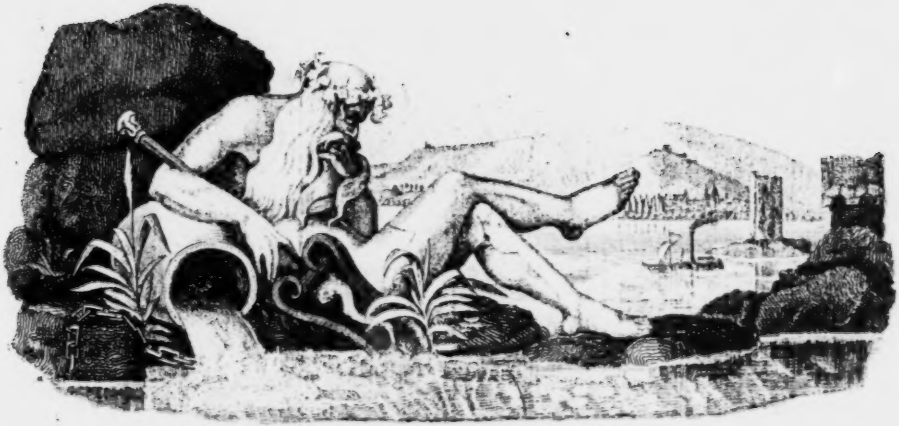
E. Floris.

Alf mit seiner reizenden Umgebung und der düsterbeitern Perspektive landeinwärts, vom Flusse her, durch geübte Künstlerhand dargestellt, liefert eine der gefälligsten Ansichten. Hinter Arras zieht sich das Thal mehrere Stunden weit bis zu den heißen Schwefelquellen Bertrichs und zu der Hocheifel. Reicher Genuß erwartet bei jedem Schritte den Naturfreund, mannigfacher Stoff zu Beobachtungen den Forscher. Schön geformte Berge, sanft gerundete Hügel und Vorhügel, angenehme Wiesengründe mit malerischen Baumstellungen und Gebüschgruppen, kühn gethürmte Felsen, senkrecht stehende Klippen, übergehäufte Steingerölle reihen sich aneinander. Bald ist das Thal still abgeschlossen, bald wird es belebt durch das Geklapper einer Mühle, durch das Dröhnen schlagender Hämmer in den Steinbrüchen, schallender Aexte beschäftigter Holzhauer. Hier wirbelt der Rauch aus einer Köhlerhütte, dort von einem Hirtenfeuer, weiterhin über das Dach einer niedern Hütte. Bei jeder Windung ändert sich die Aussicht. Schaut der Waller rückwärts, so glaubt er eine ganz andere Gegend zu sehen, als die er eben durchzog. Der Pfad läuft eine Zeit lang in der Tiefe, steigt dann an dem Abhange auf, verliert sich im Walddunkel, kömmt zum Vorschein und verliert sich wieder. Eichen, Buchen, Tannen, grünen an den Abhangen,

wurzeln in Spalten und umſtehen Felsblöcke, die, bemooßt und mit Schlingpflanzen überzogen, alten Druidenaltären gleichen. Seitenthälchen, Schluchten, Einbiegungen geben jeden Augenblick neue Beſchäftigung. Friſches lebendiges Quellwaſſer, ſich in Bachlein ergießend, rieſelt überall der Mitte zu. Dann folgen Gebilde vulkaniſcher Ausbrüche: Felsverklüftungen, Lavamaſſen, Schlackenhaufen. Ueberall die Spuren furchtbaren, allgewaltigen, zum Theil noch wirkſamen Feuers! Reichen Genuß bietet dem Ueberblicke die Gegend ringsOhne eben durch ſeltenes Gebild und kühne Form geſeſſelt, oder zur Bewunderung hingeriſſen zu werden, ſieht ſich der Wanderer überall angezogen. Zweifacher Geſichtskreis auf- und abwärts, fließt an der Berührungslinie in ein harmoniſches Ganze zuſammen. Stillrubig liegt die heitere Gebirgslandſchaft ausgebreitet. Rücken, Firſten und Kuppen eine die andere überragend, vor- und zurückgeſchoben, beſchäftigen die Aufmerkſamkeit nach allen Seiten. Kable, unwirthbare Felsmaſſen zwiſchen üppig bebuſchten oder ſorgfältig angebauten Stellen aufſagend, Thal, Verlan bringen vielfache Abwechſelung in das Gemälde. Die Moſel, welche grade anſtrömt, als wolle ſie den Felsdamm durchbrechen, fühlt ihre Ohnmacht. Denſelben nur beſpülend, wal ſie friedlich in weiter Ausbeugung vorüber

Verschwunden hinter dem fernen Waldkopfe, erscheint der Fluß bald zum zweiten Male und, nachdem er uns zur Linken begrüßt hat, setzt er seinen Weg weiterhin fort. Jede Tag- und Jahreszeit entfaltet hier neue Reize. Furchtbar aber erscheint die Scene, wenn nach schwülem Sommertage, Abendgewitter, namentlich vom Alfthale her, emporsteigen. An den entlegenen Vulkangebirgen Vertrichs schweben silbergesäumte Wölkchen langsam auf. Neue folgen neuen, Zahl und Ausdehnung nehmen zu. Bald Burgtrümmer oder abentheuerliche Felszacken, auf denen altnordische Asagötter ihre Lanzen zu schwingen scheinen, bald Alpengletscher und Eisblöcke des Polarmeers darstellend, thürmen sie sich höher und höher. Bewegungslos steht eine Zeit lang die Masse, bei den heißen Schwefeldünsten der Gegend immer mehr verderblichen Stoff häufend. Nach vorn, der Mündung zu, leuchtet reines Himmelblau über dem Thale, Land und Fluß scheinen ein Fest der Ruhe zu feiern; kein Hauch bewegt den hellen Wasserspiegel. Aber dunkler und dunkler wird es im Hintergrunde. Der Wind, anfangs schwach, erhebt sich bald zum Sturme und, mächtig vorwärts getrieben, rauscht das Wetter näher. Brandroth sinkt die Sonne dem Gebirgsrande zu: Dämmerung umhüllt allmälig den Horizont. Jetzt hat das finstere, unglückschwan-

gere Wolkenheer ſich über dem Flußbette, zwiſchen dem Hundsrücker- und Moſelgebirge, drohend gelagert. Einander entgegengeſetzte, heftige Luftſtrömungen aus allen Strichen des Compaſſes halten es hier von neuem feſt. Mit unwiderſteblicher Gewalt zerreißt ein Wirbelorkan die dichten Maſſen. Der geborſtene Schoos, in welchem Flammenfelder hinter Flammenfelder ſich öffnen, ſcheint Feuergluthen auszuſtrömen. Zwiſchen den Bergforſten bei Alf, Bulay und Merl fährt mit ſchmetternden Schlägen Blitz auf Blitz nieder, daß Säulen von Funken und Rauch emporwirbeln. Schreckbar rollt der Donner nach, ſchreckbarer noch durch das vielfache Echo der Schluchten und Höhlungen. Die Kirche auf Marienburg tritt leuchtend hervor im Abglanze des Himmels, und ihr Thurm ſcheint jeden Augenblick höher zu werden. Aber der elektriſche Stoff hat ſich entladen, erfriſchender Regenguß ſtrömt herab, und hoch wölbt ſich, ſchimmernde Wolkenbrücke, der Bogen des Friedens über dem Flußthale, das in verjüngter Schönheit lacht.



Das

malerische und romantische

Moselthal

in Geschichten, Sagen und Legenden.

Ein Handbuch

für Reisende.

Gesammelt und herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

2.

1844.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Rheinischer

Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.

Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

6.

N 1844.20

1844.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Kgl. Ges. Bibl.
Berlin

Alf.

Ohnweit Alf, in dem Wege nach dem Badeorte Bertrich, in einem reizenden Thale liegt das Alfer Eisenwerk, den Herren Ferdinand Remy und Comp. zugehörig, welche daſſelbe 1826 ganz neu erbaut haben. Das ungewöhnliche Gefälle von 42 Fuß des waſſerreichen Alfbaches veranlaßte die Gründung dieſes in vielen Beziehungen wichtigen Werkes, welches dermalen 8 Feueressen zählt; man beabsichtigt aber deren noch mehrere in Betrieb zu seßen. Man friſcht das Roh-Eiſen in Flamm- oder Pudeling-Oefen und walzt es nachher zu Stab-, Band- oder Nägel-Eiſen von vorzüglicher Güte. Die Bewohner von Alf und der Umgegend erfreuen ſich des wohlthätigen Einfluſſes dieſer neu entſtandenen Fabrik, 50 bis 60 Familien finden Beſchäftigung und Brod auf dem Werke. Durch den Transport des Roh-Eiſens von Benderf am Rhein, wo die Eigenthümer Hoh-Oefen betreiben, und der Steinkohlen von den Königl. Gruben bei Saarbrücken hat die Moſel-Schiffahrt ungemein gewonnen, der Staat aber macht blos in den auf dem Alfer Werk verbrauchten Steinkohlen einen jährlichen reinen Nutzen von 3—4000 Thlr. Das Alfthal

hinauf führt eine noch in jüngerer Zeit bequem angelegte Fahrstraße zu dem Badeorte Bertrich. Wem der Weg zu Fuße dorthin zu mühsam ist, findet in Alf immer Wagen bereit, welche übrigens auch mit der Dampfschifffahrt in Verbindung stehen.

Recht blumenreich schildert Klein die Gegend hier in seinem Moselthale weiter, wenn er sagt: „Gleich einem halbdurchsichtigen Schleier, immer tiefer und tiefer sinkend, wallt lichter Duft über dem Thale. Zerstreute Wölkchen schweben an den Abhängen nieder, und verlieren sich im Nebelmeere. Mit silberweißem Schaume brandet die Fluth an den Klippen, welche oberhalb der Alfmündung zu Tage stehen. Jetzt erglüht, im Wiederglanze der emporsteigenden Sonne, brennendroth Waldkuppe nach Waldkuppe. Die Feuerfarbe wird nach und nach zu Purpur, dieser zum Rosenschimmer, welcher jedem Gegenstande jugendliche Frische leiht. Je dunkler hier und da Gebirgsschluchten und Einbiegungen in dichte Schatten zurücktreten, desto heller springen dazwischen einzelne Lichtpunkte hervor. Vielfache Abstufung und schneller Wechsel geben der Beleuchtung etwas Magisches. Bald ist der Nebel verschwunden und reiner Himmelsazur malt sich auf der klaren Wasserfläche. Aber längs dem Gestade hin spiegelt das Smaragdgrün der Wellen Rebengelände, Obst-

pflanzungen, Gärten, Dorfschaften, Höfe und Mühlen zurück. Den Rudern hingleitender Kähne, den Zugseilen aufwärts fahrender Schiffe entsprühen bei jeder Schwingung Tausende von Demanttropfen. Mit zahlreichen Fremden besetzt, welche die Schönheit der Landschaft auf dem Verdecke sammeln, durchfliegt das Dampfschiff des Flusses Mitte. Heerden grasender Rinder hüpfen längs dem Rande desselben. Enten und Wasserhühner tauchen auf und unter, Fischreiher kreisen oben. Feierlich ernst aber wird die Scene, wenn jetzt, zur Morgenandacht rufend, die Frühglocken der Alfer, Merler und Zeller Kirchen, deren Kreuze im Sonnengolde leuchten, die Windung des Thals durchhallen. Doch nur im Lenze und Vorsommer entfaltet sich dieses freundliche Gemälde an jedem heitern Tage, seltener während des Spätsommers und Herbstes. Erst gegen 9 oder 10 Uhr des Morgens vermag dann die Sonne den dichten Nebel zu durchdringen, welcher, dem Gedeihen der Trauben höchst zuträglich, über dem Moselbette lagert. Nur von der Höhe gesehen, zeigt sich die Aussicht in ihrer Pracht, wenn so jeder Gegenstand, einer nach dem andern, hell bestrahlt hervortritt, bis zuletzt die gesammte Umgebung im Lichtglanze ausgebreitet schimmert. Geübte Fußgänger, an ländlich einfache Nahrung gewöhnt, wird es nicht

reuen, die nahen Gebirgsrücken mit kundigem Führer bestiegen zu haben. Eine weite Fernsicht bis zu den entlegenen wolkentragenden Basaltkegeln der Eifel und den himmelanstrebenden Kuppen des Hundsrückens, wo dort furchtbare Vulkanflammen emporloderten, hier ein Weltmeer fluthete, wird sie reichlich für die Mühe des Steigens entschädigen."

Oberhalb Alf verliert sich auf der linken Seite nun allmälig das Felsgebirge und bietet dem Ackerer wieder den üppigsten Boden zur Bebauung seiner Früchte, so daß der Pflug hier ebenso wie die Hacke seinen Platz findet. Mitten im Strome aber erheben sich mehrere, dem Auge wohlthuende Wörthe, die der Fleiß der Uferbewohner, da sie zum Ackerbau und Graswuchs nicht geeignet, mit Weidepflanzungen versehen hat. Jetzt zieht sich längs des Stroms der von seiner Bedeutenheit in neuerer Zeit etwas verloren, aber noch immer recht interessante Pfarrort Merl in großer Ausdehnung dahin und erinnert an ein früheres Minoritenkloster, das jetzt in die Hauptpfarrkirche verwandelt ist. Am Ende des Dorfes erhebt sich eine zweite Kirche. Weinbau und Lohschälen ernähren die Bewohner. Die dichten Forsten des Hundsrückens hegen eine Menge Grobwild und rufen den Jäger hinauf. Bei Merl mündet der Merlerbach. Gleich oberhalb Merl liegt das Dörfchen

Curey, eins der älteſten Dörfer des Moſelthals; ihm ſchief gegenüber das Pfarrdorf Kaimt, eine überraſchend freundliche Ortſchaft.

Höchſt anmuthig entfaltet ſich jetzt dem Auge das ehemalige kurtrieriſche Städtchen Zell, am Zuſammenfluſſe des Zellerbaches, mit 2 Kirchen, 300 Häuſern und 2000 Einwohnern, welche mit Flachs, Obſt und Wein Handel treiben. Hier iſt der Sitz eines Landratbamtes und eines Friedensgerichts; hier und dort erblickt man Spuren ehemaliger Befeſtigung. Neben wilden Felſen ſchaut von einer Anhöhe ein hoher alter Wartthurm herab, der mit der Stadt in Verbindung zu ſtehen ſcheint. Oberhalb Zell krümmt ſich die Moſel um die ſteilen nähertretenden Gebirgsränder. Jetzt hören die Rebenpflanzungen auf und der Fluß ſtrömt zwiſchen Felſen und mit Hecken bewachſenen Bergen, von allem, was ihn ſonſt belebt und verſchönt, verlaſſen, dahin. Auf dem rechten Ufer erſcheint nun das Dorf Briedel mit einer großen Gemarkung, die wohl vier Stunden weit ins Land geht, meiſtens Heideland. Zwiſchen Briedel und Pünderich macht ein hohes Felsufer, der pündericher Stein, die Schifffahrt nicht ſelten gefährlich. Zur Rechten wirft uns Marienburg, das den Reiſenden mehrmals verſchwand und wiederkehrte, den Scheidegruß zu. Dann erſcheinen im Verfolge die Dörfer Reilkirchen, Reil und Burg.

Die Marien-Krone.

Gegenüber waldbewachſ'nen Höhen,
Die, durch manche Sage wohl bekannt,
Auf Moſella's Felſenufer wehen,
Liegt ein Dörfchen an des Fluſſes Rand.

Pünd'rich heißt es; buntgeſtreifte Auen
Schließen es von allen Seiten ein,
Hinter ihnen ziehen ſich die blauen,
Fernen Hügel hin, bepflanzt mit Wein.

Einſam ſteht hier auf geweihter Stelle,
Wo ein Kreuzweg durch die Fluren führt,
Eine alterthümliche Kapelle,
Von den frommen Dörfern ſchön geziert.

Drinnen ruht auf ſteinernem Altare
Gnadenſpendend ein Marienbild,
Eine Silberkrone in dem Haare
Und von weißem Schleier eingehüllt.

Früher prangte eine gold'ne Krone
Auf der Jungfrau hochgeweihtem Haupt;
Doch ſie ward mit frevelhaftem Hohne
Einſt von Ritter Klodwig ihr geraubt.

Ueber Simmern kam er hergeritten,
Manche Burg beſaß er an dem Rhein,
Die er ſeinen Nachbarn abgeſtritten,
Durch verweg'nen Trotz und Heuchelſchein.

Klodwig dacht' jetzt an dem Moſelſtrande
Seiner Tochter den Gemahl zu frei'n;
Denn in ſeinem eignen Heimathslande
Mochte Keiner Schwiegerſohn ihm ſein.

Eben zog ein ſchwarzes Ungewitter
An dem nahen Horizonte auf;
Ueber Pündrichs Fluren ſprengt der Ritter
Mit dem Rappen im geſtreckten Lauf.

Winde ſauſen und es ſtürzt der Regen
Auf die dürren Saaten fürchterlich;
Nirgends winkt ein Obdach ihm entgegen,
Denn das Dörfchen birgt in Bäumen ſich.

Sieh', da blicket endlich die Kapelle
Ragend aus dem Fruchtgefild' hervor;
Bald trägt ihn der Rappe zu der Stelle,
Die er ſich zum Schutzdach auserkohr.

Doch er nahte dem geweihten Orte
Nicht mit frommem, ehrfurchtsvollem Sinn,
Sondern drängte durch die off'ne Pforte
Keck das Roß bis zum Altare hin.

Kaum erholt er ſich vom wilden Ritte,
Als die Krone ihm in's Auge fällt,
Die mit gold'nen Strahlen aus der Mitte
Matt das ganze Heiligthum erhellt.

Stille liegt es, nur die Donner rollen
Dumpf in den Gebirgen fern und nah,
Gleich, als wollte Gott im Himmel grollen
Ob der Frevelthat, die jetzt geſchah.

Klodwig greift mit ſchnöder Raubbegierde
Nach des Schmuckes wundervoller Pracht,
Werde, ſpricht er, meines Roſſes Zierde,
Das mich treulich bis hierher gebracht.

Und er ſetzt dem Göttlichen zum Hohne
Auf des Roſſes Haupt die gold'ne Laſt;
Dieſes fühlte kaum die heil'ge Krone,
Als ein ſchrecklich Raſen es erfaßt.

Grimmig ſträuben ſich der Schweif, die Mähne,
Und ſein Flammenauge ſprühet Glut;
Knirſchend reibt es in dem Mund' die Zähne
Und es ſtürzt hinaus in wilder Wuth.

Leicht getragen auf der Winde Flügel
Brauſt es durch in grauenvollem Flieh'n,
Ueber Felder rennt es, über Hügel
Zu dem nahgeleg'nen Fluſſe hin.

Und es ſpringt in langgeſtrecktem Satze
Von dem Ufer in die Fluth hinab,
Roß und Reiter mit dem gold'nen Schatze
Deckt in einem Nu das feuchte Grab.

Donnernd rauſcht's ſeitdem an dieſer Stelle,
Vormals eine glatte Silberbahn;
Schäumend ſchlägt die aufgereizte Welle
Jenſeits an die ſchroffen Ufer an.

Und den Schiffer überfällt ein Grauen,
Wenn er dieſen Wogenſturm erblickt,
Durch Gebete athmet er Vertrauen,
Die er fromm zur Mutter Gottes ſchickt.

Oftmal ſah man ſchon in heil'gen Nächten
Roß und Reiter ſtürzen nach der Fluth;
Glüh'nde Zügel hielt er in der Rechten,
In der Linken das geraubte Gut.

Menk.

Auf dem linken Ufer wechſeln jetzt wieder Feld und Wald mit dem freundlichen Grün der Reben, und die Wohnungen des erreichten Fleckens Enkirch ziehen ſich an der Mündung des Carrerbachs vom Moſelgeſtade amphitheatraliſch aufwärts bis zur Kirche.

An einem engen Thale landeinwärts lag ehedem ein Franziskanerkloster. Neben dem Reichthum eines kostbaren Weines leidet dieser Flecken Mangel an Wasser, indem für 2000 Seelen nur ein einziger Brunnen sich dort vorfindet. Bei Enkirch sind Trümmer von Granitsäulen, mit Erde bedeckt, wo nach der Sage ein alter Heidentempel gestanden haben soll. Enkirch gegenüber lehnt sich das Dörfchen Kevenich an einen hohen Bergrücken; über denselben sieht man noch eine starke Mauer, den größten Rest der Festung Montroyal, welche aber schon im Jahr 1697 geschleift wurde. Hier hat man eine herrliche Aussicht auf das Moselthal und den Hundsrücken. Rechts erscheint die Stelle, bei welcher einst Erzbischof Balduin von Gräfin Lauretta von Sponheim-Starkenburg gefangen wurde, weil er sie beunruhigte, und von dem Lösegeld, das er ihr zahlen mußte, die Feste Gräfinburg erbaute, welche die Mosel beherrschend Jahrhunderte hindurch das festeste Schloß zwischen Koblenz und Trier war. Auf dem rechten Ufer, eine Stunde von Enkirch, ragt auf einem steilen Felsenberge das Dörfchen Starkenburg, wo einst das Schloß Starkenburg, die Residenz der Grafen von Sponheim sich erhob, deren Geschlecht in der Mitte des 15. Jahrhunderts ausstarb. Von dieser Burg ist keine Spur mehr vorhan-

den, wohl aber zeigen die Landleute den Fleck, wo sie gestanden, und es heißt da noch „auf der Burg.“ Der Punkt bietet eine treffliche Aussicht auf eine der malerisch schönsten Gegenden Deutschlands. Der erste Graf zu Sponheim, der sich von Starkenburg nannte, war Johann I., ein Sohn Simons I. von Sponheim. Graf Johann I. Gemahlin war Adelheid, Gräfin von Hayn.

Starkenburg.

Lauretta von Sponheim.

Auf Starkenburg an der Mosel saß
Lauretta zu Rath mit den Ihren:
„Ihr wisset, so sprach sie, wie Habgier und Haß
Die Waffen wieder uns führen.
Da steht mein einziges Söhnlein hier,
Sein Erbtheil begehrt der Bischof von Trier:
Getreue, so lasset nun hören,
Wie mögen wir dessen uns wehren?“

Wohl grimmig schaute der adliche Chor,
Doch löst'te sich nirgend das Schweigen.
Da trat Herr Bertram, der Schreiber, hervor,
Und sprach mit artigem Neigen:

„Frau Gräfin, und will euch der Biſchof an's Zeug,
Wie wär' es, brächten wir ſelber ihn euch?
Juſt kommt er vorübergefahren,
Durch Bote hab' ich's erfahren."

Flugs jubelnd ſitzen die Ritter zu Roß:
„Nun rüſte dich, Pfäfflein, zum Bade!"
Wie Sturmwind hauſet der reiſige Troß
Hinab an's Moſelgeſtade.
Dort krümmt ſich der Fluß um die Felſenwand,
Da wird eine Kette hinübergeſpannt,
Und am Ufer im laubigen Schauer
Da liegen ſie ſtill auf der Lauer.

Von Trarbachs Mauern kommt ſäumig heran
Ein winziges Schifflein gezogen;
Es ſchaut vom Bord' ein ſtattlicher Mann
Gar ernſt in die zitternden Wogen.
Der Kurfürſt iſt es, der edle Bald'win,
Nach Coblenz ſteuert er arglos hin;
Wer mag an den Starken ſich wagen,
Der alle ſeine Feinde geſchlagen?

„Friſch, rührt euch, Geſellen! ſchon ſinket der Tag,
Heut müſſen wir Zell noch gewinnen."
Und vor dem gedoppelten Ruderſchlag
Fliegt ſchäumend das Schiffchen von hinnen,
Da kracht's und bäumt aus den Fluthen empor,
Und lärmend ſtürzen die Feinde hervor
Mit Schwertern, Speeren und Stangen,
Den Löwen von Trier zu fangen.

Herr Volker von Starkenburg poltert voran:
„Gebt euch, kurfürſtliche Gnaden!
Ihr ſpracht noch nie bei der Gräfin an,
Drum läßt ſie zu Gaſt' euch jetzt laden.
Geliebt's euch, wir haben zur Burg nicht weit,
Und gern, glaubt's, geben wir euch das Geleit."
So ſpricht er und ſonder Verweilen
Vergan mit dem Raub ſie enteilen.

Hoch auf der Zinne die Gräfin ſteht:
„Ihr Knechte, die Brücke laßt nieder!"
Und raſſelnd der Zug in den Burghof geht,
Drauf ſchließen die Thore ſich wieder,
Das ſchwere Gatter dahinter fällt:
Nun rettet dich nichts mehr, du mannlicher Held;
In Bande biſt du gefallen,
Und, traun, in die ſchlimmſten von allen!

Die Gräfin — er ſieht ſie mit finſterm Blick;
Doch Schönheit, wer möchte ihr grollen?
Sich ſelbſt verklagt er und ſein Geſchick;
Mit ihr kann er länger nicht ſchmollen.
Sie hält ihn ſo edel, ſie pflegt ihn ſo treu,
Und ſo milde lächelt ihr Auge dabei;
Faſt freut's ihn, daß die Getreuen
So faul ſind ihn zu befreien.

Und Tag' und Monden im Fluge vergeh'n
Bei Scherz und trautem Gekoſe.
Doch kann's nicht, darf es nicht länger geſchehn,
Das Volk ruft, das Herrenloſe:

„Laßt, Gräfin, nun euern Gefangenen frei,
Zum Löſegeld fordert, wie viel es auch ſey.
Gern will ich euch Alles verſchreiben,
Denn Sünd' iſt's länger zu bleiben."

„„Und wollt ihr durchaus denn, die Gräfin ſpricht,
Schlaulächelnd, ſo mögt ihr dann ziehen,
Doch laß ich, Herr Biſchof, euch eher nicht,
Bis all meine Schuld ihr verziehen.
Gelobt mir Frieden für ewige Zeit,
Und treu mir zu helfen in Noth und Streit;
Und dreißigtauſend Pfund Heller
Die gebt mir für Küch' und für Keller.""

Ob ſchwer er's empfindet, doch hält er als Mann
Frei, was in der Haft er verſprochen,
Erlöſ't die Gräfin vom ſchweren Bann
Und der Strafe, die ſchwer ſie verbrochen.
Sie aber hat drauf von dem Löſegeld
Eine Burg hoch auf den Felſen geſtellt,
Noch droben in Trümmern zu ſchauen,
Ein Denkmal der Liſt der Frauen.

E. Floris.

Auf demſelben Ufer gelangt man nach Trarbach, mit 1350 Einwohnern. Die Straßen, obwohl eng und finſter, haben einzelne ſchöne alt und moderne Gebäude, unter

welchen der alte Kellnerhof mit dem Rittersaale, das ehemalige Gymnasium, das Rathhaus und die alte hochgelegene Kirche mit dem ehernen Grabmahle Johann IV., des letzten Grafen von Sponheim-Starkenburg, besonders merkwürdig sind. Die Stadt betreibt übrigens nicht unbedeutenden Handel mit Wein und Schiefer und hat große Gerbereien und Papiermühlen, wozu zwei kleine Waldbäche, die sich hier in die Mosel ergießen, die passendste Lage bieten. In der Nähe sind Blei- und Kupfergruben. Trarbach gegenüber breitet sich der große Flecken Traben an dem linken Moselufer aus. Wie ein Vorgebirge tritt der Trabener Berg mit seinen schönen Rebenpflanzungen an das sich ausbiegende Ufer; seine Höhe gewährt eine herrliche Aussicht zu allen Seiten und besonders in das sogenannte Cröfferreich, welches der Flecken Cröff mit den Dörfen Kinheim, Neil, Erden, Kevenich, Kindelhausen, Bengel und Hetzenraths ausmachte, früher reichsunmittelbar war und einen Vogt hatte. Oberhalb Traben verbreitet sich der grüne Anbau bis zu dem Dörfchen Rissbach, welches aus seinen frischen Rebengeländer freundlich hervorschimmert. Das rechte Ufer umlagern Felsen, kaum einem holprigen Fußpfad Raum gewährend. Dort erscheint fast senkrecht über der Mosel der Jerenisfels mit einer Höhle, in welcher ehedem

ein frommer Einſiedler gewohnt haben ſoll. Eine Stunde von Trarbach entfernt erblickt man nun den alten Flecken Wolf mit ſeinen wohlangebauten Umgebungen, über welche auf einem Berggipfel ſich die ſpärlichen Ruinen des ehemaligen Franziscanerkloſters Wolf erheben.

Das Kloſter Wolf.

Die Kogelherren.

Auf der Höhe des ſogenannten Gückel- oder Gipfelbergs liegen die Ruinen des Wolferkloſters. Auch hier genießt der Wanderer eine Fernſicht, ſo ſchön, daß Keiner vorüberziehen ſollte, ohne den Berg beſtiegen zu haben.

Das Kloſter leitet ſeine Entſtehung zwar nicht aus den älteſten Zeiten her, iſt aber doch in mancher Hinſicht für die Geſchichte nicht unwichtig.

Wenige Leſer haben wohl je von einer Congregation frommer Prieſter: der Kogelherren, gehört. So wenig unſere Zeit auch von dem Wirken jener Zeit unterrichtet iſt, ſo ſehr

erregten sie doch zur Zeit ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit Deutschlands und der angrenzenden Länder. Die verschiedenartigen Orden, die Stiftung so zahlloser Klöster waren ein Bedürfniß der damaligen Zeit; sie mußten dazu dienen, das Chaos der Völkerwanderung zu ordnen, die öden Steppen, durch immerwährende Kriege hervorgerufen, anzubauen und in fruchtbares Ackerland umzuschaffen. Sie mußten dazu dienen, dem rohen Geist der damaligen Zeit Zügel anzulegen, seinem verderblichen Wirken den heiligen Schild des Evangeliums entgegenzuhalten und es in sein Nichts zurückzuführen. Allein die alte Wahrheit bewährte sich auch wieder hier: Was die Menschen gestiftet, vernichten sie wieder durch eignen Uebermuth. So riß in den Klöstern Unzucht und schlechte Sitte ein und sie verfielen, nachdem sie lange Jahrhunderte hindurch oft so segenreich gewirkt hatten. Indeß verlangte die Geschichte ihr Recht, die Umwälzungen der kommenden Jahrhunderte begehrten einen Vorläufer, die Wissenschaft, welche so lange geschlummert, erhob sich aus ihrem lethargischen Schlaf. So hatte man bisher geglaubt, die Jesuiten hätten zuerst anerkannt, daß der Priester des Herrn nicht allein untadelhaft an Sitten, sondern auch nicht Laye in den Wissenschaften sein dürfe. Dem ist nicht so; dem obenge-

nannten Orden der Kogelherren*) gebührt dieſe Ehre. Leider gingen ſie unter während die Jeſuiten, ſtark durch ihre Einigkeit, ſo gewaltig aufblühten.

Das neu geſtiftete Wolfer Kloſter empfing 1487 den Orden der Kogelherren, allein leider erblühte demſelben kein allzuglückliches Gedeihen in ſeinen Mauern. Uneinigkeit unter den Brüdern riß ſchon 1507 unter ihnen ein und als die Jeſuiten auftraten, wurden ſie bald ganz und gar verdrängt. Dennoch verließen die vormaligen Bewohner ihren Sitz nngern und noch um die des vorigen Jahrhunderts trug ſich nachſtehende Geſchichte daſelbſt zu, welche noch heutigen Tages in dem ſogenannten Cröfferreich erzählt wird:

Die geſpenſtigen Ordensherren.

Zu Traben lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein begüterter Weinbergsbeſitzer, der hatte eine wunderſchöne Tochter. Das Mädchen war ſo ſchön, daß ſelbſt die damals phlegmatiſchen Holländer, welche zu Trarbach in Beſatzung lagen, oft über die Moſel kamen, um bei dem Vater ein Schöppchen Rißbacher

*) Sie hießen auch Fraterherren, Scholares, der gemeine Mann nannte ſie nach ihren großen runden Hüten (Kogel) ſo. Ihr Stifter hieß Gerhardt Croot.

zu sich zu nehmen und nebenbei der schönen Lisbeth zu hofiren. Darunter zeichnete sich vor allen andern ein alter Hauptmann aus. Klüger als seine Kameraden, suchte er erst des Vaters Freund zu werden, ehe er sich an die Dirne wagte. Dessen hatte er sich nun bald versichert, denn er war reich; das Geld war freilich auf den Feldzügen und daher nicht auf die beste Art zusammengebracht, allein was verschlug das? Der Vater schien nicht abgeneigt, dem Hauptmann, trotz seiner grauen Haare, welche sich schon hier und da zeigten, seine Tochter zu geben; deste schlimmer kam aber der alternde Cumpan bei dem Mädchen selbst an. Dessen Herz war schon längst vergeben und zwar an einen muntern, gewandten Burschen, der zwar nicht allzuviel Geld, aber doch die treuste Liebe für seine Lisbeth besaß. Er wohnte zu Cröff, hatte weder Mutter noch Vater mehr und besaß nichts weiter mehr als ein kleines Gütchen, gesunden Geist und Körper und ein paar rüstige Arme. Den Liebenden hatte das wohl genug gedünkt, nicht aber dem Vater des Mädchens; deshalb wieß er den jungen Franz, als er ihm seine Herzensangelegenheit vortrug, höhnisch zurück. Die Liebenden konnten sich seitdem nur mehr verstohlen sehen und sprechen; gewöhnlich geschah dies, wenn Lisbeth eine alte Base in dem nahgelegenen Cröff besuchte. Der Holländer,

wohl merkend, daß sein Nebenbuhler die Schuld trug, daß er verschmäht worden, hinterbrachte das dem Alten, welcher zornig die Base in Cröff zu Rede stellte und ihr streng anbefahl, das Mädchen niemals aus den Augen zu lassen. Jetzt waren die Liebenden übel daran, jeder Ausweg wurde ihnen dadurch abgeschnitten; indeß wußte Franz bald Rath. In den schönen Herbstnächten hielt er mit seinem Kahn an dem Cröffer Ufer und wenn Alles schlief, klopfte er leise an das Hinterpförtlein des Häuschens, welches dicht am Strande lag, und sein Liebchen schlüpfte alsbald heraus und man kos'te und verliebte manches schöne Stündlein, bis der Hahn krähte, dann kehrte sie immer behutsam und leise, wie sie gekommen war, zurück. Aber o weh! auch das verriethen böswillige Menschen. Der holländische Hauptmann hinterbrachte es eiligst dem Vater, welcher es anfangs kaum glauben wollte; endlich beschlossen die beiden Männer, sich durch den Augenschein zu überzeugen, und brachen zu dem Endzweck an einem schönen Herbstabend nach den Ruinen des Wolfer Klosters auf. Sie hatten vernommen, daß dies gewöhnlich der Liebenden Zufluchtsort sei. Lange harrten sie hier, hinter dem bemoosten Gestein versteckt, und blickten unverwandt auf die Mosel, ob kein Nachen sich auf den klaren Wellen schaukle — alles blieb still. Der Mond, bisher

ruhig und unumwölkt an dem hellen Sternhimmel seine Bahn verfolgend, begann sich nach elf Uhr zu verdüstern und der Wind fegte heftiger durch die mächtigen Nußbäume, welche schaurige, lange Schatten auf die Ruinen warfen. In dem Hauptmann begannen allmählig, durch die lautlose Stille hervorgerufen, seltsame Erinnerungen aufzuleben, die Spuckgeschichten der Jugend, die Ammenmährchen traten vor seine Seele, er schaute auf seinen Begleiter, dieser schlief starr und fest und schnarchte, daß das Gestein erzitterte. Auf dem Kirchthurm zu Cröff schlug es eben zwölf; der letzte Klang war kaum verhallt, als der Wachende rings um sich ein Knistern, ein Flüstern, Stöhnen und Seufzen vernahm, welches ihm das Haar emporsträubte. Das Gestein schien sich zu bewegen, schob und dehnte sich und plötzlich blendete matter, falber Lichtschein seine Augen. Er rüttelt und schüttelte sich, biß sich auf die Zunge um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, — nein er sah wahr. Aus den verfallenen Kreuzgängen, schritt langsam und feierlich ein langer Zug männlicher Gestalten in seltsamen, schwarzen Kutten. In den magern Händen trugen sie vergelbte brennende Wachskerzen, die einen fahlen Schimmer verbreiteten, ihre Gesichter waren aschgrau und todtenbleich, die Augen geschlossen. Und immer mehr und mehr traten

aus den Gewölben, hinter den Pfeilern hervor, alle ſammelten ſich auf einem kleinen freien Platz und als der Hauptmann ſein Ohr verneigte, vernahm er deutlich Chorgeſang, der aber ſo entſetzlich ſchauerlich klang, daß ihm das Blut in den Adern ſchier zu Eis gefror. Als die geſpenſtigen Ordensherren ihren Geſang beendet, zogen ſie langſam weiter und kamen gerade auf den ſeitwärts liegenden Holländer zu. In ihrer Mitte ſchritten acht Brüder, welche einen großen Sarg trugen, und von neuem erſcholl der Geſang, aber noch ſchauriger und ſtärker denn zuvor. Näher und immer näher kamen ſie, ihr Gang war Schweben; ſelbſt die zarten Grashalme beugten nicht ihre Häupter unter ihren Füßen. Da packten den Hauptmann alle Schreckniſſe der Geiſterwelt; mit einem entſetzlichen Schrei ſprang er auf und rannte, als ob alle Geiſter und Furien der Hölle ſich auf ſeine Ferſe geheftet, den Berg hinab. Von dieſem Schrei erwachte ſein Begleiter, halb träumend ſah er noch, wie die ſpukhafte Schaar, einer nach dem andern, in der Moſel verſchwand. Am andern Morgen ſuchte man nach dem Hauptmann, man fand ihn unter dem Abhang eines Felſens mit zerbrochenem Genick. In der tollen Haſt war er dieſen wahrſcheinlich hinabgeſtürzt. Als ſich nach einigen Wochen Franz von neuem meldete, gab ihm der alte Herr gern ſein Mädchen

und eine reiche Aussteuer dazu; denn er wähnte den jungen Menschen unter dem besondern Schutz einer überirdischen Macht. Die gespenstigen Ordensherren hat man seitdem nicht wieder erblickt.

Menk.

Wolf gegenüber sieht man den großen Flecken Cröff mit 1500 Einwohnern, vormals mit noch acht andern Orten das sogenannte Cröfferreich bildend, ein kaiserliches Kammergut, später ein Pfandlehen im Besitze der Grafen von Sponheim. Ein Altarblatt in der Kirche, die Kreuzigung Christi darstellend, gemalt von Stauden aus Constanz, ist des prachtvollen Colorits, der Feinheit der Gesichtszüge, sowie der meisterhaften Gruppirung wegen sehenswerth. Herrliche Weinberge umgeben Cröff. Die Gegend wird immer schöner und reizender; wohlhabende Ortschaften zeigen sich auf beiden Ufern freundlich einladend zwischen grünen Weinbergen und Obstbaumgehöften. Das Dörfchen Kinheim erscheint auf dem linken, Kindelhausen auf dem rechten Ufer; oberhalb des letztern das freundliche Dorf Lesenich; gleich oben diesem der bedeutende Flecken Erden, mit vorzüglichem guten Weinwachs.

Auf dem linken Ufer erſcheint Uerzig, ein volkreicher Ort. Reiſende, welche den Badeort Bertrich beſuchen wollen, ſteigen bei der Thalfahrt hier aus, jene aber bei der Bergfahrt an der Alf.

Die Ur- oder Michelsley.

Vor Uerzig drängen ſich gewaltige Felſen bis dicht an das Ufer. Einer vor allen fällt dem vorüberziehenden Wanderer auf. Altes Gemäuer bedeckt ihn vom Fuß bis zur Höhe, die geſchäftige Hand des Menſchen höhlte ihn zum Theil aus und baute einen mächtigen Thurm an ſeine Vorderwand. Seltſame Gedanken ſteigen in dem Waller auf, wenn er über Zweck und Urſprung dieſes Gebäu's nachdenkt. Einer hält es für ein Gefängniß, ein anderer für eine verlaſſene Einſiedelei und keiner vermuthet vielleicht richtig.

Auf und neben dem Felſen, wo ſich noch jetzt der vielbeſprochene Thurm erhebt, ſtand bereits im 11. Jahrhundert ein burglicher Bau. Erzbiſchof Cuno ward um das Jahr 1066 hier ſchmählich gefangen gehalten; die Legende dieſes frommen Märtyrers theilen wir unten mit. Nach dem gewaltſamen Tod des Erzbiſchofs

mied Jedermann dies verfluchte, unheilig gewordene Schloß und es verfiel immer mehr und mehr in Schutt und Graus. Um das Jahr 1246 kam ein Raubritter aus dem Wormsgau, Wirich von Daun, hierher. Er war von seinem Bischof, seiner zahlreichen Räubereien und Schandthaten wegen, vertrieben worden und vermeinte sein schändliches Gewerbe an der Mosel auf das herrlichste wieder fortführen zu können. Zu dem Endzweck sammelte er seine Burgmannen und unternahm den Wiederaufbau der verfallenen Urley. Von jetzt an begannen seine Raubzüge wieder, die Schiffe auf der Mosel wurden überfallen, geplündert, versenkt; die Reisenden getödtet oder ihnen nach unmenschlicher Gefangenschaft ein Lösegeld abgepreßt. Wohl mag damals mancher Unglückliche sein Leben hoffnungslos hinter jenen Mauern verjammert haben, allein die Stunde der Vergeltung schlug. Das Geschrei der Mißhandelten drang bis nach Trier und Erzbischof Arnold II. überfiel das Nest, zerstörte den Bau wiederum und führte die Mannen in die Gefangenschaft. Die natürliche Festigkeit konnte jedoch keine Menschenhand der Ley rauben und bald erhob sich wieder eine neue stattliche Burg auf der verwüsteten Stätte. Zwei friedliebende, jedoch nicht weniger tapfere Rittergeschlechter gingen aus der unbedeutenden Urley hervor. Mancher Reisende kann es sich

nicht wohl erklären, wie sich in diesem engen Raum die gepriesenen Ritter des Mittelalters einpferchen konnten. Die übertriebenen Vorstellungen von der Pracht und Prunksucht der früheren Jahrhunderte werden dadurch gar sehr herabgestimmt. Das eine Geschlecht nannte sich Ritter von Orley und wird bis Ende des 15. Jahrhunderts genannt, das andere schlichtweg von der Leyen und aller Wahrscheinlichkeit nach, ist das noch jetzt blühende Fürstenhaus der Leyen ein Zweig desselben. Als eines burglichen Baues wird die Urley zuletzt 1504 erwähnt. Das ist in wenig Worten die Geschichte der alten Burg. Die zweite Erinnerung, welche sich an die Urley knüpft, ist nachstehende Legende:

Der Märtyrer Cuno.

Es geschah, daß im Jahr 1066 der erzbischöfliche Stuhl zu Trier erledigt ward. Man war im Domkapitel in arger Verlegenheit ob der neuen Wahl; während man aber noch berathschlagte, wurde den Trierern durch Vermittelung des mächtigen Kölner Erzbischofs Anno ein neues Oberhaupt in der Person des Propstes Cuno, Grafen von Pfulingen, gewählt. Darüber ergrimmten die Trierer sehr, denn sie vermeinten sich in ihren Rechten gekränkt. Deßhalb lagen sie dem jungen

Grafen Theodor, damaligem Stadthalter, beständig an, diesen Schimpf zu rächen. Dieser, ein heftiger, geldsüchtiger Mann, machte sich auch an dem Tag, wo man den Einzug des Bischofs erwartete, mit seinem großen Haufen Reisigen auf und zog ihm entgegen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen als sie zu Kyllburg, wo der Bischof Herberg hielt, anlangten. Alles lag noch in tiefem Schlummer, desto sicherer wurde das Haus umstellt und die arglosen Schläfer überfallen. Anfangs glaubten die Begleiter des heiligen Mannes, die Kriegsleute kämen um ihren neuen Herrscher im Gepränge abzuholen, als die rohen Männer aber die reichen Schätze zu plündern begannen, wurden sie zu spät ihr Irrthum gewahr. Der fromme Cuno ward nunmehr mit Spott und Hohn fortgeführt und, seines Schmucks beraubt, auf das feste Schloß zu Uerzig an der Mosel gebracht; allda bewachten und bewahrten sie ihn streng. Dem Haß des Domkapitels und des Grafen Theoderich war indeß damit nicht genügt. Vierzehn Tage saß der alte Mann in dem feuchten Thurm; endlich drangen am 1. Juni vier rohe Henkersknechte in seinem Kerker, rissen ihm seine Gewande vom Körper und schleppten ihn auf die Spitze eines hohen Felsens. Hier überhäuften sie ihn mit Spott und Hohn, banden ihm die Hände auf den Rücken und riefen:

Hat dich der Herr wirklich zum Bischof erwählt, so wird er Dir jetzt seinen Schutz nicht versagen. Damit stürzten sie ihn mit Hohngelächter den furchtbaren, zackigen Felsen herab. Allein siehe da, ein Wunder geschahe: unverletzt sank, wie von Engeln getragen, der heilige Mann in den Abgrund. Darob ergrimmten die Henkersknechte gar sehr und zum zweitenmal stießen sie ihn hinab, und wieder und auch zum drittenmal ward er gerettet.

Aber so verstockt und verhärtet waren die Mörder in ihrem Sinn, daß sie Gottes Finger in diesem Wunder nicht erkannten. Wüthend zogen sie ihre Schwerter und hieben ihm unter gräulichen Flüchen das Haupt ab. Seinen Leichnam ließen sie dann, mit Gebüsch und Dornen bedeckt, auf freiem Felde liegen. Vierzig Tage lang lag er hier und ward endlich von mitleidigen Seelen vor der Kirchenthüre zu Lösenich begraben. Als aber zahlreiche Wunder das Grab verherrlichten, wurde er später in das Kloster Tholey gebracht. Graf Theodorich, von Gewissensbissen gepeinigt, nahm das Kreuz; allein er, der Unwürdige, sollte das gelobte Land nicht sehen; auf der See erhob sich ein gewaltiger Sturm und er sammt seinen Mannen ertrank.

Menk.

Etwas weiter auf dem rechten Ufer liegt Machtig, wo ehemals eine Kellnerei des deutſchen Ordens war. Etwas weiter auf dem linken Rheinufer liegt das frühere Ciſterzienſer-Nonnenkloſter Machern, von hohen Bergen überragt.

Kloſter Machern.

Dort auf der Moſel grünem Bord
Ein Kloſter man erſchaut;
Die Nonnen ſind ſchon längſt d'raus fort,
Die Kirch' iſt längſt verbaut.

Der Kloſtergarten, groß und ſchön,
Dehnt ſich die Wieſ' entlang,
Die alten Bäume noch drinnen ſteh'n,
Nachts rauſchen ſie ſo bang.

Und wenn dann auf die Berge bleich
Der Mond neigt ſein Geſicht,
Da weint und wimmert's im Geſträuch,
Und wankt und ſchimmert's licht.

'S iſt eine Nonne, die vor Zeit
Gebrochen ihren Schwur;
Nun muß ſie Nachts im Todtenkleid
Umgehen in der Flur.

Sie hatt' einſt einen Liebſten fein,
Mit dem ſie lang gebuhlt,
Den ließ ſie heimlich zu ſich ein,
Und ſank in Sündenſchuld.

Und wo er über die Mauer ſprang,
Da ſteht und ächzt ſie ſchwer,
Und wo er ſie geführt entlang,
Da wankt ſie jammernd her.

Und in der Laube dunklem Grund,
Wo klopfte Bruſt an Bruſt,
Da ringt ſie ihre Hände wund,
Und flucht der ſünd'gen Luſt.

Und auf der Wieſ', am ſtillen Ort,
Wo ſie ihr Kind ertränkt,
Da ſteht und ſchaut ſie fort und fort,
Den ſtarren Blick geſenkt.

Und rauſcht der Fluß und brauſt der Sturm,
Will ſtürzen ſie hinab,
Da dröhnt es Eins vom Kirchenthurm,
Und reißt ſie in ihr Grab.

Das liegt tief im Gewölb' verſteckt,
Von Moderduft durchſchau'rt,
Da ward, als ihre Schuld entdeckt,
Lebendig ſie vermau'rt.

Da ſchwenkt ſie noch den leeren Krug,
Und nagt an ihrem Bein,
Und hüllt ſich in ihr Leichentuch,
Und ſinkt zu Aſche ein.

C. Floris.

Das Kloſter Macheren.

Die Nonne und der Ritter.

Auf dem linken Moſelufer oberhalb Rachtig öffnet ſich, indem ſich das Gebirge einigermaßen von dem Strome zurückzieht, eine kleine Fläche, die ſogenannte Tafel. An dem Ende derſelben, in einer traulichen Einſamkeit, rückwärts an den Berg gelehnt, erſcheint das ehemalige Nonnenkloſter Macheren, nach Urkunden in dem Jahr 1237 geſtiftet. Die Sage berichtet, dieſes Kloſter habe vordem auf dem rechten Rheinufer, in der Nähe von Niederlahnſtein, geſtanden und die dortigen Landleute erzählen ſich noch jetzt von einer weißgekleideten Nonne, die in heiligen Nächten an dem Bächlein auf- und abſchreitet. Ernſt und mild betet ſie meiſtentheils aus einem Buch, das ſie geöffnet vor ſich trägt. Schon manchen hat ſie in ſtillen Nächten durch ihre leuch-

tende Geſtalt erſchreckt, obgleich ſie Keinem etwas zu Leide thut, ja oft freundlich grüßet. Wenn ſie ſich zeigt, ſo geht es den Bach hinauf in der Schlucht toll zu. Wüſtes Geſchrei, Gekreiſch, wilde Lieder, aber auch dazwiſchen die ſüßen Töne des Salve Regina durchzittern die ſtille Nacht; dann und wann rollt auch ein feuriges Rad dem Bache zu. In dieſer Schlucht ſoll das Kloſter Macheren vor altersgrauer Zeit geſtanden haben. In ſo heiligem Ruf die Nonnen auch ſtanden, um ſo wüſter und unheiliger ging es den geweihten Mauern des Convents ſelbſt zu. Die Junkerherren der nahgelegenen Edelhöfe kamen allnächtlich verkleidet an das Kloſter, ſtiegen über die Mauern und wenn ſie Alle im großen Betſaal verſammelt waren, begann ein gräuliches, unzüchtiges Bankettiren, gottloſe Reden wurden geführt und ſchändliche Unzucht getrieben. Die Langmuth des Himmels war allzugroß und ſah lange dem ſchändlichen Treiben zu.

Nun trug es ſich zu, daß eine Novize aufgenommen werden ſollte; dieſe war ein junges Mädchen aus einer armen Ritterfamilie. Der Schmerz über den Verluſt des Geliebten, welcher im Kampf gefallen ſein ſollte, hatte ſie zu dem ſo ernſthaften Schritt getrieben. Die neu Aufgenommene war ein Muſter von Frömmigkeit und Tugend und eben dadurch wurde ſie bald das arme Opfer der gottloſen

Schweſtern, denn ſie ſträubte ſich auf's ernſteſte, trotz aller Verlockungen und Drohungen, in ihr ſchändliches Leben einzuſtimmen. Da wurde die arme Ermeſinde nun gemißhandelt, eingeſperrt und mußte die niedrigſten Dienſte verrichten. So ſaß ſie eines Abends ſtill weinend in einem Winkel des Gartens. Da ſchellte es, aber die Pförtnerin war wahrſcheinlich im großen Saal beim Bankett und niemand hörte. Endlich erhob ſich das Mädchen und ging ſelbſt die Pforte zu öffnen. Da ſtand ein junger Pilgersmann mit blaßen Wangen und bat flehentlichſt um Aufnahme für dieſe Nacht: er komme aus fernen Landen her und könne nicht weiter ziehen. Die junge Nonne ſchrack beim Klang dieſer Stimme ſichtlich zuſammen, führte den Ermatteten aber trotzdem in eine Zelle und erquickte ihn mit Speiſe und Trank. Aengſtlich bemerkte ſie, daß der Fremde jede ihrer Bewegungen mit ſeinen Augen verfolgte und endlich in höchſter Aufregung aufſprang und ausrief: „Ermeſinde, theure Ermeſinde, ja ich täuſche mich nicht, Du biſt es ſelbſt; o komm und verlaß dieſen heiligen Ort, der mich für ewig von Dir trennt!“ Da knickte das Mädchen gleich einer gebrochenen Lilie zuſammen, — ſie hatte den todtgeglaubten Geliebten erkannt! Die Liebenden feierten das ſchöne Feſt des Wiederfindens unter Thränen; was blieb ihnen für Hoffnung?

Ermesinde hatte bereits das Gelübde abgelegt und an eine Rückkehr war nicht zu denken. Da durchzuckte ein Gedanke ihren Kopf, das lasterhafte Leben der Schwestern trat vor ihre reine Seele; wäre ihre That mehr zu verdammen gewesen, wenn sie das Haus der Unzucht schon längst geflohen hätte? Der Vorsatz, es jetzt zu thun, stand im nächsten Augenblicke bei ihr fest. Sie beredete mit dem Ritter Tag und Stunde und die Liebenden schieden mit frohen Hoffnungen; Berthold versprach jeden Abend zu kommen, bis die Stunde geschlagen, in welcher sie den geweihten Mauern für immer den Rücken wenden würden. Einige Abende darauf harrte Ermesinde an der kleinen Pforte des Geliebten, da ertönten Schritte und ein Greis, zitternd unter der Last der Jahre, trat gebeugt in den Garten, um ein Nachtlager flehend. Die junge Nonne war eiligst bereit, dem Begehr zu willfahren, ergriff des Alten Arm und geleitete ihn nach dem Gebäude. Unter der Thür aber stand die Aebtissin mit ihrem Sponsen und als sie des Greises ansichtig wurde, schalt sie ihn heftig und befahl ihm, die heiligen Mauern alsbald zu meiden; der Alte flehte, sie zürnte, darob versammelten sich die „Convents-Jungfrauen, ergriffen den Armen und stießen ihn zur Thür hinaus. Dieser aber erhob das gebeugte Haupt und streckte drohend den Arm aus: „Wehe, Wehe, drei-

mal Wehe über Euch, die Ihr Euch Dienerinnen des Herrn schelten läßt!" rief er mit furchtbarer Stimme. „Der Tag des Gerichts wird kommen und dann Heulen und Zähnklappern sein!" Alsbald umzog ein drohendes Gewitter den ganzen Horizont und lagerte sich schwer über die ganze Fläche. Die Nonnen aber hörten nicht das Krachen des Donners, sahen nicht das Leuchten der Blitze, sie bankettirten alle im großen Saale, und anstatt zerknirscht auf den Knieen zu liegen, sandten sie gotteslästerige Reden gen Himmel. Ermesinde aber kniete mit ihrem Geliebten am Hochaltar und flehete die Mutter Maria an, daß sie ihr die Brechung ihres Gelöbnisses verzeihen sollte. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, leuchtende Blitze fuhren herab, die Erde erzitterte und that sich auf: das Kloster, mit allem was darin lebte und athmete, wurde verschlungen. Ermesinde aber, weniger schuldlos als die übrigen, soll der Sage nach nicht verdammt worden sein. Dennoch findet ihre Seele nicht Ruhe, bis die Sünden der gottlosen Nonnen abgebüßt seien und deshalb betet sie eifrig auf ihren nächtlichen Wanderungen.

Menk.

Kaum eine halbe Stunde stromaufwärts breitet sich der schöne und große Flecken Zel-

tingen mit 180 Häuſern und mehr als 1500 Einwohnern aus, und gewährt ſowohl durch ein freundliches Aeußere an ſich, als durch den Ruf eines ausgezeichneten Weins, ein erhöhtes Intereſſe. Oberhalb Zeltingen liegt die Burgruine auf einem vorſpringenden Felſen ſehr maleriſch.

Der beſte Wein.

Sprecht Ihr vom Rhein, von dem Burgunderland,
Von edlen Weinen, die ihr je getrunken,
So ſchweig' ich ſtill, obwohl auch mir bekannt
Ein Oertlein iſt, das könnt' traun ärger prunken.

Zeltingen heißt's, im ſchönen Moſelthal,
War't Ihr nie da, ſo habt Ihr viel verloren;
Da trägt der Weinſtock Reben ohne Zahl,
Den hab' zum liebſten Wein ich mir erkoren.

Leicht, klar wie Gold, ein ſüß und ſanft Getränk,
So fließt die Gottesgab' die Kehl' hinunter:
Des Weines bin ich immer eingedenk,
Sein denk' ich über's Jahr wie auch jetzunder.

Die Mönchlein früh'rer Zeit die bauten gern
Die Zellen hin, wo in der Glut der Sonne

Die Reb' gedieh, da ehrten sie den Herrn
Und dachten sein in Demuth und in Wonne.

Der Martinshof, von Alt und Jung gekannt,
Und weit und breit geschätzt ob seiner Reben,
Erzeuget Wein, den besten wohl im Land,
Die Stiftsherr'n haben ihm den Nam' gegeben.

Auch bis nach Trier drang jenes Weines Ruhm,
Der Churfürst Philipp hätt' ihn gern genossen,
Doch nicht beliebt war sein streng Herrscherthum,
Die Mönche hielten ihm ihr Faß verschlossen.

„Ei trotzt mir nur, ich bin der Churfürst noch
Und mein Befehl, mag er Euch auch verdrießen,
Soll mir zur Stell' ein Fäßlein schaffen doch,
Und thätet ihr's auch noch so arg verschließen."

D'rauf rief er wohl die halbe Clerisei
Und eine Inspection ward vorgeschoben,
Die Herren stellten ein sich gar getreu,
Es war wohl allen d'rum, den Wein zu proben.

Am Wehl'ner Ufer reiht sich Schiff an Schiff,
Gehorsam trat der Abt an das Gestade,
Und seine Mönch' er all zusammen rief,
Zu bitten um des Herrn Churfürst's Gnade.

Herr Abt, sprach der, man hat mir baß gerühmt
Des Klosters Reichthum und der Mönche Sitten,

Zu ſchauen komm ich das wie ſich's geziemt,
Doch wollt' ich vorher um 'nen Trunk Euch bitten.

Alsbald führt unſer Abt den ſtrengen Herrn
In ſeines Kloſters reichgeſchmückte Hallen,
Die Inſpektion vergaß man da recht gern,
Vom Becherklingen thun die Wände ſchallen.

Was Rhein, was Moſel, was die Nah erzeugt,
Es blinkte in der Becher rothem Golde.
Und Alles jubelt, nur der Abt der ſchweigt
Und zeigte ſich dem Lärmen nicht gar holde.

Es ward ihm klar, daß nicht dem Kloſter galt
Die Inſpektion, wohl aber ſeinem Keller;
Da dachte denn der gute Abt alsbald:
Liſt wider Liſt, ich ſehe doch noch heller.

Trinkt, trinkt ihr Herr'n, ſo lang ihr trinken wollt,
Dacht' er bei ſich und ließ die Gläſer füllen;
Vom Mutterfaß ihr doch nichts ſagen ſollt,
Mögt an dem Kretzer euren Durſt euch ſtillen.

Als nun der Churfürſt baß die Kehl' geſchwenkt,
Erhob er ſich und ließ ſich fortgeleiten;
Und wie er dann den Abſchiedstrunk empfängt,
Thät er den Abt zu ſich nach Trier beſcheiden.

„Ich lob Euch ſehr," ſprach er zu ihm gewandt,
„Eu'r Regiment thät mir gar wohl behagen,

Und kommt Ihr einmal n'auf in's trierſche Land,
Sollt Ihr auch über ſchlechten Wein nicht klagen.

„Das ſag' ich aber offen Euch und frei:
Ihr könnt zu Trier mit Wehl'ner nicht den Gaumen kühlen,
Gerrieſen ſei die Wehlener Abtei,
Die ſolchen Rebenſaft thät alle Jahr erzielen.

Da lacht der Abt gar herzlich in den Bart:
„Habt Dank, Herr Churfürſt," ſprach er ſonder Bangen,
„Euch ſchmeckt der Wein, daß Ihr das Lob nicht ſpart,
„Und dennoch könnt Ihr beſſern noch empfangen.

„Kommt wieder Ihr zu einer Inſpektion,
Und gilt ſie nicht dem Wein, wohl aber der Gemeinde,
Dann ſollt Ihr Wehlener trinken in eigener Perſon, —
Bis dahin ſpar'n wir ihn für — unſ're guten Freunde."

Menk.

Zeltingen gegenüber breitet ſich der freundliche Pfarrort Wehlen längs der Moſel aus, und dieſem gegenüber liegt der prächtige Martinshof, eine ehemalige Propſtei des St. Martinskloſters in Trier, nun das Eigenthum des Herrn P. M. Mohr. Bald oberhalb dieſes Hofes erſcheint in einer anmuthigen Lage das große Dorf Graach, mit etwa 1200 Einwohnern, welches ſich lang und ſchmal an dem rechten Ufer hinzieht. Herrlich blüht hier die Natur;

reicher Segen deckt die bebauten Flächen und Rebenhügel, während steile Rücken mit Steingerölle und Wald und Felskronen mit dem lieblichen Grün der Reben und der Obstbäume wechseln. Neben der Graacher Kirche erhebt sich ein ehemaliges Klostergebäude.

Nicht so schön und nicht so freundlich als andere Orten naht sich das Städtchen Berncastel, eine halbe Stunde von Graach auf derselben Seite. Das Städtchen, mit etwa 2000 Einwohnern, hat ansehnlichen Wein- und Bergbau. Nur eine kurze Strecke längs des Ufers ziehen sich Häuser hin, wohingegen der Haupttheil der Stadt rückwärts dem Gebirge zu liegt. Eine Straße über die Höhen nach Kirchberg und Bingen unterhält hier lebhften Handel der fleißigen Einwohner. Auch führt von hier aus über einen hohen Berg ein Weg nach Trarbach. Wer das Steigen nicht scheut, kann diese Strecke in einer Stunde zurücklegen, während die Wasserfahrt durch die Krümmungen der Mosel nach vier Stunden dauert. Die Kirche mit schönen Thürmen nahe an der Mosel, umschließt verschiedene früher viel besuchte Reliquien. Bernkastel hat zwei katholische Kirchen und ist der Sitz eines Landrathamtes, eines Friedensgerichts und eines Eichungsamtes; auch befinden sich in der Nähe Blei- und Kupferbergwerke, Bleiwäschen und Schieferbrüche. Bernkastel führt eine Bäri-

als Wappen, wahrscheinlich zum Andenken an dessen Gründer Nero. Um das Jahr 1008 vertrieb Erzbischof Poppo eine Räuberschaar, welche hier ihr Unwesen trieb, zerstörte ihre hiesige feste Burg. Zur Zeit Friedrich Barbarossa's baute ein Graf von Castel auf den Trümmern ein anderes Schloß, welches später von Erzbischof Johann wieder zerstört, dann 1277 von Erzbischof Heinrich II. von Vinstingen wieder hergestellt und befestigt wurde. 1692 brannte durch Unvorsichtigkeit das Schloß ab, bei welcher Gelegenheit viele schätzbare Gemälde und Kostbarkeiten verloren giengen.

Der böse Maurus.

Wenn Ihr hinab die Mosel reis't
So hört Ihr auch vom bösen Geist,
Der tief in eines Waldes Schacht
Noch hauset, und bei Tag und Nacht
Sein Wesen treibt durch manchen Spuck,
Trotz Graumann, Kobold oder Puck.
Doch wie er kam in dies Bereich,
Das meldet mein Geschichtchen Euch:
Ein ächter Spiel- und Trinkkumpan
War Maurus, auch ein böser Mann,
Den gern zu Cues die Nachbarn sieh'n;
Er sprach der Sitt' und Tugend Hohn,

Ergab ſich wüſtem Zeitvertreib,
Und ach! ſein armes gutes Weib
Litt viel durch ihn, und wenn ſie mild
Ein Wörtlein ſagte, fuhr er wild
Und drohend auf, ja ſchlug ſie gar,
So daß oft eine ganze Schaar
Verwandter auf ihr Klaggeſchrei
Flog zur Beſchwichtigung herbei.
Doch gottloſes Leben, Trunk und Spiel
Führt endlich an ein ſchlimmes Ziel!
Als Maurus einſt den ganzen Tag
Durchzecht bei'm tobenden Gelag
Im nächſten Dorf, wo manchen Fluch
Der Wind zu fernen Wolken trug,
Wankt' er mit ſchwerbetäubtem Sinn
Durch mitternächt'ges Dunkel hin,
Zu finden wiederum ſein Haus;
Da wandelt vor ihm her — o Graus! —
Ein ſchwarzer Mann, der ſeine Bahn
Mit Feu'r beſtreift: „Halt!“ (ruft ihn an
Herr Maurus;) Sei der Teufel auch,
So wart'! Ich fürchte keinen Gauch.“
Doch ſchlängelnd wie ein Irrlicht zieht
Fort das Geſpenſt durch Buſch und Ried,
Den Trunk'nen bis zur Felſenhöh':
Da ſtrauchelt er, und ſtürzt — o Weh! —
Tief in den Abgrund! das Genick
Zerbrach — erfüllt war ſein Geſchick.
Ihn fand bei'm frühen Morgenſchein
Ein Jäger dort im wilden Hain,

Und als sein Weib die Kund' erfuhr,
Da dachte sie des Gatten nur
Vergaß den harten Ungestüm,
Und weinte Thränen über ihm.
Sie ließ zur Erd' ihn feierlich
Bestatten; doch was zeigte sich,
Als man ihn nach dem Kirchhof trug?
Er sah dem ernsten Leichenzug
Vom Fenster in des Hauses Dach
Wie lebend und hohnlächelnd nach.
Mit Schaudern rief sich Jeder zu:
„Er hat im Grabe keine Ruh'!"
Die gute Frau im tiefsten Leid
Bekreuzte sich: fortan zur Zeit
Der Nacht rumort' als Poltergeist,
So wild des Hauses Flur durchkreis't,
Der böse Maurus; doch nur geh'n
Wird er gehört und nicht geseh'n.
Die Nachbarn, ja der ganze Ort,
Sind müd des Spuks, der immerfort
Sie aus dem Schlafe schreckt und lärmt,
Als ob ein wüthend Heer anschwärmt.
Man läuft nach Priestern, welche kund
Des Bannes, und in nächt'ger Stund'
Erscheinen drei in jenem Haus,
Und sprechen ihre Formel aus.
Beschworen war der Geist alsbald
Und dann verwiesen in den Wald,
Der ohnweit Cues die Höh'n umrauscht;
Dort sitzt er im Gelüst und lauscht

Auf Dorfbewohner, die er neckt
Und, rächend die Verbannung, schreckt.
Zur Mittagsstunde sah man ihn
Tief murmelnd durch die Haide zieh'n;
Im grauen Rocke wandelt er,
Und mit dreieck'gem Hut, umher,
Wie einst der Wicht im Leben ging,
Und übte manches lose Ding.
Oft sauset' er im schnellen Trab,
Und rollte Steine Berg hinab;
Dann schwatzt' und lacht' er höchst vergnügt,
Wenn Schabernack er zugefügt.
Manch Dirnlein, das sich eine Last
Von Streu gehäuft, hielt er gefaßt
Am Tragekorb: entsetzt und bang
Lief es den grausen Forst entlang.
Dem Landmann, der sich Holz gefällt,
Hieng auf dem Rücken unser Held,
Er trug ihn bis zum Felsenrand:
Da sank der Unhold und verschwand.
Wohl schweift' er auch zum Fluß heran,
Und sprang jach in des Fischers Kahn,
Der fast versunken wäre, doch
Scheucht' ein Gebet den Bösen noch.
Manchmal erscholl's im Dunkeln laut:
„Hol' über!" Und dem Rufe traut
Der Schiffer, lenket durch die Nacht
Den Kahn zum Ufer — horch! da lacht
Ob seines Streichs im hohen Wald
Der Schelm, daß grauenvoll es erschallt.

Was war zu thun? Kein Schiffmann fährt
Bei Nacht, so lang der Geist verkehrt,
Und Niemand will zum Forste geh'n,
Aus Furcht den Tückebold zu seh'n.
„Ruft die Beschwörer doch herbei!
Versetzen muß man ihn auf's neu."
So spricht ein weiser Dorfpatron,
Und im Ornate kommen schon
Die Herr'n, und zieh'n zum wilden Ort
Mit feierlichem Schritte fort.
Beschworen wird der Geist alsbald,
Doch in den rauhen Hinterwald,
Zwei Stunden weit von Cues, verbannt,
Das endlich vor ihm Ruhe fand.
Harmloser spuckt er dort — es rauscht
Manchmal im Hain — der Wand'rer lauscht
Und eilt, doch ungekränkt, vorbei:
Nur, wenn ein rohes Zechgeschrei
Ertönt bei'm tollen Bacchanal,
Braus't hoch ein Sturm durch's wilde Thal,
Daß Eich' und Tanne kracht umher,
Und schaurig ruft's: „Nicht mehr! Nicht mehr!"
Der Heimath denkt zuweilen doch
Der unglückseel'ge Schwärmer noch:
In heil'ger Pfingstnacht, wo er sank
Am Felsen, schleicht sein leiser Gang
Zur alten Wohnung, rauscht am Thor,
Und schweifet jach zum Wald empor.

K. Geib.

Der Kellner zu Bernkastel.

Wir wenden uns von der grausen Gespensterkunde, so aus alter Zeit herstammt und dem Landvolk bei'm Spinnrecken und Weidenschnitzen an warmen Ofen um so angenehmer die Winterabende kürzt, als sie schaurig und seltsam lautet, zu einem Histörchen von heiterem Anstriche, das eine Begebenheit meldet, die sich weit später in der Nähe desselben Schauplatzes ereignet hat.

Kurfürst Franz Georg von Trier, aus dem gräflichen Hause von Schönborn, war ein geist- und kenntnißreicher Mann, und dabei sehr thätig in der Verwaltung seines Landes. Um so mehr wird sich der Leser wundern, wenn er hört, daß dieser ausgezeichnete Prälat mit dem Beinamen Simpelfränzchen beehrt wurde. Aber die Benennung hatte keinen andern Grund, als den, daß Franz Georg, dessen Staatskasse durch den für sein Gebiet so lästigen Krieg von 1734 sehr erschöpft war, die Steuer auf 15 Simpel erhöhte. Dies verdroß nun Viele der Unterthanen um so mehr, als sie selbst in jener unruhigen Zeit nicht wenig von ihrem Vermögen aufgeopfert hatten, und sie rächten sich dafür durch einen Spitznamen an ihrem Landesherrn. Freilich sahen sie nicht voraus, daß

späterhin (im Revolutionskriege) noch härtere und stürmerischere Jahre über Fürst und Volk kommen und dann auch die Steuern noch um mehr als ⅔ erhöht würden. Doch zur Sache. Unter die trierischen Kurfürsten, welche gern die Jagd übten, wozu sich in den an Hoch- und anderem Wilde so reichen Wäldern und Gebirgen des Moseltals und der Eifel die beste Gelegenheit bot, gehörte auch der Erstgenannte, dessen müßige Stunden vorzüglich der Waidmannslust gewidmet waren. Darum nahm er auch allen Jagdfrevel sehr übel auf, und Jeder, der ihn beging, ward, ohne Ansehen der Person, freilich nicht auf barbarische Art, doch mit einer schweren Geldstrafe, dafür bestraft. Da stand zu Bernkastel ein erzbischöflicher Amtskellner, der ein eben so gewaltiger Jäger war, als sein Herr, und den man auch, wenn dieser in den wilden Gebirgsthälern umher ein großes Jagen hielt, gern in das Gefolge mitnahm, wo er sich dann als tüchtiger Schütze hohen Ruf erwarb. Allein der Drang, seine Neigung zu befriedigen, war in dem Hubertusjünger so groß, daß ihm die fürstlichen Hirsch- und Eberhetzen kein Genüge leisten konnten, und nicht selten wagte er sich allein oder mit einigen vertrauten Waidgenossen in den uralten Forst, um insgeheim eine Beute zu fällen. Dies war in Bernkastel und der Gegend nicht unbekannt;

doch wollte vermuthlich Niemand eine so wichtige Person wie den Herrn Kellner des Frevels beschuldigen oder etwas davon laut werden lassen, weil der Kurfürst auch wohl den Streich verzeihen, und der Ankläger dann mit dem Beamten auf sehr übeln Fuß gerathen mochte. Eines Morgens begab sich unser Jagdliebhaber in die großen Hunolsteiner Waldungen, und gewahrt' im Frühtbau die Spur eines stattlichen Wildes. Bald stöberten seine Bracken einen prächtigen Kronhirsch auf, und als dieser an ihm vorbeifloh, krachte die wohlzielende Kugelbüchse, und das edle Thier stürzte nieder in's Gras. Besorgt, daß er verrathen werde, ließ der Kellner den Raub an einem sichern Ort im Walde verwahren und erst bei Nacht in seine Wohnung schaffen. Aber am folgenden Morgen trat ein anderer Beamter, mit dem er in sehr freundschaftlichem Vernehmen stand, hastig in sein Zimmer, und sprach mit leisem ängstlichen Tone: „Was hast du angefangen? Einen Hirsch in des Kurfürsten Jagdrevier zu schießen! Du mußt verrathen oder von den herrschaftlichen Jägern selbst entdeckt werden sein; denn so eben höre ich, daß ein Bericht gegen Dich an das Forstamt erstattet werden soll. Du weißt, wie streng' unser Herr so etwas ansieht. Man wird Dich für einen Wilddieb erklären, und das geringste, was dir wider-

fahren kann, ist der Verlust deiner Stelle.“ Das war nun freilich eine schlimme Nachricht für den Herrn Kellner. Er sah die schwarze Gewitterwolke, die sich über ihm zusammenzog, stand betroffen da, und erwiederte endlich, als er sich erholt hatte: „Was? — Ein Wilddieb? — das bin ich doch nicht. Ich wollte gern dem Kurfürsten alles Wild abliefern, das ich in seinen Forsten erlege, wenn er mir nur die Erlaubniß zum freien Jagen gestatten wollte. Das ist mein unbezwinglicher Hang; aber er soll dennoch in Zukunft gebändigt sein. Gieb mir jetzt nur einen guten Rath, wie ich mich aus dieser Schwullität herauswinden kann.“ — „Ich wüßte nur einen, (war die Antwort,) und den mußt Du sogleich befolgen. Alles Leugnen der schon so ruchbaren Sache hilft Dir nichts. Eile schnell zu dem Fürsten, der sich jetzt auf dem Schloß Ehrenbreitstein befindet. Gesteh' ihm deine Schuld, und fleh' um Gnade. Er war dir sonst immer gewogen, und vielleicht gewährt der geistliche Herr, was der weltliche versagen würde.“ — Ohne Verzug ließ der Bedrangte seinen raschen Klepper satteln, schwang sich auf, und trabte schnell die Straße nach Koblenz hin. Den heilsamen Rath seines Collegen genauer prüfend, kam ihm während des Ritts ein guter Gedanke. In Ehrenbreitstein angelangt, bat er um Audienz bei

dem Kurfürsten. Aber die Höflinge bemerkten ihm, daß dies nicht geschehen könne, bevor er sich über sein Geschäft ausgewiesen habe. „Ich will (sagte er) meinem Erzbischof beichten.“ „Damit (hieß es) kann sich seine Durchlaucht nicht befassen; dafür haben wir Pfarrer und Kapläne.“ — „Aber (entgegnete jener) meine Sünde ist von der Art, daß nur ein Erzbischof sie lösen kann.“ Das Begehren ward nun vor dem Fürsten gemeldet, und dieser, obschon über die unerhörte Zumuthung sehr verwundert, gab doch endlich nach, und ließ den Mann vor, um seine Beichte anzuhören. In Demuth geneigt bekannte der Sünder einige so unbedeutende Vergehen, daß er leicht davon loszusprechen war. „Habt Ihr nichts Aergeres begangen?“ fragt' ihn der Prälat. „Ja, (antwortet' er zitternd,) das Schlimmste kommt noch. Ich habe das Unglück gehabt, in dem Jagdbezirke des Kurfürsten von Trier einen feisten Hirsch zu schießen.“ Da runzelte Franz Georg gar gewaltig die Stirne; doch erwägend, daß der Mann immer als ein treuer und redlicher Diener bekannt und hier allein durch die leidenschaftliche Jagdlust verführt war, absolvirte er ihn, und fügte mit strenger Miene die Worte hinzu: „Ein andermal hütet Euch vor solchen Dummheiten!“ Froh eilte der Befreite nach seiner Heimath zurück; die Absolution war ertheilt, und was der Erz-

bischof vergeben, das konnte von dem Kurfürsten nicht mehr bestraft werden. Man ließ also die Anklage fallen, doch der Kellner war gewitzigt, und jagte nicht mehr ohne Erlaubniß in den Revieren seines Landesherrn.

K. Geib.

Gegenüber Berncastel liegt das Dörfchen Cus in einer angenehmen Lage. Hier ist der Geburtsort des in der Weltgeschichte so berühmt gewordenen Kardinals Nicolaus Cusanus, welcher der Sohn eines Fischers mit Namen Krebs war, später Bischof zu Brixen und zuletzt zur Kardinalswürde erhoben wurde. Er starb in Italien, in Rom liegt sein Körper begraben, sein Herz wurde in der hiesigen Hospitalkirche, die er für arme und schwächliche Greise stiftete, beigesetzt. Seine zahlreichen Schriften zeugen von außerordentlicher Gelehrsamkeit. Die Gebäude des Hospitals sind noch so wie der Kardinal sie errichten ließ, und in diesem Augenblick enthält die Anstalt noch 33 Pfründner.

Von Cus sowohl als auch von Traben führen Wege nach Wittlich und verbinden so die Koblenzer-Heerstraße mit der Mosel.

Oberhalb einer waldgekrönten Felsenhöhe schimmert eine halbe Stunde von Bernkastel zwischen grünen Obstbäumen rechts das Dorf Andel, wo sich ein klarer Bach ergießet, und wegen der mit sich führenden Goldkörnchen der Goldbach genannt wird. Auf der andern Seite zeigt sich hoch das Thal hinauf das größere Dorf Lieser unfern der Mündung des Flußes gleichen Namens. Hier ist der Geburtsort des Gelehrten Johannes Lesuranus, Zeitgenosse und beständiger Gefährte des Nicolaus de Cusa.

Oberhalb Lieser zieht sich bis zur Mündung der kleinen Bach Lieser eine ebene Fläche und dann erhebt sich der Braunenberg, wegen seines vortrefflichen Weines berühmt. Die Lieser aufwärts, eine Viertelstunde, liegt das Dörfchen Maring, hinter dem sich mehr Waldung und Ackerbau als Rebenpflanzungen finden. Ein Freund von mir, sagt v. Damitz in seiner Moselbeschreibung, sandte mir vor einiger Zeit eine Nachricht, die er aus Lieser her datirt haben wollte, da er indeß längs der Mosel hinauf gegangen, und erst zehn Jahre später die Sage nachschrieb, indem er nur von der Nähe des Städtchens Bernkastel

spricht, so vermuthe ich eher, daß er statt Lieser, — Lessenich, und mit der Höhle die Urleyhöhle gemeint hat; er erzählt:

Ein freundlicher Morgen rief die Welt zu neuer Thätigkeit ins Leben, und Tausende gingen mit Lust und Frohsinn an die unterbrochene Arbeit. Auch ich pries meinen Schöpfer und griff mit heiterem Muthe nach dem Wanderstabe, weiter gen Westen zu pilgern, wohin mein Beruf mich gerade führte.

Acht Stunden war ich mit reger Anstrengung gegangen, da senkte sich aber die Sonne glühend heiß auf mich nieder, weiter und weiter, erschien mir nun das Ziel, dem ich schon so nahe zu sein glaubte, fast unerreichbar fern, und ließ mich sehnsüchtig auf ein am Flusse gelegenes Dörfchen blicken, indem ich Schutz vor den sengenden Strahlen zu finden hoffte.

Ein hübsches, von Weinranken umlaubtes Häuschen schimmerte mir durch das erquickende Grün in glänzendem Weiß entgegen, und ohne viel zu fragen, wessen Gastfreundschaft ich in Anspruch nehme, trat ich hinein und auf gut militairisch in die offene Stube.

Ein gefälliger junger Mann kam mir als Besitzer desselben freundlich entgegen und hieß mich herzlich willkommen, während ich erkannte, daß mich mein günstiger Stern in die Pfarrerwohnung geführt hatte. An Weiter-

geben war nun für heute nicht mehr zu denken, und ich ließ mir die Einladung auch um so lieber gefallen, als sich den Nachmittag ein Kreis interessanter junger Männer dort bildete, in dem ich mich recht wohl befand. Ein herrlicher Abend folgte der Schwüle des Tages und der Vorschlag unsers gütigen Wirthes, noch eine Promenade auf die nahegelegene Bergkuppe zu machen, wurde von allen Seiten mit inniger Freude aufgenommen.

Die Spitze war glücklich erklimmt und eine der schönsten Aussichten bot sich dem trunkenen Auge dar.

Meilenweit lag die ganze Gegend zu unsern Füßen; dort der herrliche Strom, bald von steilen Felsen, bald von duftenden Blumen und Kräutern in seinen Ufern begrenzt; dort riesige Berge mit tausendjährigen Eichen und Buchen bewachsen, dort lachende Thäler und Dörfer von glücklichen Menschen bewohnt; dort Trümmer von alten Burgen und Schlössern, die uns an die Kraft und Stärke unserer Vorfahren, aber auch an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnerten.

Stumm und entzückt blickte Alles eine Zeit lang auf diese tausend Naturschönheiten, dann aber auf den Pfarrer, ihn um so mancherlei Erläuterungen zu bitten.

Am meisten interessirte mich eine Grotte

oder Höhle jenseits der Mosel, die in schauerlicher Wildheit uns angähnte.

„Das ist die Geisterhöhle, die Grabstätte des wilden Jägers" — antwortete der Pfarrer auf meine Frage — und nun erst doppelt beachtenswerth, bestürmten wir ihn Alle, uns das Nähere über den düstern Ort mitzutheilen. Traulich lagerten wir uns um ihn im Kreise herum und hingen gespannt an seinen Lippen. Er erzählte:

Zur Zeit Kaiser Rudolphs des Zweiten lebte in jener Burg, die dort über die riesigen Bäume hervorsieht, und von der jetzt nur noch einzelne Steinhaufen in die Wolken ragen, ein tapferer Ritter, Kuno von Hoheneichen, der in manchem Strauß, in manchem ritterlichen Kampfe Sieger geblieben war, und nur dem einzigen Feinde, dem kleinen Gott mit Pfeil und Bogen, erlegen hatte. Schon am Ende der Dreißiger mußte er den Frevel büßen, ihn bis dahin verhöhnt zu haben, und fußfällig gestand er der schönen Helena seine Ohnmacht. Das achtzehnjährige Mädchen ergab sich willig dem kräftig blühenden Mann, und zog als seine Gattin auf die Burg, die von nun an der Sitz glücklicher Liebe und Eintracht, durch die Geburt einer Tochter aber bald ein wahres Paradies der liebenden Eltern wurde.

Schön und freundlich wie ein lieblicher Maimorgen war die kleine Mathilde zur Freude

der ganzen Gegend herangewachsen, und zur Feier ihres neunzehnten Geburtstages hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft auf der Burg drüben eingefunden, in dem traulichen Kreise, den Liebe und Freundschaft bildeten, das Leben und dessen Reize zu genießen, als nach kurz aufgehobener Tafel noch zwei Fremde in den Burghof sprengten und um Aufnahme bitten ließen.

Gastfrei ließ ihnen der Schloßherr die Thüren öffnen und ging ihnen, sie zu bewillkommnen, entgegen.

Von einer Fehde heimkehrend, war Graf Bruno und Ritter Wilhelm von Westering nahe bei dem Schlosse vorbei geritten, als sie dort des alten Kuno und dessen lieblichen Tochter Lob aus jedem Munde gehört und den Grafen auf die Idee gebracht, seine Verwandten mütterlicher Seits zu besuchen und die schöne Kousine kennen zu lernen. Er war nahe an den Dreißigen, schlank, kraftvoll und blühend schön, dabei tapfer und klug, der ausgezeichnete Günstling des Kaisers, Besitzer fester Burgen und eines großen Vermögens. Alle Herzen schlugen ihm schon in der ersten Stunde entgegen und tausend Jungfrauen wären ihm mit Entzücken an den Traualtar gefolgt, aber kalt gegen die Reize weiblicher Schönheiten konnte sich noch keine der Erwiederung ihrer Gefühle rühmen, und die Allmacht der Liebe

von der er so oft und so viel gehört hatte, schien ihm leeres Possenspiel zu sein. Auch auf Mathildens Reize spöttelte er gegen seinen Freund Wilhelm, als man ihm erzählte, daß schon so mancher Ritter sein Herz in der Burg bei ihr zurückgelassen, aber Keins als Entschädigung von dort mit heimgebracht hätte, und trotzig meinte er den Kampf mit der Gefährlichen aufnehmen zu können.

Kaum hatte aber der Vater Kuno den Ankömmlingen die Hand geschüttelt, und ihnen Frau und Tochter vorgestellt — kaum hatte Mathildens sanftes herrliches Auge dem Blicke des Grafen begegnet, als er sich wunderbar ergriffen fühlte, zur heimlichen Freude seines Begleiters, weder am frohen Mahle, noch der muntern Unterhaltung der Gesellschaft Geschmack fand, und mit namenloser Unruhe nach der schönen Verführerin schielte. „Ihr werdet doch siegreich aus dem neuen unbedeutenden Kampfe hervortreten?“ — fragte Wilhelm spöttelnd seinen Freund, als die Knappen sie in ihr Schlafgemach begleiteten und Bruno gedankenvoll im Zimmer umherschritt.

„Ich glaube nein!“ antwortete er, und suchte vergeblich im Schlafe den Muth, den ihm der kleine Engel unwiederbringlich geraubt hatte.

Auch Mathilde hatte ungewöhnliches Herzklopfen, und was ihr bis dahin fremd gewe-

sen war, das beseligende und doch peinliche Gefühl der Liebe, stahl auch ihr der Frieden und die Ruhe des kleinen Herzens, in dem das Bild des herrlichen Ritters mit glänzenden Farben eingezogen war.

Rasch in allen seinen Handlungen hatte Bruno schon am andern Tage den ersten günstigen Moment benutzt, sich Luft zu machen und Mathilden das Geständniß der Gegenliebe von ihren Lippen geküßt. Ueberschwenglich glücklich trat er mit dem erglühten Mädchen vor den überraschten Vater, vor die zärtliche Mutter und bat um ihren elterlichen Segen.

„Ihr seid ein edler und tapferer Mann," erwiederte Kuno, „und die Verbindung mit Euch würde mir zur Ehre gereichen, aber habt Ihr Euch auch wohl geprüft, ob Eure Liebe zu meiner Mathilde keine vorübergehende Leidenschaft ist? — ob Ihr sie immer und immer mit derselben Achtung, mit derselben Liebe lieben werdet? Zwei Tage sind nicht ausreichend, sich gegenseitig kennen zu lernen, und wenn Ihr jemals anders als heute denken könntet, wenn Ihr jemals aufhörtet, sie zu lieben? o seht meine weißen Haare, nicht lange werde ich vielleicht mehr zum Schutz und Beistand ihr bleiben können; wenn ich dann mit der Furcht aus der Welt gehen müßte, meine Mathilde, mein Alles der Nichtachtung" — da unterbrach der liebende Bruno den zweifel-

haften Alten, ergriff seine Hand, kniete vor ihm nieder und schwur ihm unter Betheuerungen seiner Anhänglichkeit treue Liebe und Achtung für seine Tochter bis zum Tode.

Unwillkührlich seufzte der Ritter tief auf, als er die Hand segnend auf der geliebten Tochter Stirn legte, aber in Freude erglühte das Auge der Mutter, die in dieser Heirath den untrüglichen Beweis für das irdische Heil ihrer Mathilde fand.

In Seligkeit schwelgten die Liebenden und fanden in ihrer Umarmung, in ihren Küssen den Himmel auf Erden, den ihnen keine Macht der Welt im Stande schien zu trüben.

Bis spät in die Nacht saßen sie in einer blühenden Rosenlaube des Schloßgartens, und schliefen Beide erst gegen Morgen ein, um nun in glücklichen Träumen die Wonne der Liebe noch einmal zu schmecken.

Da wurde es plötzlich laut in der Burg, Knappen und Zofen liefen durcheinander, Alles sprang erschrocken aus dem Bette und fragte nach der Ursache des Lärms, der so zu ungewöhnter Stunde Leben verbreitete, mit blassen Gesichtern zeigte man auf das Schlafgemach des Ritters Kuno, nach welchem jetzt der Burgkaplan mit feierlichem Ernst in Gang und Miene zu gleicher Zeit mit dem noch halbträumenden Bräutigam zuschritt.

Der Burgherr war gefährlich krank ge-

worden, ein hitziges Fieber schien ihm plötzlich seine Besinnung geraubt zu haben, er lag in heftigem Paroxismus und phantasirte in einem fort. Weinend lagen Gattin und Tochter vor seinem Lager und bedeckten seine Hände mit Küssen; instinktartig kniete auch Bruno neben Mathilden nieder, und blickte angstlich und forschend in das stiere Auge des geliebten Kranken. Jetzt richtete sich dieser, wie wenn ihm ein anderer Gedanke käme, schnell im Bette auf und sah auf den Grafen und sein Kind. Das Gesicht verzog sich dabei wie zum Schmerz und unwillkührlich rief Bruno, als ob er dazu aufgefordert würde: „ich wiederhole Euch meinen Schwur, Vater! ich werde Eure Tochter glücklich machen." — Da rollte das Auge des Ritters in fürchterlicher Wildheit, und mit entsetzlicher Stimme, die Alle zu Boden schmetterte, rief er: „Du lügst, Unglücklicher; Du wirst sie verderben! ein blutiges Schwert hängt über ihrem Haupte und Deine verruchte Hand wär es, die es führte. Nicht den Segen dem Mörder meines Kindes und dem meinen, nicht meinen Segen dem Frevler an Gottes Geboten; ich widerrufe, was ich Dir versprach und gebe Dir sterbend meinen Fluch." — Und todt sank er mit diesem schrecklichen Worte rücklings auf sein Lager nieder.

Eine schauerliche Stille herrschte in dem

Zimmer, nur von Zeit zu Zeit durch das Schluchzen der Weinenden unterbrochen. Nach und nach erst erhoben sich die Frauen, die treue Gattin aber nur, um in ihre Kammer und dort auf das Krankenbett zu wanken, von dem man sie acht Tage darauf ihrem Kuno in die Gruft nachtrug. Mit innigem Schmerze weilte ihr brechendes Auge auf Mathilden und mit einem tiefen, tiefen Seufzer nahm sie den Abschied von der Geliebten, für das Leben. Sie forderte nicht von ihr das Versprechen der Entsagung Bruno's, aber einzelnen Worten hörte man den Wunsch an, in einem Kloster vor den Stürmen des Schicksals Schutz und Zuflucht zu suchen.

Mathilde war außer sich, wie sie dem Sarge der liebenden Mutter folgte, und ihr Entschluß, ins Kloster zu gehen, stand in den ersten Wochen nach diesem schmerzlichen Doppelverlust fest; bis Liebe und Zeit ihr allmählig jenen schrecklichen Moment weniger grell, die unheilvolle Prophezeiung des Vaters ihr weniger wahrscheinlicher werden ließ und sie den Schwüren des Geliebten, sie dennoch, jenem Ausspruch zum Trotz, glücklich zu machen, Gehör gab.

Nach sechs Wochen führte der Graf das reizende Mädchen zum Altar und vertauschte ihr zu Liebe die Burg seiner Väter mit der ihrigen zum Wohnort. Zwei Jahre waren

vergangen und Millionen Thränen hatten diese zwei Jahre die junge Gräfin gekostet, denn so glühend Bruno seine Gemahlin liebte, so fürchterlich quälte er sie durch unnatürliche und ungezügelte Eifersucht, und einsam stand die einst für gesellige Freuden so laute Burg, da des Grafen Verdacht auch die treuesten und besten Freunde traf und verscheuchte. Selbst auf Frauen war er neidisch, und Mathilde durfte mit keiner ihrer frühern Bekannten liebevoll umgehen, wenn sie sich nicht der härtesten Rüge aussetzen wollte. Und dennoch duldete sie alles ohne Murren, und weinte nur im Stillen ihrer verlorenen Freiheit und Seligkeit die bittern Thränen der Reue.

Da kam der Graf einst mit Schweiß bedeckt von der Jagd zurück und sah vor sich einen Ritter von einem Knappen gefolgt nach der Burg reiten. Er spornte sein Roß, um jenen noch zu ereilen, kam aber erst vor dem Schlosse an, als der Fremde schon darin war, und wie er deutlich hörte, nach der Burgfrau fragte. Mathilde war im Garten, in der nämlichen Rosenlaube, in der sie einst das Glück der Liebe an der Brust ihres Bruno gefunden; man wies ihn dorthin, der Graf folgte mit bebender Hast, und sah — er glaubte seinen Augen nicht zu trauen — sah, wie Mathilde freudig die Arme öffnete und dem Fremden an den Busen sank.

Einen Augenblick hatte der Schrecken seine Kräfte gelähmt, jetzt ermannte er sich racheschnaubend, legte das mörderische Gewehr an, drückte ab und — der Ritter schwamm in seinem Blute; dann aber stürzte er wüthend auf die Gräfin zu und durchbohrte sie mit dem breiten Schwerte.

„O Bruno!“ seufzte die treue Gattin und verschied. „O Bruno!“ seufzte der Ritter und drehte das sterbende Auge zu dem Mörder, der mit Entsetzen seinen eigenen geliebten Bruder erkannte, welcher nach zweijähriger Abwesenheit, wo er tapfer an seines Kaisers Seite für dessen Ruhm gefochten hatte, zurückgekehrt war, seine Lieben hier zu besuchen und — sein Grab zu finden.

Starr und regungslos sah Bruno auf das entsetzliche Schauspiel, während die Knappen bebend hinzutraten und ängstlich den Herrn blickten, in dessen Busen tausend Schwerter wühlten und ihm den Schmerz auf die Stirne schrieben.

Eben hauchte der sterbende Jüngling seine letzten Seufzer aus, er hielt sterbend dem Bruder die Hand entgegen, die dieser aber verschmähte, mit wilder Verzweiflung dann das blutige Schwert und das Mordgewehr ergriff und fort in den Wald stürmte.

Von weitem folgten die Diener, wie er in jene Höhle sich zurückgezogen und gegen sich

selbst in Verwünschungen ausbrach. Wie aber auf der Burg die Glocken ertönten und das Leichenbegängniß der beiden Gemordeten andeuteten, wurde es plötzlich stille in der Höhle und die Knappen konnten jenen Beiden noch einen Dritten beifügen, denn der Graf hatte sich mit dem Schwerte, an dem das Herzblut seiner Gattin klebte, in diesem Augenblicke durchstochen.

Verwaist stand nun die einst so blühende Burg; in der Höhle aber wollten die Wanderer ein stetes Murren und dumpfes Selbstgespräch vernehmen, bis Nachts ein Mensch in grüner Jagdkleidung mit rasender Eile daraus hervorstürmte und zum Schrecken der ganzen Gegend die Wildniß durchstrich.

Die Höhle hieß seitdem die Geisterhöhle, und der Graf: der wilde Jäger. Bis auf unsere Tage hat sich hin und wieder die Sage von jener Begebenheit, wie von dem gespenstigen Umtrieben des wilden Jägers erhalten und noch jetzt sieht man mit bangem Grauen auf den düstern Ort, an dem es auch dem Vorurtheilsfreien unheimlich zu Muthe wird.

Wie viel von der Sache wahr ist — schloß der Pfarrer seine Erzählung — kann ich nicht entscheiden, gewiß ist es aber, daß einst jene Edele dort hausten und die Besitzungen, die nun Staatseigenthum sind, einer mächtigen Familie gehörten.“ —

Still und ernſt ſah die ganze Geſellſchaft noch einmal hinüber nach dem verhängnißvollen Ort, der uns Allen nun um ſo viel bedeutſamer erſchien, und nachdenkend folgten wir dem gaſtfreien Wirth in ſeine Wohnung.

Am rechten Ufer folgen bald hintereinander die wohlgebauten Ortſchaften Mühlheim und Duſemond, letztere mit vortrefflichen Weinbergen, wovon die vorzüglichſten auf dem benachbarten Braunberge liegen. Bei dem Flecken Mühlheim münden mehrere Bäche, die eine Menge Mühlen in Bewegung ſetzen.

Mülheim.

Die drei Schweſtern.

Zu Mülheim an der Moſel
Da gab's drei Schweſtern ſchön,
Wie Mondſchein ſanft und gewachſen
Wie Tannen auf den Höh'n.

Die Aelt'ſte kam zum Vater
Und ſagte: Laß mich frei'n;
Ich hab' einen holden Knaben —
Der Vater der ſprach: Nein!

Sie aber ging und weinte
Die Aeugelein ſich aus,
Und nach drei Monden trug man
Im Sarg ſie aus dem Haus.

Da kam die Zweit' und ſagte:
Lieb Vater, laß mich frei'n;
Ich hab' einen holden Knaben —
Der Vater der ſprach: Nein!

Sie aber ging und weinte
Die Aeugelein ſich aus,
Und nach drei Monden brachte
Man ſie in's Irrenhaus.

Da kam die Jüngſt' und ſagte:
Lieb Vater, laß mich frei'n;
Ich hab' einen holden Knaben —
Der Vater der ſprach: Nein!

Sie aber ſprach dagegen:
Ich gräme mich nicht zu Tod',
Und will auch verrückt nicht werden
Vor großer Liebesnoth.

Und ging mit ihrem Liebſten
Bei Nacht und Nebel davon.
Der Vater aber enterbte
Sie flugs dafür zum Lohn.

Zu Mülheim an der Mosel
Da gab's drei Schwestern schön,
Die mußten ach! alle drei
Durch Liebe zu Grunde gehn.

E. Floris.

Die Hinterbach bildet landeinwärts ein höchst anmuthiges Thal, in dem der Wechsel der grellsten mit den reizendsten Partien, die man sich denken kann, dem Auge die interessanteste Beschäftigung bietet. Die weit zurücktretenden Waldhöhen des Hundsrückens, stromabwärts die Felsengebirge bei Bernkastel und die Weinberge des steilen linken Ufers umschließen ein herrliches Rundgemälde. Hier liegt das Städtchen Thal-Veldenz, mit ungefähr 800 Einwohnern, über welchem sich höchst malerisch auf einem mit Wald bewachsenen Vorgebirge die Bergruine Veldenz, die der Herrschaft den Namen gab, befindet. Im 12. Jahrhundert traten die ersten Grafen von Veldenz auf, deren Geschlecht im Jahre 1794 ausstarb. Zerstört wurde die Burg schon im 30jährigen Kriege. Ober Dusemond kömmt man an das Dörfchen Filzen, wo vormals ein Nonnenkloster stand. Filzen schräg gegenüber liegt das Dorf Kesten, diesem gegenüber

Winterich und stromaufwärts Minnheim, Dörfer, welche besonders in der jüngern Zeit durch fleißigen Weinbau zu einem außerordentlichen Wohlstande gelangten. Wie still und warm liegen diese Dörfer am Fuße der Berge! Wo die letzten Häuser stehen, da beginnt ein kleines Gemälde von Wallnußbäumen, das sich fortzieht bis da, wo kaum mehr zu einem schmalen Fußwege Platz am Ufer ist. Jetzt ersetzt auf der rechten Moselseite ein wildes unfruchtbares Gestripp die Stelle lachender Weinberge, hinter Reinsport eine weite Fläche an der schiefen Ebene wieder alle möglichen Bebauungen zuläßt. Jetzt folgen die Orte Reinsport, Nieder-Emmel und Müstert, die alle drei eigentlich nur ein Ganzes unter dem Namen des Hauptortes Emmel bilden. Eine vom Strom hier gebildete Halbinsel sucht sie ihres Gleichen an Schönheit und Ueppigkeit, und bei dem Emmeler Tönnchen, einem aufgeworfenen Grabhügel, so wie bald daneben, wo die von dem stumpfen Thurm herabkommende Römerstraße verschwindet, wird die Aussicht so herrlich, daß man auf's Neu mit alle den früheren anzustellen beginnen möchte. Diese Stelle nur kann es sein, wo der Venantius Fortunatus singt, in seinem Gedichte de castello Niceti:

Cernit frugiferos congaudens incola sulcos
Vota ferens segetti fertilitate gravi.

Agricolae pascunt oculos de messe futura;
Ante metit visu, quam ferat annus opem.
Ridet amoenus ager, tectus viridantibus herbis.
Oblectant animos mollia prata vagos,
Haec vir Apostolicus Nicetius arva peragrans,
Condidit optatum pastor ovile gregi.

Wahrlich dieſe Gärten der Armida hat keiner unſerer Geſchichtſchreiber, keiner unſerer Philologen bereiſet, denn außerdem würde längſt entdeckt ſein, wo des Erzbiſchofs Nicetius Pfalz geſtanden haben muß, wo Mediolanum zu ſuchen,

Haec tibi parturiunt Mediolane dapes.

Eine Stunde landeinwärts entfernt liegt das Kloſter **Eberhardsklauſen**, welches ſonſt im Rufe hoher Heiligkeit ſtand. Die Kirche enhalt ſchöne Gemälde.

Die Eberhards-Klauſe.

Was ſchilt die Mutter ergrimmt und wild?
„Beim Teufel, packe dich fort!“
Das Mägdlein flieht in den finſtern Wald,
Es irrt ohne Schutz und Hort.

Wie irret ſo bang das Kind umher!
Der Wolf heult heiſcher nach Raub,

Es ſtürzet der Schnee, es ſtarret die Fluth,
Es raſchelt vom Baume das Laub.

„Wo bleibet mein Kind?“ Das Mutterherz klopft,
Und Thränen verdunkeln den Blick.
Sie ruft hinaus in den brauſenden Wind,
Es tönt keine Antwort zurück.

Sie wacht und jammert die lange Nacht,
Sie ruft ihr Kind, und weint;
Kaum dämmert der Wintermorgen herauf,
So weckt ſie den Nachbarn und Freund.

Sie ſuchen umſonſt in Dorf und in Flur,
Sie ſuchen auf windiger Höh,
Ach nirgends, nirgends ein Fußtritt erſcheint
In dem friſch gefallenen Schnee.

„Verzeihe mir Gott, bei dir allein
Iſt Rettung in der Noth;
Ach ſchütze, ſchütze mein trautes Kind,
Ach rett' es vom grauſamen Tod.“

Die Mutter in ihres Herzens Noth
Zur Eberhardsklauſ' hinflieht,
Es wird das Herz ihr leichter, als ſie
Vor der reinen Jungfrau kniet.

Indeß war der zweit' und dritte Tag hin,
Der vierte Tag auch vergeht,

„Ach leſet die Meß für mein Kind und mich,
Herr Pater!“ die Mutter fleht.

Und als für das arme Kindlein empor
Der Prieſter die Hoſtie hebt,
Da tönet hell aus dem dunkeln Wald
Ein Stimmchen: Eu'r Töchterlein lebt.

Sie ſtürzen hinzu, da ſitzet das Kind
Holdſelig in Engelsgeſtalt,
Ein Blumenkranz um das blonde Haar,
Das lockig ſein Antlitz umwallt.

Und Blumen hält die linke Hand,
Die rechte einen grünen Zweig.
„Gefunden, gefunden mein trautes Kind,
Ich Arme, ich bin wieder reich.“

„Wo biſt du geweſen, wer hat dich genährt?“
Ruft die Mutter tief gerührt,
„Lieb Mutter iſt ſtets geweſen bei mir,
Lieb Mutter hat mich geführt.“

„Es hat lieb Mutter getragen ein Licht,
Ein Hündlein lief dabei,
Das Hündlein war ſo weiß wie Schnee,
Es war ſo freundlich und treu.“

„Das war die Mutter Gottes, mein Kind,
Sie hat dich vom Tode befreit.

In Eberhardsklauf' hab ich zu ihr geweint,
Sie wandt' in Freude mein Leid."

„Kommt, danket mit mir in Eberhardsklaus!"
Sie gehen und opfern den Kranz,
Die Blumen, das Zweiglein, und Wunder! die blühn
Noch stets und in ewigen Glanz.

A. Storck.

Der Prior Mathias Biedburg, aus Neumagen, gab im J. 1641, Trier, bei Hubert Reuland, und in zweiter Auflage 1649, ein Büchlein heraus, von den Wundern, welche sich durch das Gnadenbild zu Clausen ereignet; eines der anmuthigsten ist jenes von dem Mägdlein aus Wambach, unweit des luxemburgischen Schlosses Berburg. „Fort mit dir; in des Teufels Namen," hatte die erboste Mutter zu dem Kinde gesagt, und vor Grauen erfaßt, floh das fünfjährige Mägdlein, über Berg und Thal, durch verwachsene Wälder, in ein undurchdringliches Dickicht, wo wilde Thiere heulten, der Sturmwind brauste, der Schnee zu Bergen sich erhob. Längst war die Mutter zu sich gekommen, und beunruhigt durch des Kindes ungewöhnliches Ausbleiben, durchsucht sie die nächste Umgebung; traurigen Herzens kommt sie ohne das Töchterlein nach Hause, ruft sie die Nachbarn zu Hülfe: die

Fluren werden begangen und die nächste Dörfer, aber verloren ist der Mutter Mühe, erfolglos der Nachbarn getreuer Beistand. Da wendet zu Gott sich das betrübte Mutterherz; zu der Mutter der Barmherzigkeit flehet um Hülfe die verlassene Mutter, und zugleich mit ihren Thränen opfert sie ein Gelübde, in Clausen zu entrichten. Vier Tage waren es, seit man das Kindlein vermißt und gesucht hatte. An diesem vierten Tage wurde in Clausen für der verlorenen Tochter Heil das unblutige Opfer dargebracht, und von Freunden und Nachbarn begleitet, machen die Eltern sich nochmals auf den Weg, um das Aeußerste zu versuchen. Alle Schluchten wurden durchsucht, kein verborgenes Ecklein blieb unerforscht, da hören sie, gegen zehn Uhr, wie der Priester in Clausen eben, in jenem geheimnißvollen Opfer um des Kindes Wohl, Sanctus, Sanctus, Sanctus, Dominus Deus Sabaoth spricht, eine Stimme aus tiefem Dickicht, gleich der eines fröhlichen und singenden Knaben. Aufgeregt durch solche Töne, stürzten die Späher von allen Seiten herzu, und sie finden das Mägdlein am Wege stehend, Blumen in der einen, in der andern Hand einen grünen Zweig haltend. „Wo bist du gewesen, wo hast du dich aufgehalten, was hast du gegessen," so fragte die stürmische und besorgte und freudige Hast. „Ich war stets," antwortet das Kind, „mit der Mutter,

sie hat mich geführt, ein Licht trug sie in der Hand, ein weißes Hündlein lief uns zur Seite." Da fiel Allen gleich ein, jene Mutter müsse die Himmelskönigin gewesen sein, und „fürwahr, wer anders, als sie, die himmlische Mutter, die Trösterin der Betrübten erhielte das Kind vier Tage lang frisch und gesund!

Ein anderes Wunder hat sich Jimburgis von Baden, des Grafen Engelbert II. von Nassau-Dillenburg Gemahlin, erbeten. Ihr Eheherr befand sich in dem verwegenen Häuflein, womit Karl der Kühne Nanci belagerte, und wurde seit dem unglücklichen 5. Januar 1477 vermißt. Schon hatte man der Gräfin die hohe Wahrscheinlichkeit seines Todes berichtet, und von Traurigkeit und noch bitterer Ungewißheit gefoltert, gelobte sie nach Clausen zu opfern so viel Wachs, als Engelbert mit Waffen und Harnisch schwer, falls sie in bestimmter kurzer Frist zuverlässige Nachricht haben würde von dem Loose, so ihm gefallen. Den zweiten Tag schon kam der Bote mit der Nachricht, daß der Graf, ein Gefangener zwar, aber doch wohlbehalten in Straßburg sich befinde, und zu 50,000 fl. Lösegeld angesetzt sei. Freudig opfert die Gräfin, was sie versprochen, und was gewiß keine Kleinigkeit, denn die Länge, Breite und Dicke fand Engelbert nicht leicht seines Gleichen. Viel über ein Jahr-

hundert leuchtet zu den höchsten Festen die Riesenkerze, bis endlich in dunkler Nacht Diebe einbrachen. Zu dem Werke der Finsterniß zündeten sie die große Kerze an, und beim Abzuge vergaßen sie des Löschhorns. Wie der Sakristan am Morgen öffnete, bemerkte er die Lücken, die der Raub hinterlassen, er bemerkte aber nicht, daß die Kerze brennend geblieben war, und sie brannte immer fort, bis nach 14 Tagen ein Zufall den Schaden offenbarte. Die Flamme hatte nämlich nur die dem Docht anliegende Masse ergriffen, das übrige Wachs bildete um sie wie eine Ringmauer, welche so lange aller Augen blendete. Die ausgehöhlte konnte nicht weiter dienen.

Unweit Emmel erscheint das Dörfchen Pisport auf schmalem Uferrande. Der Pisporter Wein ist in den Rheinlanden als eine der besten Weinsorten bekannt, welche die Mosel liefert; im Norden passiren unter seinem Namen meistens andere geringere Moselweine. Oberhalb Pisport liegt das Dörfchen Ferres, und von da kömmt man zu dem wohlhabenden Dorfe Drohne an der Mündung des gleichnamigen Flusses, ziemlich der bedeutendste Nebenfluß der Mosel von Trier bis Coblenz. Ueberall lagern hier hohe Berge an den rebenbepflanzten Gestaden; mehr oder minder schroff zieren ihre Kuppen finstere Waldungen. Die Gegend hat etwas Einför-

miges, aber doch Erhabenes, Ernstromantisches, und die vielen Windungen des Flusses, der oft an demselben Orte mehrmalen vorbeizuführen scheint, schließen immer kleine Landschaftsgemälde ein. Bald erscheint nun auf dem rechten Moseluser, wo sich eine Thalschlucht ins Gebirge senkt, das alte große Dorf Neumagen, mit etwa 1400 Einwohnern. Der Ort zieht sich angenehm um den Hügel her, auf welchem die Constantinsburg stand, von welcher nur noch wenige Trümmer übrig sind. Nur die Reste eines aus Quadersteinen erbauten Thurmes mit theils noch erhaltenen Verzierungen, zeugen von römischem Ursprunge; die meisten derselben rühren jedoch wohl von einer im Mittelalter hier erbauten Burg her. Die uralte Kirche zu Neumagen ward im Jahr 1190 von Johann I. geweiht. Auf einer Waldhöhe unfern dem Orte zeigt man noch eine Stelle, wo das feste Lager Constantins gestanden haben soll. Etwas weiter bei Merscheid finden sich Spuren einer Römerstraße. Hier soll auch die Stelle sein, wo Constantin das Kreuz in den Wolken erblickte, welches ihn zum Christenthum bestimmte. In Neumagen wohnt ein aus den ältesten Zeiten bekanntes betriebsames Völkchen, das in guten Jahren an 500 Fuder Wein produziert. Die Gegend um Neumagen bildet eine so reizende Land-

schaft, daß dasjenige, was Ausonius darüber sagt, nur Wahrheit scheint. Von da erscheint auf dem linken Ufer das Dörfchen Trittenheim in Obstbäume reizend gehüllt, der Geburtsort des berühmten spanheimischen Abtes und Geschichtsschreibers Johannes Trithemius.

Trittenheim.

Trithemius, der Abt und Zauberer.

Im Jahr 1462 am ersten Februar kam das Weib eines ziemlich unbemittelten Weinbauers mit einem rüstigen Knäblein hier nieder. Der Junge wuchs heran und zeigte viel Anlagen, freilich nicht für des rauhen Stiefvaters (der rechte war ihm im ersten Jahre gestorben) Feldarbeiten, desto mehr aber für das Studiren. Dem Vater kam diese Neigung sehr ungelegen und harte Worte, auch Schläge regneten auf den armen Knaben herab. Die Lust zum Lernen konnte diesem aber nicht ausgetrieben werden; in der Nacht, wenn Alle schliefen, stahl er sich leise von dem ärmlichen Lager, um sich von einem treuen Freund

im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen. Einstmals hatte er ein wunderbar Gesicht: im Traum erschien ihm ein herrlicher Jüngling in glänzende, weiße Gewänder gehüllt. Zwei Tafeln, die eine beschrieben, die andere mit bunten Bildern bemalt, hielt ihm dieser vor und ließ ihn darunter wählen. Als nun der jugendliche Johannes die beschriebene ergriff, da sprach die Gestalt: „Weisheit wird Dir nicht fehlen.“ Und schnell stieg fortan sein Glück. Bereits im 22. Jahre wählten ihn die Mönche des Benedictinerklosters Spanheim bei Creuznach zum Abt, und ein so herrliches Walten entfaltete er, daß Hohe und Niedere herbeiströmten, den wunderbaren Mann und seine schöne Bibliothek zu sehen. Seine Werke, die er damals schrieb, erwarben ihm großen Ruhm. Als er aber einstmals einem gelehrten Freund geschrieben: sein großes Werk, welches er jetzt unter der Feder habe, handle von geheimen Sachen und Künsten, die vor ihm Niemand gekannt, und dieser Brief von Andern erbrochen wurde, da stieg sein Ruhm auf den höchsten Gipfel. Frankreich und Deutschland sandte seine Gelehrten. In der damaligen Zeit, wo die Alchymie, besonders bei den Fürsten, in hohen Ehren stand, wähnten diese in dem Spanheimischen Abt einen Retter aus ihrer immerwährenden Geldnoth gefunden zu haben. Markgraf Christoph von Baden, Chur-

fürst Philipp von der Pfalz, Joachim I. von Brandenburg lagen ihm immer an, an ihre Höfe zu kommen; Johannes gefiel sich indeß besser in seiner stillen Zelle. Das Volk theilte die Gesinnungen der Fürsten, aber auf eine andere Art: der Abt war weniger als großer Gelehrter, wie Zauberer verschrieen. Allerlei sonderbare Gerüchte gingen im Umlauf. Kaiser Maximilian soll nach dem Tode seiner geliebten Gattin den Abt berufen und gebeten haben, die Gestalt der Theuern aus dem Hades zu beschwören. Als diese aber in voller Jugendpracht erschien und der Kaiser auch das kleinste Zeichen an ihr wiederfand, da ergriffen ihn die Schrecken der Geisterwelt, und außer sich, befahl er dem Abt, das Spiel mit dem Ueberirdischen fortan zu unterlassen. Nach vielen seltsamen, widerwärtigen Schicksalen starb der gelehrte Mann endlich als Abt des Schottenklosters zu Würzburg am 13. Dezember 1516.

Menk.

Oberhalb Trittenheim hält sich der Strom dem Gebirge ferner und biegt sich der Eifel zu. An das schmale grasbewachsene Gestade treten weinbepflanzte Höhen; auf dem rechten Ufer erscheinen gleich nacheinander zwischen Rebengeländen und Obstbäumen die freundli-

chen Dörfer Leiwen, Ternich und Detzem. Auf dem linken Ufer liegt am Saum einer kleinen Fläche das Dorf Clüsserath; hier ergießt sich das Flüßchen Salm. Jenseit derselben tritt das Gebirge wieder hervor, so daß der Strom seine Felsenwände berührt. Da wo die Berge auf der nämlichen Seite wieder einbiegen, liegt das Dörfchen Ensch. Von fruchtbarer Gemarkung umgeben erscheint links das Dorf Pulich, dann Mehring, wo sich auf der Höhe eine Wallfahrtskapelle zeigt. Eine Viertelstunde von Mehring entfernt liegt das kleine Dörfchen Lörsch, so wie auf dem rechten Ufer das Dorf Riol mit der Riolsburg, etwas vom Gestade entfernt, wo Cerealis einst die Trevirer schlug und ihren Anführer Valentianus gefangen nahm. Etwas vom Strome entfernt liegt an dem Abhange des Gebirges auf der linken Seite der Mosel das Dörfchen Lungen, wo sich der Fellerbach gegenüber ergießt. Dann folgt dem rechten Ufer das große Dorf Longuich, in dessen Nähe sich eine Mineralquelle befindet. Die Laubach mündet hier in die Mosel. Von da kömmt man zu dem Dörfchen Kirsch auf demselben Ufer.

Jetzt zeigt sich ein weites fruchtbares Thal, das bis und hinter Trier die herrlichsten Kornfelder mit trefflichen Wiesen und eine außerordentliche Menge von Obstbäumen, an den

Bergabhangen, die an einigen Stellen eine Stunde vom Strom zurücktreten, aber Wald und theilweise Weinpflanzungen bietet. Am Eingange dieses reichen Thales liegt in einer kleinen Entfernung vom Strome der große und hübsche Flecken Schweich mit 260 Häusern und über 1500 Einwohnern, die sich fortwährend durch neue Ansiedler vermehren. Die Kirche, die längst schon für die wachsende Bevölkerung zu klein geworden, ist 1818 dem Bedürfniß gemäß gebaut und erweitert, Schule und Pfarrwohnung neu und schön aufgeführt und der ganze Ort so verschönert geworden, daß er einen gewiß recht angenehmen Aufenthaltsort darbietet. Die Bewohner haben große Ackerfelder und Antheile an dem Meilenwalde, der Weinbau hingegen ist nur mittelmäßig, statt dessen wird Aepfelwein und Essig hier fabrizirt, da der Ort reich an Obst ist. Der Kurfürst Clemens Wenzeslaus ließ auf jedem Ufer der Mosel, da wo schon seit lange eine Fähre bestanden hatte, einen Thurm bauen; an diesem Thurme ist ein bewegliches Seil angebracht und an demselben ist die Ponte befestigt, damit man auch bei hohem Wasser ohne Gefahr von einer Seite zur andern gelangen kann. Jetzt führt die Chaussee von Coblenz nach Trier durch Schweich und wird durch die oben bezeichnete Fähre verbunden. Näher an der Mosel und oberhalb Schweich

liegt das Dorf Issel mit 250 Einwohnern, die in Schweich eingepfarrt sind. Sie leben von den Erzeugnissen ihrer Felder, und namentlich ist der Flachs eins ihrer Hauptprodukte. Der Weinbau hört mit der Schweicher Gemarkung bis ober Trier hinauf ganz auf, und sind die Berge rother Sandstein, statt bis dahin Schieferfelsen, entweder und größtentheils ganz kahl, oder mit Gehölz bewachsen, da der Sandstein dem Weinbau nicht günstig ist. Issel gehörte, wie die meisten der vor- und umliegenden Ortschaften, zu der Abtei Marimin. Bald oberhalb Issel ergießt sich das Flüßchen Quint, an dessen Mündung ein bedeutendes Eisenwerk und weiter hinauf auch eine Bleischmelze liegt. Ersteres erhält sein Material aus den Gruben zwischen Quint- und dem nahe gelegenen Flecken Ehrang. Letztere aus Bernkastel. Etwas höher hinauf breitet sich der Flecken Ehrang aus, wo der Rillbach mündet. Dieser Ort liegt höchst anmuthig, hat tausend Einwohner, Ringmauern und fest zu verwahrende Thore, durch welche die Chaussee nach Trier führt.

Hier bei Ehrang war es, wo im Jahre 753 der Erzbischof von Trier und Rheims, Milo, dessen Name weit berühmt, alle Herzen

erfüllte, auf der Jagd von einem wilden Eber angefallen und nahe an der Kill mit ihm kämpfend, endlich der Kraft des Feindes erlag. Er starb und wurde seinem Willen gemäß, am Eingange des nach ihm so genannten Meilenwaldes, zur Erde bestattet.

Tausend Jahre später wurde fast auf der nämlichen Stelle wieder ein trierischer Kurfürst, hier jagend, von einem wüthenden Keuler angefallen und wäre unbezweifelt seinem Vorgänger in den Tod gefolgt, hätte sich nicht ein Jäger voll hohen Muthes und aufopfernder Liebe für seinen Herrn ermannt, und den Zahn des schäumenden Feindes von jenem abgelenkt. Aber auch der junge Schütze wäre des Unthiers Beute geworden, wenn nicht der dankbare Fürst Johann Philipp hinwiederum ihm Beistand und Hülfe geleistet hätte.

Horch wie der Hörner
Klagender Hülferuf
Weithin im Forste erschallt!
Und durch die Felsen und durch die Thäler
Aengstlich und schaurig im Echo verhallt! —
Doch als die Jäger eilend sich sammeln,
Folgend dem mahnenden Klang,
Der in bekannter
Furchtbarer Deutung
Ihnen die Seele mit Beben durchdrang:
Schien es zu spät.

Und ſtatt der Rettung
Blieb ihnen Nichts, als ein ſchmerzlich Gebet.

Von Trier hinaus in den Meilenwald
Zum fröhlichen Jagen
Die Feinde des Lichts,
Die wilden borſt'gen Geſellen des Forſts
Zu hetzen, zu ſchlagen,
Ziehn unter Geſang
Und Hörnerklang
Die Gäſte des Fürſten durch's Thal,
Vertrauend des Armes bewährter Kraft,
Der, ſchwingend den ſcharfgeſchliffenen Stahl
Noch nie erſchlafft. —
Und kaum im Wald
Ertönt das Zeichen zur Schlacht,
Das Zeichen des Angriffs „Huß Sau! „Huß Sau!“
Daß weit es erſchallt
Durch Forſt und Au,
Und in des Jägers hochklopfender Bruſt
Zur Freude und Luſt
In glücklichem Nachruf wiederhallt.
Und drauf und drauf
Den Berg hinauf,
Dort wo der Keuler gehetzt,
Die Klauen wetzt.
Und ſchnell gewandt
Stürzt ſich der Kurfürſt, der erſte,
Mit kühner gewaffneter Hand,
Auf wildverwachſenen Wegen

Dem Feinde entgegen;
Und der, im Nu
Rennt schäumend und wüthend auf ihn zu.
Da fliegt von des Kurfürsten Seite
Ein edler Jüngling, schlank und groß,
Ein rettender Engel dem Herrn,
Voll Muth auf das schreckliche Unthier los.
Und schwingt sich vom Roß,
Und tritt ihm verwegen
Mit brennender Kampflust entgegen.
Und der Keuler mit schnaubender Gier,
Umgehend den Stoß,
Stürzt auf ihn los,
Und faßt seinen Feind mit den Hauern;
Und ringt das Messer ihm aus der Hand,
Daß es in Stücke zersplittert,
Und jede Wehre dem Jüngling verschwand.
Und der Eber drauf in gereizter Wuth,
Mit gräßlichem Muth
Und wie mit Blitzes Schnelle
Wieder zur Stelle:
Und schleudert den Jäger weit in den Sand,
Daß dröhnend die Erde ertönt,
Und droht
Ihm in der andern Sekunde den Tod.
Und der Kurfürst sieht's, und wankt und bebt,
Und sucht die Rettung beim Himmel,
Zu dem er das bittende Auge erhebt,
Dann reißt er die Flinte vom Nacken,
Ein Augenblick nur und es ist zu spät,

Drum muß er's im Augenblick wagen;
Mag sein Gebet
Die Kugel, die rettende, tragen,
Und zielt und drückt
Und — Preis dem ewigen Gotte! es glückt. —
Der Furchtbare sank,
Der Jüngling erwachte zum Leben.
Da sah man die Blicke mit freudigem Dank
Gerührt sich zum Vater erheben.

v. D.

Die drei Jungfrauen zu Auw.

Die Kyll noch weiter hinauf gelangt man nach einigen Stunden zu dem freundlichen Pfarrort Auw. In der alten Kirche daselbst sieht man ein Bildniß, drei auf einem Esel sitzende Jungfrauen vorstellend, deren mittlere die Augen verbunden hat. Auch erhebt sich unweit des Oertleins ein ziemlich hoher Felsen, noch heutigen Tags von dem Volk „das Eselchen" genannt. Die Sage tritt uns hier entgegen und berichtet von der Rettung dreier Königsschwestern, von dem Martyrthum einer großen Schaar Frommer und ihrer Verherrlichung.

Zu Anfang des 7. Jahrhunderts saß auf dem australisch-fränkischen Thron ein grausa-

mer, unmenschlicher Herrscher, Dagobert I. Zu so schönen Hoffnungen er auch bei Lebzeiten seines Vaters Chlotarts II. die Völker berechtigt hatte, so ausschweifend ward er, als ihm nach dem Tode desselben das übrige Frankenreich zufiel. Siegreich gegen die Slawonier, Sachsen, Gascegner und Bretagner, befleckte er seinen Ruhm durch Grausamkeit, rohe Willkühr und ungezügelte Wollust. Die letztere zu befriedigen war ihm nichts zu heilig und selbst den eindringlichen Vorstellungen seines Majordomus, Pipin von Landen und des Erzbischofs Arnulf von Metz, jener Männer, welche noch einzig und allein Macht über ihn hatten, setzte er finstern Trotz entgegen. Berchar, der Vertraute seiner Schandthaten, berichtete ihm eines Tages, in all seinen Landen seien wohl nirgends größere Schönheiten zu finden, als in den einsamen Mauern des Klosters zu Mans. Dagobert hatte nichts eiligeres zu thun, als dahin aufzubrechen, und fand auch wirklich drei Jungfrauen von bewundernswürdiger Schönheit, allein die Gepriesenen waren seine leiblichen drei Schwestern, welche hier in Zurückgezogenheit ein gottgefälliges Leben führten. Der König entbrannte nichtsdestoweniger in verzehrender Lust und befahl, die Jungfrauen an seinen Hof zu bringen. Hier bot er alle Künste der Beredsamkeit auf, sie zu seinen schändlichen Absich-

ten zu bestimmen, fromm und gottergeben, wie sie erzogen waren, wiesen sie das Ansinnen zurück. Da gerieth der König in entsetzlichen Grimm, schwur und vermaß sich, sie sollten alle drei elendiglich umkommen und ließ sie in einen schaurigen Kerker werfen. In dieser argen Noth erbarmte sich ihrer ein Kriegsoberster Namens Nortbert, welche sittige Liebe zu der jüngsten der drei Schwestern, Ciodrildis, Andere sagen Cletildis, erfaßt hatte. Mit seinem ganzen Anhang, wohl 350 Männern, worunter viele Priester, befreite er des Nachts die Jungfrauen und floh mit ihnen nach Deutschland zu. Alsbald ward der König von dieser Flucht benachrichtigt und ließ ihnen mit einem großen Heere nachsetzen. Erst in dem Eifel-Gebirge fand dieses die Entflohenen; die drei Königsschwestern aber waren durch eine Fügung des Himmels Tages vorher von ihren Begleitern abgekommen. So geschah es denn, daß die 350 Männer ganz jämmerlich umgebracht wurden, und dieses dann das ganze Gebirge durchstreifte, um auch noch die Schwestern zu suchen. Auf den Felsen bei Auw hatten sich diese geflüchtet und sahen plötzlich angsterfüllt ihre Verfolger nahen. Wohin sich retten?! Tief unter sich die reißende Kyll, auf beiden Seiten schauerliche Abgründe und hinter sich die Rächer mit gezücktem Schwert. In dieser unendlichen

Noth fielen sie auf ihre Kniee und sandten ein inbrünstiges Gebet zur heiligen Gottesgebärerin gen Himmel; dann bestiegen alle drei vertrauensvoll das Lastthier, welches die mitgenommenen Schätze trug, und wagten den furchtbaren Sprung über den Bach. Und siehe da, die Verfolger kehrten plötzlich, wie von Blindheit geschlagen, um. Die drei Schwestern, Irmina, Adela und Chlotildis waren gerettet. Im Thale aber fanden sie die Leiber der Erschlagenen und begruben sie unter unzähligen Thränen hier und dort auf der Ebene, die Köpfe aber sammelten sie und senkten sie in geweihter Erde ein und bauten darüber ein Kirchlein. Noch vor wenigen Decennien wallfahrtete das Volk am Fest Mariä Himmelfahrt hierher.

Menk.

An einer Flußinsel vorbei gelangt man zu dem jenseitig gelegenen Dorfe Ruver, wo der Ruverbach durch ein anmuthiges Thal sich in die Mosel ergießt. Hier, oberhalb des Dorfes Waldrach, beginnt die römische Wasserleitung und führt, in sparsamen Resten durch Thäler, desto besser aber unter der Erde erhalten, wo der Kanal 4 Fuß breit und 5 Fuß hoch ist, nach Trier hin, wo sie, wie es

scheint, in dem Amphitheater und den Termen mündet. Römische Alterthümer finden sich überall in diesen Gegenden. Zu den bedeutendsten Entdeckungen neuerer Zeit gehört ein an der von Trier durch die Eifel nach Aachen führenden Straße, eine Stunde von Bittburg bei dem Dorfe Fliessem, in einem einsamen Thale aufgefundenes Gebäude von ansehnlichem Umfange, dessen Gemächer mit vortrefflichem, meist wohl erhaltenem Mosaik prangen. Diese Ueberreste verdienen den Besuch der Reisenden. Auf dem linken Ufer tritt jetzt das Städtchen Pfalzel hervor, ein anmuthig gelegener Ort mit etwa 1300 Einwohnern und einigen schönen Gebäuden. König Dagobert's Tochter Adela, Schwester der heil. Irmina, errichtete hier im Jahr 655 ein Frauenkloster und war dessen erste Abtissin; hier verweilte der heil. Bonifacius 719 längere Zeit, ehe er zur Bekehrung der Friesen auszog; Erzbischof Poppo verwandelte das Frauenkloster in ein Collegiatstift. Erzbischof Adalbero erbaute dort 1133 eine feste Burg, die er oft bewohnte. Kuno von Falkenstein befestigte 1366 den Ort, darauf Johann III. von Metzenhausen (1511—40). Albrecht von Brandenburg verbrannte ihn 1552. Mauern und Bollwerke wurden 1676 von den Franzosen zerstört. Oberhalb Pfalzel liegt das Dorf Biever. Pfalzel gegenüber tritt das Ge-

birge zurück und es zeigt sich nun die herrliche Ebene, die mit ihren fruchtbaren Feldern sich nach Trier zu immer mehr und mehr erweitert. Nachdem man an einer großen und schönen Gartenanlage vorbeigekommen, folgt dicht am Moselrande die Abtei St. Marien. Unweit davon macht die Mosel zwei Inseln, und gegenüber, am Felsen hängend, liegt das romantische Dörfchen Pallien, und so erreichen wir die alte, in der Landesgeschichte so merkwürdige Stadt

Trier,

neben Solothurn einer der ältesten Städte in Europa und die älteste in der preußischen Monarchie, in einem höchst angenehmen Thale gelegen, von Weinbergen umgeben, am rechten Moselufer, über welchen Fluß hier eine alte steinerne, auf acht Bogen ruhende Brücke führt. Sie hat, obgleich unregelmäßig gebaut, dennoch breite und freundliche Straßen, 9 Vorstädte, 8 öffentliche Plätze, 9 katholische und eine evangelische Kirche, eine Synagoge, drei Hospitäler, ein Gymnasium mit einer bedeutenden Bibliothek, ein Priester- und Schullehrer-Seminar, eine Hebammenschule, ein Landwehrhaus, eine Straf- und Irrenanstalt, 1350 Häuser 16,000 Einwohner. Hier ist der Sitz einer königlichen Regierung, eines

Friedensgerichts, eines Handelsgerichts, eines Hauptzollamts, einer Kataster-Commission, einer Provinzial-Eichungs-Commission; es residirt hier ein Bischof und ein Domkapitel. Auch befindet sich in Trier das Standquartier eines Divisions-Chefs einer ansehnlichen Garnison, und, obgleich sie keine Festung ist, hat sie dennoch einen Commandanten. Die Stadt besitzt ein Theater, eine Gesellschaft nützlicher Forschungen mit ansehnlichen Sammlungen, einige Fabriken und Manufakturen in Wollenwaaren, Tabak, Porzellan, Seife und Leder, bedeutende Gerbereien, Kalkbrennereien (der trierische Kalk gehört zu den besten in Deutschland), Papierfabriken und beträchtliche Schiffswerfte, dabei treibt sie einen starken Handel mit Wein, Holz, Steinkohlen und Korn.

Von freien Plätzen sind der Markt, der Pallast- oder Paradeplatz und der Domplatz die vorzüglichsten. Zu den Hauptgebäuden gehören: das Regierungsgebäude und der Justiz-Pallast, das Landarmenhaus, ehemals Augustinerkloster, in welchem Luther vor der Reformation mehrere Jahre verlebte. Das Bürgerhospital, an der Stelle der berühmten römischen Getreidehallen, gegründet 642 von König Dagobert's Tochter, der heil. Irmina. Zu Trier wurden verschiedene Männer geboren, von denen wir nur den Geheimrath und ju-

ristischen Schriftstellers Seyppel und den Dr. Ludwig Spurtzheim nennen; in neuerer Zeit nennen wir den Direktor und Bibliothekar Wyttenbach, welcher sich durch die Mittheilung des dortigen Museums verdient gemacht hat.

Unstreitig war Trier eine der ältesten Städte im alten Gallien, und seit den frühern Zeiten die Hauptstadt der Trevirer. Frei und in geordneter Staatsverfassung lebten die Trevirer, ein Stamm der belgischen Gallier, gleich den nahen Mediomatrikern, als sie von Julius Cäsar im Jahr 55 v. Chr. besiegt wurden. Keine Völkerschaft in ganz Gallien kam den Trevirern an Reiterei gleich, ihr Fußvolk war nicht minder furchtbar. Das mit Hecken und Dorngesträuch mehr als mit Hochwald erfüllte Ardennergebirge war Zuflucht für Weiber, Kinder und Greise, wenn Krieg ins Land brach. Eine Menge großer Familien genossen hohen Ansehens unter dem Volke der Trevirer, sie wohnten auf ihren Kastellen. Bei einem war die Herrschaft, sie blieb gewöhnlich bei seinem Geschlecht, jedoch durch Wahl. Aber die Edlen des Volkes standen nicht weit hinter ihm an Ansehen, auch sie konnten für Fürsten gelten, und auf ihnen beruhte Heil und Unheil des Ganzen. Wenn die Trevirer durch ihren Wohnsitz an der Mosel zu Gallien gerechnet werden, so gehören

sie insbesondere zu dem Völkerbunde der Belgen. Unter diesen Belgen genossen die Trevirer des ausgezeichnetsten Ruhmes. Sie redeten deutsch, und selbst, nachdem die Römerherrschaft lange unter ihnen gegründet gewesen, scheint die Römersprache doch nur hauptsächlich unter den hohen Ständen gesprochen worden und auch von ihnen nur erlernt, nicht aber durch Geburt angeerbt gewesen zu sein.

Die Trevirer hatten, wie alle Gallier, blondes Haar; das gemeine Volk trug einen kurzen Bart, die Edeln einen gewaltigen Knebelbart. Zu den gallischen Volksversammlungen kamen die Trevirer nicht, als die Römer dort das Wort führten. Der Schein der Freiheit blieb; Bundesgenossen, nicht Unterthanen, wurden sie von den Römern genannt. Aber von den Siegern selbst sollte den Trevirern der höchste Glanz bereitet werden. War ihnen der alte, mit wilder Tapferkeit behauptete Ruhm der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit lieb gewesen, so konnte ihre alte Stadt sich nun rühmen, ein zweites Rom zu sein. Kaiser August bestimmte die Stadt der Trevirer zur römischen Colonie, und nannte sie Augusta. So war sie mit Senat und Magistrat, mit römischem Adel und Priesterthum, mit Geschäften des Kriegs und des Friedens, mit Künsten, Wissenschaften, Gewerbe und Lebensweise — ein kleines Ebenbild der ge-

waltigen Roma. Wäre auch, was Auſonius in ſeinen Gedichten von Trier rühmt, zum Theil poetiſche Uebertreibung, ſo ſpricht laut genug für das Anſehen dieſer alten Stadt, daß die römiſchen Imperatoren Conſtantius Chlorus, Conſtantin der Große, Conſtantius und Conſtans, ſeine Söhne, Julian, die Brüder Valentinian und Valens, Gratian und Valentinian der Jüngere, Maximus mit dem Sohne Victor, Theodoſius der Große, und manche andere, theils in Trier längere oder kürzere Zeit verweilt, theils dort reſidirt haben, ſo daß Auſonius nicht mit Unrecht Trier den zweiten Sitz des römiſchen Reichs nennt. Zoſimus ſagt gar: Trier iſt die größte Stadt jenſeits der Alpen. — Ritterliche und ſenatoriſche Römerfamilien wohnten in Trier, und alles war nach dem Urbilde der römiſchen Hauptſtadt eingerichtet. Zwiſchen dem achten Jahr der Regierung Conſtantins und dem zwölften des Theodoſius ſind 107 Geſetze von Trier datirt worden, d. h. vier Mal ſo viel als in allen Städten Galliens zuſammen, doppelt ſo viel als in Rom, wo in dieſen 80 Jahren nur 56 waren gegeben worden. Auch die trieriſche Schule war ſehr geehrt, die Lehrer waren trefflich bezahlt. Berühmt waren die Panegyriſten Claudius Mamertinus und Eumenius. Doch der ausgezeichnetſte unter den trieriſchen Gelehrten

war unstreitig Ausonius. Früher war also Trier die Hauptstadt der Provincia Belgica prima; unter Constantin dem Großen ward sie die Hauptstadt von ganz Gallien. Dort hatte der Praefectus Praetorio der drei Diözesen von Gallien, Spanien und Britannien seinen Sitz.

Indessen war das Licht des Evangeliums auch bis an die Ufer der Mosel durchgedrungen, und war Trier, die Augusta Trevirorum, ein zweites Rom diesseits der Alpen unter den Römern an Pracht, Ansehen, Schönheit, Sprache und städtischer Verfassung: so wetteiferte es mit der Hauptstadt der Christenheit nicht minder an Heiligkeit.

Das alte Trier hatte, wie Rom, fast die Gestalt eines Vierecks, dessen Nordseite durch Porta Martis (gewöhnlich Porta nigra) bezeichnet wird; südlich reichte es nahe bis an St. Mathias, nordwestlich war die Mosel Gränze, südöstlich zogen die Stadtmauern über die Hügel, wie Ausonius sagt, so daß Circus, Naumachie und Amphitheater innerhalb der Stadt lagen. Auch der Kaiserpallast, Gratianus Triumphbogen (in der Nähe der Moselbrücke), die Münzstätten und andere Prachtgebäude waren innerhalb dieses Theiles der Stadt. Die Porta Mediana (oder meridiana, südliches Thor) befand sich zwischen Löwenbrücken und St. Mathias, und mitten durch

die Stadt zur Porta Martis führte eine Hauptstraße in grader Richtung. Eine zweite Hauptstraße durchschnitt diese fast rechtwinkelig, von der Moselbrücke zu den Thermen und dem Amphitheater führend, von Westen nach Osten. Außerhalb der Stadtmauern, sowohl nördlich, als südlich, auch westlich jenseit der Moselbrücke waren die römischen Begräbnißörter, wie eine große Menge dort ausgegrabener Urnen, Aschenkrüge und steinerner Särge mit Inschriften bezeugen, deren man in dem mit dem Gymnasium verbundenen Museum der Alterthümer, sowie in andern Sammlungen eine bedeutende Anzahl findet.

Aus der trierischen Diöcese ging das Evangelium nach Köln und Mainz. Der trierische Bischof wurde damals als das Haupt der Christenheit in Belgien verehrt. — So lange der Sitz der gallischen Präfektur in Trier war, hatten die dasigen Bischöfe den Vorsitz auf den gallicanischen Concilien. Als aber die Präfektur von Kaiser Honorius nach Arles verlegt wurde, fing der Bischof zu Arles auch an, sich als das Oberhaupt der gallischen Kirche zu betrachten.

Vier Mal wurde die trierische Augusta von den Barbaren verwüstet, und als die Römer den Rhein nicht mehr zu behaupten vermochten, so konnte auch Trier nicht fürder das gallische Rom bleiben. Aber nur nach und

nach verlor es den alten Glanz. Ungern fügten sich die Trevirer, welche römische Sitten und Kultur angenommen, unter die Herrschaft der rohern, von ihnen verachteten Franken. Als aber der Imperator Avitus (wahrscheinlich Jovinus) auf seinem Wege nach Rom durch Trier kam, und in dieser Stadt nicht nur mit der schönen Gattin des angesehenen Senators Lucius gewaltsamen Ehebruch trieb, sondern auch den beleidigten Ehemann durch frechen Spott empörte; so leistete dieser den Franken Vorschub, so daß sie bald im Jahr 455 n. Chr. die Moselprovinz eroberten, die Römer vertrieben, und alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. Als das Reich der Repuarischen Franken von Herzogen unter den fränkischen Königen verwaltet wurde, verschwanden die Namen der Völkerschaften Statt Trevirer, Mediomatriker u. s. w. kamen die Gau-Benennungen auf, und die Gaue des Trevirervolkes gehörten zu derjenigen Abtheilung des Frankenreiches, die Austrasien genannt wurde und dessen Könige zu Metz residirten. Doch auch die austrasischen Könige liebten die Stadt Trier; mehrere unter ihnen Theodorich, Theodebert, Klotar und Siegbert wohnten von Zeit zu Zeit in ihrem Pallaste zu Trier. Auch die Namen Austrien und Neustrien gingen unter, durch den Verduner Vertrag im Jahr 834. Da

Land der Trevierer kam an den Kaiser Lothar, sowie überhaupt alles Land von des Rheines Quelle, dem Genfer See und den Alpen, zwischen der Schelde, der Maas, Aar und Rhone. Dieses nach Lothar genannte Reich Lotharingen war in zwei Herzogthümer getheilt, wovon eins das Mosel-Herzogthum genannt wurde (Ducatus Mosellae). Nicht lange dauerte dieses Verhältniß. Länger erhielten sich die Gaurichter oder Gaugrafen (Comites pagorum). Endlich kamen bei der neuen Theilung zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen die Trevirer durch Waffen und Verträge an die deutschen Karolinger, darauf an den deutschen Kaiser Arnulf, dann an dessen natürlichen Sohn Zwentibold. Seit dieser Zeit bis zum französischen Revolutionskriege 1794 blieb Trier dem deutschen Reiche.

Die Erzbischöfe von Trier standen nie unter den Herzogen von Lothringen, sondern regierten durch Grafen und Vögte, und erwarben adelige Vasallen, um ihre Kriege zu führen. Häufig war auch Kampf zwischen den Erzbischöfen und den Bürgern, welche die Landeshoheit jener nicht anerkennen wollten, und ihre Stadt als reichsfrei betrachteten, bis endlich Kaiser Rudolf II. 1550 die Stadt Trier den Erzbischöfen als völliges Eigenthum verlieh. Schon im 10. Jahrhundert hatten

die Erzbischöfe das jus primatus; sie präsidirten auf den Concilien in Deutschland, stritten über das Recht, den Kaiser zu krönen, z. B. bei Otto des Großen Krönung zu Aachen 937, Rutbert von Trier, Bruder der italischen Königin Adelheid, mit Wigfried von Köln, wo der Erzbischof von Hildebert von Mainz endlich, als Primas des Reichs, die Weihe vollzog und behauptete stets die auch durch Karl's IV. goldene Bulle (1356) anerkannte Würde eines Erzkanzlers des Reiches in Gallien und Arelat. Ausgezeichnete Erzbischöfe und Kurfürsten von Trier waren: Popo, der von 1016—1027 auf dem erzbischöflichen Stuhle saß, soll 1018 die Landesherrlichkeit über den Koblenzer Bezirk, sowie auch das Recht zu münzen und Zoll zu erheben erhalten haben. Im 12. Jahrhundert hatten sich die Vicedomen des Erzstifts Trier zu große Gewalt angemaßt, aber der Erzbischof Adalbero, der 1131—1152 den Krummstab führte, machte ihrem Ansehen ein Ende, welchem auch der Kaiser Konrad III. die Schutzherrschaft über St. Maximin verlieh; Heinrich II. von Vinstingen 1261—86, Balduin von Luxemburg 1308—54. Schon 1354 schloß Kurfürst Bohemund II. ein Bündniß mit Mainz und Köln zum Schutz des gegenseitigen Verkehrs, das 1357 erneuert wurde. Unter der Regierung Balduins und

ſeiner Nachfolger waren die Kämpfe mit den Bürgern heftig und anhaltend; erſt Johann von Baden, 1456—1503, ſtellte die Ruhe wieder her. Dem Einfluſſe der Reformation und ihrer Ausbreitung ſtellten ſich die Anhänger der alten Kirche mit Kraft entgegen; man übte Gewaltthätigkeiten von allen Seiten aus. Im Jahre 1512 hielt Kaiſer Maximilian in Trier einen Reichstag, der drei Monate dauerte und darauf wegen der Peſt nach Köln verlegt wurde. 1523 hatte ſich wegen Vaſallenſtreitigkeiten ein Bund mehrerer Städte und Fürſten gebildet, an deſſen Spitze Franz von Sickingen ſtand; aber der Pfalzgraf Ludwig und der Landgraf von Heſſen eilten dem Kurfürſten Richard von Greifenklau zu Hülfe. Im 30jährigen Kriege war Trier erſt in der Gewalt der Spanier, dann der Franzoſen. Erzbiſchof Philipp Chriſtoph von Sötern hatte heftige Streitigkeiten mit dem Domkapitel, 1623—52, und da er die Partei der Franzoſen ergriff wurde er deßhalb von dem Kaiſer in die Reichsacht erklärt und 10 Jahre lang gefangen gehalten. Auf dringendes Verlangen Frankreichs und auf die Bitten ſeiner Unterthanen wurde er der Gefangenſchaft entlaſſen. Auch die ſegensreichen Regierungen der verſtändigen Nachfolger des heftigen Philipp Chriſtoph, Karl Kaspars von der Leyen (1652—76) und

Johann Hugo's von Orsbeck 1679—1711) bewahrten die Stadt und Gegend nicht vor dem Unglücke, welches Ludwig XIV. Habsucht und Ehrgeiz über Deutschland verhängte. Trier erlitt in den französischen Kriegen unter Ludwig XIV. viel Ungemach, wurde im Jahre 1673 abermals von den Franzosen erobert und theilweise zerstört. Im Jahre 1675 von den Kaiserlichen wieder genommen, kam die Stadt 1688—97 von neuem in französische Gewalt, wurde während des spanischen Erbfolgekrieges von den Franzosen im Jahre 1702, und 1704 von den Engländern unter Marlborough erobert und 1734—36 durch die Franzosen besetzt. Glücklichere Zeiten traten ein unter dem besonnenen Johann Philipp von Walderdorf (1756—68). Der letzte Kurfürst von Trier war Clemens Wenzel, Prinz von Sachsen, welcher 1768 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, und unter welchem, wie unter seinem Vorgänger, Johann Philipp Nicolaus von Hontheim, ein genialer Mann und freidenkender Schriftsteller, Weihbischof und Minister war. Sein Plan, in den besonders Kaiser Joseph II. mit einging, war wohl eine deutsch-katholische, vom Papst unabhängige Kirche zu bilden, wie die gallicanische in Frankreich. An den Emser Punktationen (1785—86), durch welche die Macht des Papstes, nach Hontheim's Auf-

ſtellungen, beſchränkt werden ſollte, nahm der Kurfürſt von Trier lebhaften Antheil; doch trat er 1787 mit dem Kurfürſten von Mainz wieder zurück, und ſie hatten keine Folgen.

Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution flüchtete ſich eine große Menge Ausgewanderte in die trieriſchen Lande, und namentlich wurde die Reſidenz der Kurfürſten, Coblenz, der Hauptſammelplatz aller Royaliſten. Hier nahmen die Prinzen ihr Hauptquatier, und es wurde der Brennpunkt, von wo alle contrerevolutionairen Pläne ausgingen. Der Revolutionskrieg traf auch die trieriſchen Staaten. Am 8. Auguſt 1794 wurden Trier und Coblenz von den Franzoſen beſetzt, und in dem Frieden von Campo-Formio das Erzſtift mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Das Land kam zu mehreren Departements, hauptſächlich zu den Saar-, Rhein- und Moſel-Departements; die Stadt Trier wurde des erſtern Hauptſtadt. — Gleich nach dem Beginn der Friedensunterhandlungen zu Raſtadt, am 16. Dezember 1797, ſchloſſen die Franzoſen Ehrenbreitſtein ein, das ſich am 24. Jan. 1799 ergeben mußte, und nun wurde die Feſtung geſchleift und das ganze Land mit Frankreich vereinigt. — In dem Frieden von Lüneville wurde die Säculariſation beſtätigt, und der Kurfürſt erhielt eine jährliche Penſion von 300,000 Gulden als Entſchädigung; das

Kurfürstenthum erlosch aber, und der auf dem rechten Ufer gelegene Theil desselben fiel größtentheils an Nassau. Durch den Pariser Frieden im Jahr 1814 kamen die kurtrierischen wieder zu Deutschland, und wurden bis auf wenige Bezirke (als St. Wendel, das erst 1834 zu Preußen kam, und Birkenfeld) mit Preußen vereinigt, und gehören jetzt zu den Regierungsbezirken Trier und Coblenz.

Trier war außerordentlich reich an Römer-Denkmalen; vielleicht kam in den spätern Jahrhunderten nach Rom keine Stadt diesseits der Alpen ihr hierin gleich, wie wohl Karl der Große schon das köstlichste von Marmor und Mosaiken nach Aachen hatte bringen lassen. Noch vor hundert Jahren fand man die kostbarsten Säulen, die schönsten Basreliefs, Kapitäler, Denksteine mit wichtigen Inschriften, in Privatgebäuden eingemauert. Wer ein Haus zu bauen hatte, benutzte die von den Römern mit Kunst und Mühe verzierten Steine als gewöhnliches Baumaterial. Da gab es ein Amphitheater, einen Circus, Thermen, Triumphbogen, Säulen, Obelisken, Pyramiden, Grabmäler, Statuen, Aequäducten, kurz alles, was man sich in einer herrlich gelegenen Stadt denken kann, die an sich schon in großem altem Ansehn stand, dann aber die Residenz mehrer römischer Kaiser, und ein Jahrhundert hindurch der Sitz der gesammten

galliſchen, ſpaniſch und britanniſchen Präfektur, ſpäter des galliſchen Vikariats war. Die Paulins-Kirche, die Abtei St. Maximin, der mansfeldiſche Garten und Pallaſt zu Luxemburg, und daſelbſt das Jeſuitencollegium verwahrten die meiſten trieriſchen Marmorn. Was in beiden letztern ſich befand, iſt ſo gut wie verloren. Die Erben des Grafen Peter Ernſt von Mansfeld nahmen alles, was fortzuſchaffen war, mit nach Spanien; und als die Jeſuiten ihr neues Gebäude aufführten, wurden die koſtbarſten Alterthümer aus Marmor zur Legung des Fundaments zerſchlagen und mit eingemauert. Statuen durften vollends öffentlich gar nicht ſtehen bleiben. In der Abtei St. Mathias ſtand eine marmorne Bildſäule der Diana; jeder vorübergehende fromme Trierer hielt es aber für heilige Pflicht, mit Steinen nach dem Götzenbilde zu werfen, ſo daß bald von der Geſtalt nichts mehr zu erkennen war. Was der Zerſtörungsluſt des frommen Eifers entging, wurde von der Unwiſſenheit und Gewinnſucht vernichtet. Ueberall wo man im Felde beim Ackerbau römiſche Monumente entdeckte, da wurden ſie alsbald zuſammengeſchleppt und als zweckdienliches Baumaterial verarbeitet. Eine im Garten der Maltheſer-Commenthurei aufgefundene Statue des Aesculap wurde im Jahre 1734 von den Franzoſen nach Metz gebracht, ohne der Menge an-

derer Götterbilder zu gedenken, die in alle Welt verstreut oder vernichtet worden sind. — Wir wenden uns nun zu dem Einzelnen und fangen mit den ältesten, vorrömischen Denkmälern der Stadt Trier an.

1. Die Porta nigra oder Porta Martis. Wenn Trier kein anderes Alterthum aufzuweisen hätte, als die sogenannte Porta nigra, so verdient es schon darum allein von Verehrern merkwürdiger Ueberreste unbekannter Vorzeit aus den entferntesten Ländern besucht zu werden. Weder schriftliche noch mündliche Ueberlieferung zeigt irgend ein Weg, auf dem man zur Aufklärung des Ursprungs, der Zeit, der Bestimmung dieses Werks gelangen könnte. Und doch steht es noch da in seiner alten Majestät, unerschüttert von den Stürmen der Zeit, ein kunstreiches mächtiges Volk bezeichnend, von dem die Geschichte nichts meldet, ja nicht einmal die Sage. Was wir sagen können, ist weiter nichts, als daß dies bewunderungswürdige Kunstwerk diesseits der Alpen gewiß lange vor der Ankunft der Römer im Lande der Trevirer gestanden hat, also ein Werk der gallo-belgischen Trevirer war. Da römisches Bauwerk genug in Trier zu finden ist, so läßt sich der Unterschied sehr leicht wahrnehmen. Das Gebäude war für die Landtagsversammlungen der Trevirer bestimmt, so meinen Einige; und dann hätten wohl die zwei

Stockwerke, die hernach zwei Kirchen übereinander ausmachten, zu zwei verschiedenen Abtheilungen der trevirischen Volksversammlung gedient. Die Römer, welche die Stadt mit Mauern umschlossen, ließen dieses Gebäude als doppeltes Thor stehen, wo denn freilich die darauf ruhenden zwei Stockwerke mit Fensterreihen der Form römischer Thore widersprachen. — Das Volk in Trier war im Mittelalter der Meinung, dieses Werk sei vom Teufel aufgeführt worden, zum Wohnsitz der heidnischen Götter. Im 11. Jahrhundert wurde aber diese sogenannte schwarze Pforte auf folgende Veranlassung in eine Kirche verwandelt.

Richard II., Herzog der Normannen (gestorben im Jahr 1026), hatte den Mönchen auf dem Berge Sinai ein Almosen bestimmt. Um dasselbe in Empfang zu nehmen, wurde einer derselben, Namens Simeon, ein geborner Syrakuser, von seinem Abte abgeschickt. Er fand aber den Herzog todt, und niemand konnte ihm wegen des Almosens Red' und Antwort geben. Von Herzen betrübt, wußte er kaum, was er beginnen sollte, da fiel ihm ein, er wolle den Abt Richard zu Verdun und den Abt Eberwein zu Trier besuchen, die er auf einer Reise nach Jerusalem kennen gelernt hatte. Er hielt sich eine geraume Zeit in Trier auf, und als Erzbischof

Poppo zum heiligen Grabe pilgern wollte, so nahm er den Diener Gottes Simeon als Gefährten mit hin und zurück. Nach der Rückkehr gestattete ihm Poppo, sich eine Wohnung zu suchen, wo er wolle, und Simeon wählte sich einen Winkel in der Porta nigra unter der Treppe, in welchem kaum ein Mensch stehen konnte. Erzbischof Poppo schloß ihn im Beisein der Geistlichkeit und des Volkes da ein, und begrub ihn gleichsam wie einen Todten. Schweigend und fastend lebte hier der fromme Mann sieben Jahre. Wohl lockten ihn die Teufel, sein Büßerleben zu verlassen, 600 garstige Gespenster drangen auf einmal in seine Höhle, er aber sang unerschrocken in griechischer Sprache fromme Lieder mit lauter Stimme; mit Gebet, wie mit einem Schilde das Feuergeschoß des Teufels abzuhalten, war er längst gewohnt. Gegen Pfingsten befahl er einmal seinem Diener Stephan, er möge ihn einige Tage ganz ruhig lassen, er habe mehr als gewöhnliche Betrachtungen anzustellen. Stephan wartet einen Tag, hängt dann einen Korb mit Brod ans Fenster, findet ihn des andern Morgens noch unangerührt, wird ängstlich, eilt hinauf; der Einsiedler sagt: Was willst du? geh hin in Frieden. Der Diener verkündet einem Freunde des Einsiedlers, daß er krank sei; dieser findet ihn sprachlos. Auch Abt Eberwein eilt zu ihm und findet den Mann

Gottes sterbend. Dies war im Jahr 1035. Simeon's Kämmerlein wurde hernach immer gezeigt. Sein Leben wurde von dem genannten Eberwein, Abt von St. Martin zu Trier, auf Befehl Erzbischofs Poppo beschrieben, hauptsächlich um den Papst dadurch zu bestimmen, daß er den frommen Simeon heilig spreche; welches dann auch geschah. Unter Erzbischof Werner, im Jahr 1400, wurde Simeon's Grab geöffnet. Auf dem ganz vertrockneten Leichnam fand man eine bleierne Tafel mit der lateinischen Inschrift: „Hier liegt ein gewisser Simeon von Babylon, Mönch auf Sinai, zuletzt Einsiedler allhier." Die Eröffnung geschah im Januar, und obwohl die Witterung furchtbar war, so brachte doch der heilige Simeon plötzlich die reizendste Sommerluft.

Diesem heiligen Simeon zu Ehren wurde nun das bewundernswürdige Gemeindehaus der alten Trevirer in eine christliche Stiftskirche verwandelt, ein Dach darauf gesetzt, da es vorher offen gewesen, die Thore verschüttet, das Terrain erhöhet, und breite Treppen darüber her hinaufgeführt, ringsum mit Mauern, Kapellen und andern Seitengebäuden umgeben. Der eine Thurm zur rechten Seite wurde, so weit er über die dritte Abtheilung hervorragte, abgerissen. Unter der Form einer Kirche verschwand also größtentheils die ur-

sprüngliche ehrwürdige Gestalt, und man unterschied das alte Gebäude im Aeußern von dem neu angefügten nur durch das kunstreiche, gewaltige und schwer nachzuahmende Mauerwerk von ungeheuern Steinmassen. Als Napoleon in Trier war, befahl er, das später Angefügte wegzubrechen, um das uralte Kunstwerk in seiner ehrwürdigen, erhabenen Gestalt wieder herzustellen. Es wurde eine Summe zu diesen Arbeiten bestimmt, und der Plan entworfen; man kam aber damit nicht ganz zu Stande. Schon die Interims-Regierung, namentlich der Regierungskommissar von Schmitz-Grollenburg, noch mehr aber die jetzige preußische Regierung, besonders der für alles Gute und Schöne eifrige Präsident Delius, förderten die begonnenen Arbeiten. Die verschütteten Thore, die das Souterrain der Kirche gebildet hatten, kamen ganz zum Vorschein; alle spätern Verunstaltungen wurden hinweggenommen, und nur der Anbau aus dem 11. Jahrhundert, wo sich der Chor mit dem Hochaltar befand, wurde als Reliquie mittelalterlicher Baukunst beibehalten. Als der Kronprinz von Preußen im Sommer 1817 Trier besuchte, war er der Erste, welcher seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in dieses Thor einzog, in welcher Beziehung er auch vor demselben von dem Präsidenten empfangen und angeredet wurde. — Porta nigra ist aus

graurötblichen, durch die Zeit schwarz gewordenen Sandsteinblöcken aufgeführt, die meistens selbst in der Höhe 12 Fuß im Umfang haben; die kleinsten messen 8 Fuß, sehr viele sind noch größer. Nirgends ist ein Ziegel zu gewahren, die Römer haben also gewiß nie eine Hand daran gelegt. Das Mauerwerk ist ganz eigenthümlich, die Blöcke sind ohne Mörtel zusammengefügt, innen aber, (wie man sagt) mit Eisen und Blei verbunden. Die Steine der halb erhobenen Säulen an den beiden halbrunden Pavillons sind der Form der Säulen angemessen gebauen, und greifen in das dicke Mauerwerk um einige Fuß ein, so daß sich aus der Einrichtung desselben allein schon erklären läßt, wie das Gebäude so lange stehen konnte, und die Säulen nur mit dem Mauerwerk selbst vernichtet werden können. Die Länge des Gebäudes beträgt 115 Fuß, die Breite im Haupttheil 47, an den beiden Seitentheilen 67 Fuß, die ursprüngliche Höhe im Haupttheil gegen 70 Fuß. Säulen umgeben das Erdgeschoß, wie die beiden Stockwerke an den vier Seitenansichten. Die Form des Ganzen ist höchst einfach, nirgends sind Verzierungen zu sehen, ja die ganze Arbeit könnte in der Ausführung roh genannt werden. Die Steine sind nirgends im Aeußern fein zusammengefügt; selbst in der untersten Abtheilung, die seit dem 11. Jahrhundert von

Erde bedeckt gewesen, sind die Steine unordentlich aufeinander gesetzt; in allen Fugen sind Vertiefungen, welche nicht durch Wind und Wetter ausgewittert sein können; aber wo es dem Schwerpunkte gilt, da ist alles wie eine ineinander festgewachsene, unzerstörbare Masse. Betrachtet man nun aber die herrlich erdachte Gestalt des Gebäudes im ganzen Ueberblick, so erkennt man den schaffenden Genius, der seine Zeit überflügelt, und Werke bildet für die Ewigkeit, die Bewunderung aller Zeiten, erhaben über die ephemeren Gestaltungen des Geschmacks und der Mode!

Von der Simeonskirche ist rechts nur soviel noch übrig, daß man den Unterschied des Uralten und Neuern deutlich erkennen kann, wodurch denn jenes um so auffallender in seiner riesenmäßigen Herrlichkeit erscheint. Als die Simeonskirche gebaut wurde, begann man, das rohe Gestein, die nicht sorgsam behauenen Blöcke reinlich auszuarbeiten; zum Glück kam man nicht weit damit. Rechts an der obersten Säulenreihe hatte man sogar schon angefangen, die einfachen Säulenköpfe nach der Art des 11. Jahrhunderts auszuschmücken, wie sich denn die genaueste Uebereinstimmung zwischen diesen wenigen ausgearbeiteten Säulen und dem daranstoßenden Ueberrest des von Poppo errichteten neuern Anbaus findet. In dem Innern sieht man Bilder von Hei-

ligen, Bischöfen und frommen Sustern, die in den rohen Stein eingemeißelt sind; sie stammen begreiflich aus der christlichen Zeit, nachdem alles zur Simeonskirche eingerichtet war. Auf einzelnen Steinen sieht man römische Buchstaben. Aus dem gewaltigen Gestein wachsen überall Pflanzen hervor, vorzüglich, Verbascum, Sedum und andere Arten, und wenn einmal die schwarze Pforte befriedigend und ausführlich beschrieben werden kann (wozu freilich noch viele architektonische und antiquarische Studien zu machen sind), so darf die Flora auch nicht fehlen, die schon seit so vielen Jahrhunderten ihr Eigenthum ist. Die Benennungen Porta nigra (schwarzes Thor) und Porta Martis (Mars-Thor) sind beide sehr alt; erstere ist unzweifelhaft durch das Aussehen des Gebäudes entstanden, letztere scheint zu beweisen, daß das Bauwerk unter den Römern dem Kriegsgott geweiht wurde.

2. Die Mosel-Brücke. Wir haben schon oben gesagt, daß die Moselbrücke in ältern Zeiten in der Mitte der Stadt war, und nicht am Ende, wie jetzt. Neun Pfeiler tragen die Gewölbe. Die Steine dieser Pfeiler sind gewaltige Lavablöcke, die ohne Mörtel von innen so fest vereinigt sind, daß man leichter den Stein, als die Verbindung vernichten könnte. Die Gewalt des Wassers vermag nichts gegen dies unüberwindliche alte Mauerwerk, die Eis-

schollen verwunden wohl leichtbin einen Pfeiler, doch ohne daß das Ganze darunter leidet. Die Brücke ist 600 Fuß lang und 24 Fuß breit, mit 8 überwölbten Oeffnungen; die Pfeiler sind im Durchschnitt 66 Fuß lang und 21 breit. Die Bogen wurden nach ihrer Zerstörung durch die Franzosen, im Jahr 1729, wieder aufgebaut.

Dieses kolossale vortreffliche Bauwerk trägt unverkennbare Zeichen eines sehr hohen Alters und wird, wie bereits erwähnt, von den meisten Alterthumsforschern, gleich dem schwarzen Thor, in die vor römische oder gall-belgische Zeit gesetzt. Aber selbst die dem grauen sagenhaften Alterthum am wenigsten holden Stimmen schreiben ihre Erbauung dem durch viele Straßenanlagen berühmten Consul Agrippa, unter Kaiser Augustus, zu. Da jedoch Julius Cäsar eine Brücke über die Mosel vorfand, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß unsere im Tacitus, ohne daß ein Erbauer genannt würde, vorkommende Moselbrücke ältern, vor-römischen Ursprungs sei. Habe sie indeß gebaut, wer da wolle; genug, es ist doch wenigstens noch die nämliche Brücke, auf welcher, unter Kaiser Vespasian, in dem civilischen Kriege mit Löwenmuth gefochten wurde, als das Lager des römischen Feldherrn Cerealis bei Nacht überfallen ward, als er auf nächtlichem Lager in Trier zugleich

hören mußte, daß sein Heer angefallen und auch besiegt sei. Da stürzte er halb angekleidet hinaus auf die Brücke, das Wurfgeschoß flog um ihn her, er sammelte die Tapfersten um sich und eroberte wieder mit Löwenmuth die Brücke, — im Jahr 70 nach Christi Geburt.

3. Das Amphitheater, am Eingang des Olewigsthals, in einer Vertiefung des Marsberges, von Rebenhügeln umgeben. Im Jahr 306 ließ Constantin der Große in diesem Amphitheater mehrere Tausend gefangene Franken mit ihren Anführern Ascarich und Ragais durch wilde Thiere zerreißen, wiederholte 313 dieses Fest mit Tausenden von gefangenen Bructerern, so daß selbst die wilden Thiere ermüdeten, wie der Redner Eumenius „das prächtige Schauspiel" preisend sagt und führte die Frankenspiele ein. Die Aufgrabung der Arena ist seit einigen Jahren so weit als thunlich vollendet, und über die Gestalt des Schauplatzes, die Eingänge, Wasserleitungen u. s. w. ist kaum noch ein Zweifel vorhanden. Ueber die Zeit der Erbauung dieses Theaters ist nichts ausgemacht. Die Größe desselben beträgt nach der längern Seite der Ellipse 219, nach der kürzern 155 Fuß, der nördliche Eingang ist 193 Fuß lang, der südliche 114 Fuß parallell und 90 Fuß auseinandergehend. Der römische Circus, dem Am-

yhitheater gegenüber, ist nur noch an der Abflachung des Bodens zu erkennen; zwischen beiden befand sich die Naumachie.

4. Die römischen Bäder am weißen oder Altthore (Porta alba oder alta): Auch die Thermen oder Bäder der Römer sind bis jetzt nur höchstunvollständig zu Tage gefördert. Die zum Theil ausgegrabenen Fensterbogen lassen auf eine noch bei weitem größere Tiefe schließen. Durch die mancherlei Kriegsdrangsale, die Trier betroffen haben, durch Muthwillen, wie auch durch den Verbrauch des Materials dieser Ruinen zu andern Bauten, haben sie so gelitten, daß nun noch gerade so viel steht, um mit Sicherheit auf den frühern Zweck dieses Prachtgebäudes, dessen Einrichtung, nebst den übrigen römischen Bauten, deren Reste wir hier, in und bei Trier bewundern, wahrscheinlich in die Constantinische Epoche fällt, schließen zu können. In jedem Fall wurden auch die Thermen durch einen Aquäduct aus der Ruwer mit nöthigem Wasser versehen. Das Gebäude, das einen Umfang von ungefähr 700 Fuß gehabt haben mag, bestand in einem länglichen Viereck, mit 4 halbzirkelförmigen Vorsprüngen, von denen 2 nach der Feldseite hin noch erhalten, von jenen nach der Stadt gerichteten nur noch Spuren vorhanden sind. Zu beiden Seiten des noch stehenden östlichen Vorsprungs ragen

zwei runde Thürme mit Wendeltreppen, die nach den obern Stockwerken führen, empor. Uebrigens findet man auch mehrere kleinere und größere Zimmer, die wahrscheinlich zu warmen Bädern dienten, Feuerungsanstalten, Wärmeleitungen, Dampfbäder u. dgl. m., ja an einigen Stellen sogar Spuren von Malerei. Nach der Stadtseite hin sind die Ausgrabungen eifriger, als nach jener der Felsseite betrieben worden, und bei jeder Fortsetzung dieser Arbeiten werden neue merkwürdige Entdeckungen gemacht.

5. Zwischen den Bädern und dem Pallast der ehemaligen Kurfürsten von Trier liegt der große, freie und ebene Pallastplatz, der jetzt als Parade- und Exercierplatz benutzt wird. Größere Truppenversammlungen zu Evolutionen, Manövers und Revuen finden auf dem Grünerberge oder auf der Pellinger Heide statt. Der Pallast, welchen die Kurfürsten von Trier, bis zur Verlegung ihrer Residenz nach Coblenz, bewohnten, wurde nach und nach unter mehreren Erzbischöfen erbaut, führte den Namen St. Petersburg, und dient schon seit der letzten Besitznahme der Franzosen und noch jetzt zur Kaserne. Der ganze westliche Flügel desselben ist römischen Ursprungs, und wird auch Römer-, oder von seinem wahrscheinlichen Erbauer, Constantin dem Großen, Constantinspallast, der damit verbundene Thurm

Heiden- oder, nach der Mutter Constantins, Helenen-Thurm genannt.

Alle oben erwähnten römische Bauwerke, als namentlich das Amphitheater, die Bäder, der Pallast u. s. w. weichen in ihrer Construction sehr von den beiden zuerst beschriebenen Denkmalen vorrömischen Ursprungs ab. Sie bestehen zum größten Theil aus Mauern von gebrannten Ziegelplatten, die durch eisenfesten Mörtel verbunden sind. Die Hauptfront des jetzt noch stehenden Restes des Römerpallastes ist 182 Fuß lang. Der daranstoßende Thurm 43 Fuß hoch. Nimmt man an, daß an der andern Seite, da wo er mit obenerwähntem kurfürstlichen Pallaste zusammenhängt, ehedem ein ähnlicher Thurm gestanden habe, so würde die ganze Länge des Gebäudes 168 Fuß betragen haben. Bis zum Gesimse der, am mittlern Theile fehlenden Antike beträgt die Höhe 89, mit Antike und Gesimse 97 Fuß. Früher war das Gebäude ringsum mit offenen Arkaden versehen, die jetzt sämmtlich zugemauert, die Fenster der Kaserne enthalten, zu welcher es eingerichtet ist. Ueber die ursprüngliche Bestimmung des Römerpallastes sind die Meinungen der Alterthumsforscher getheilt.

Ferner sind als Merkwürdigkeiten von Trier noch zu nennen: Der Dom. Der vordere Theil und die nordöstliche Seite dieser dem

heiligen Petrus und der heiligen Helena geweihten Domkirche oder Kathedrale sind römischen Ursprungs, und waren in den frühesten Zeiten ein auf 4 ungeheuern Granitsäulen ruhender, aus 9 Bogen bestehender Pallast der frommen Kaiserin Helena, der, auf ihre Bitte, vom heil. Agritius zur St. Peterskirche eingeweiht wurde. Durch mancherlei Reparaturen, Anbaue und Veränderungen, namentlich aber durch einen Brand im Jahre 1717 und ihre Wiederherstellung 1723, unter Kurfürst Franz Ludwig, ist ein Gemisch von Bauarten der verschiedensten Zeiten geworden. Ein kolossales Bruchstück jener Granitsäulen, die ehedem den Helenenpallast trugen, liegt noch vor dem Haupteingang. Der Dom hat gegen 132 Schritt Länge, 52 Schritt Breite, 3 Schiffe, einen doppelten Chor, 16 Altäre, eine große und eine kleine Orgel. Seine Hauptkuppel ist 90 Fuß hoch. Unter der Kirche befinden sich geraumige Grüfte, die die Ruhestätte vieler trierischen Erzbischöfe und Kurfürsten sind, die hier ihre Denkmale haben. Die große 1628 gegossene Domglocke hat 8 trierische Fuß im Durchmesser, und in dieser Kirche wird die so sehr berühmte Reliquie, der Christusrock ohne Nath, den die heilige Jungfrau selbst gewirkt, der mit dem Körper des Heiland gewachsen, und den die heilige Helena aus dem Morgenlande mit nach Trier

gebracht haben soll, aufbewahrt. Er ist ganz ohne Nath und von röthlicher Farbe. Auch wird ein Theil der Dornenkrone und ein Nagel vom Kreuze aufbewahrt. — Die Liebfrauenkirche ist unstreitig die schönste Kirche in ganz Trier. Ihre Länge beträgt 75, ihre Breite 62 Schritte. Sie hat eine hohe Kuppel und ist in Kreuzform gebaut. Das Gewölbe tragen 12 Säulen, an welchen sich die Gemälde der 12 Apostel befinden. Als Merkwürdigkeit wird ein Stein am Eingange in der Mitte betrachtet, welcher die einzige Stelle bezeichnet, wo man alle 12 Apostel auf ein Mal erblickt. Das in Form einer Halle erbaute Portal ist mit Figuren von Heiligen verziert. Durch die in den siebziger Jahren herausgenommenen Glasgemälde der Fenster hat zwar die Kirche mehr Licht gewonnen, aber in Hinsicht der Kunst und Alterthümlichkeit wohl auch verloren. Der Bau wurde unter Erzbischof Theodorich im Jahre 1227 begonnen und unter Arnold II. 1243 vollendet. Der Name des Baumeisters ist unbekannt. Ein sehr hoher Thurm, den das Gotteshaus in frühern Zeiten hatte, wurde, aus Besorgniß seines Einsturzes, abgetragen. Die Kirche enthält den noch wohlerhaltenen Leichnam des heiligen trierischen Bischofs Hildulph, starb 778, welcher die im Jahre 1802 hierher gebracht wurde. Links beim Eingange

ist ein gut gearbeitetes, marmornes Denkmal des jung verstorbenen Grafen Kesselstadt. Weit vortrefflicher und ein wahres Meisterstück von unbekannter Hand ist ein Grabmal ohne Namen, etwas tiefer in der Kirche, wahrscheinlich das eines Erzbischofs. — Am Zifferblatt der Thurmuhr der St. Gangolphskirche steht die Inschrift: Orate et vigilate, und die Inschrift an der Domuhr antwortet: Neseitis, quo hora fur veniet. Die übrigen Kirchen Triers sind: Die Jesuiten- oder heilige Dreifaltigkeitskirche, die St. Antoniuskirche, die St. Gervasiuskirche, die St. Pauluskirche und die der Klarissen-Nonnen. Ganz in der Nähe des Doms liegt das Regierungsgebäude, in welchem sich noch Reste eines römischen Propugnaculums oder Vertheidigungsthurms befinden. Ein zweiter, noch besser erhaltener Thurm dieser Art steht in der Diederichsgasse.

Die Stadtbibliothek im Gymnasialgebäude, dem vormaligen Jesuiten-Collegium, 94,000 Bände stark, darunter seltene Drucke und herrliche Manuscripte, namentlich der Codex aureus, ein von der 809 gestorbenen Schwester Karls des Großen, Ada, der Abtei Marimin, in der sie auch begraben liegt, geschenktes Evangelienbuch, mit den zierlichsten Malereien, und auf dem kostbaren Einbande mit einem herrlichen Alterthume, einem geschnittenen Onyx von seltener Größe, die familia

Augusta darstellend, geschmückt. Das Museum, von einer Gesellschaft von Freunden nützlicher Untersuchungen angelegt, enthält naturhistorische Sammlungen; dann eine Menge in Trier und der Umgegend gefundener Münzen, Bildwerke aus Bronze und Stein, Vasen, Schalen, Inschriften und andere Antiquitäten. Der verdienstvolle Direktor und Bibliothekar Wyttenbach hat manches Merkwürdige über den Inhalt des Museums mitgetheilt. Die Alterthümer-Sammlung in der Porta nigra, die Ausbeute der von der preußischen Regierung veranstalteten Ausgrabungen enthaltend. Die Sammlung des Herrn Regierungsrathes Quednow, von ähnlichem Inhalte.

Vor dem Neuthore liegen, gleich Vorstädten an Trier und zusammenhängend, die Orte Löwenbrücken, St. Mathias und St. Medard. Im zweiten sieht man den Nell'schen Garten und die St. Mathiaskirche, die früher St. Eucharius hieß. Durch die verschiedenen Schicksale, welche diese Kirche erlitt, wurde sie in ein Aggregat von Bauten verschiedener Jahrhunderte, und am 9. Sept. 1738 die Dächer der Kirche und Thürme ein Raub der Flammen. Bei der Wiederherstellung erhielt nun das Hauptgebäude ein Dach; die Thürme blieben unbedacht und wurden nur oben mit Urnen und andern Steinfiguren verziert, was dem Bau ein sehr eigenthümliches

Ansehen gibt. Die Kirche hat gegen 102 Schritt Länge und gegen 30 Schritt Breite, verwahrt eine merkwürdige Reliquie, einen in Gold gefaßten und antique verzierten Kreuzpartikel und enthält eine sehenswerthe Madonna. In der geräumigen Crypta befinden sich die Gräber des heil. Eucharius und des heil. Mathias. In den Gebäuden der Abtei ist jetzt ein Schullehrer-Seminar. St. Martin, am Ufer der Mosel, wurde von dem heil. Martin, Bischof von Tours, gestiftet, von den Normannen und Hunnen zerstört und zum dritten Male im Jahr 966 vom Erzbischofe Theodorich I. wieder aufgebaut. Das Gebäude ist jetzt im Privatbesitz. St. Maximin, eine Viertelstunde von Trier, unfern der Mosel, jetzt zur Kaserne eingerichtet, soll früher ein Pallast Constantins des Großen gewesen und von ihm im Jahre 327 in dieses Kloster umgeschaffen worden sein; es erhielt den Namen von dem heil. Maximin, welcher in demselben nebst 300 Leichnamen von der thebaischen Legion beigesetzt wurde. Diese Abtei war eine der bedeutendsten und reichsten, früher unter dem Reiche, dann, wiewohl beständig widerstrebend, seit 1138 unter den Erzbischöfen. Die Abtei Maria zu den vier Märtyrern, jetzt als Artillerie-Depot benutzt, unterhalb der Stadt an der Mosel auf der Stelle, wo der Pallast der römischen Präfekten gestan-

den. In der Nähe dieses Pallastes erlitten viele Christen den Märtyrertod, daher der Name des Klosters. Die genannten Klöster wurden im Laufe der Jahrhunderte von den Franzosen häufig beschädigt und ausgeplündert. — Trier hat sehr schöne Umgebungen, wovon hervorzuheben sind: Pallien, Trier gegenüber, mit Wasserfällen in einer romantischen Gegend; das Dorf Igel, woselbst der Igelstein, ein 72 Fuß hohes Grabmal der Secundiner, einer alten römischen Familie, steht. — Die Umgebungen von Trier sind reich an schönen Aussichten. Wettendorfs Häuschen und Weißhäuschen sind angenehme Erholungsorte. Gasthöfe: Der trierische Hof, Luxemburger Hof, weiße Roß, rothe Haus. □ Zum Verein der Menschenfreunde. L. R. Y. — Entfernung von Berlin 91 Meilen, von Aachen 26 Meilen, von Coblenz 15 Meilen, von Paris 45 Meilen und von Wesel 34 Meilen.

Coblenz, gedruckt bei Ph. Werle.